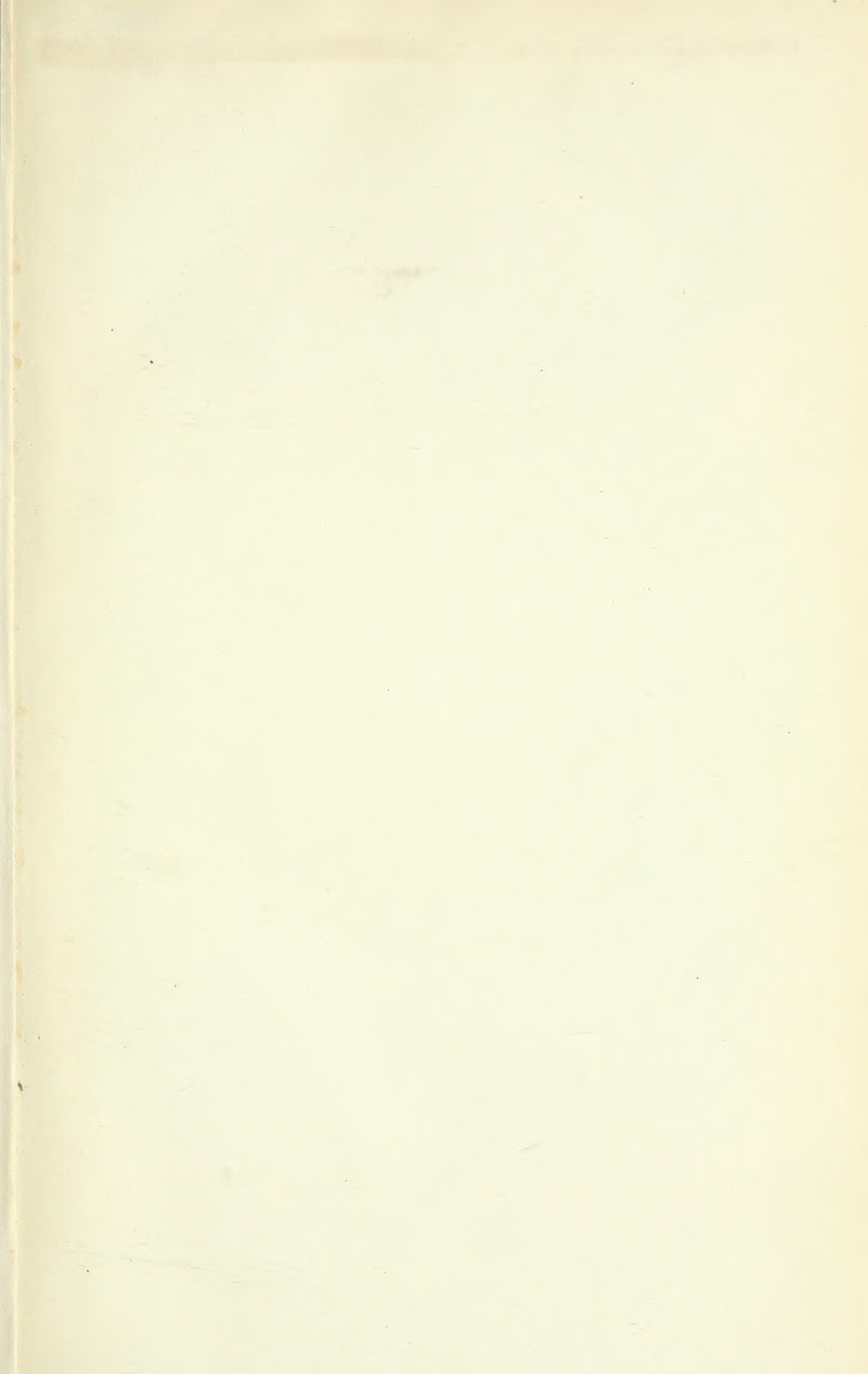


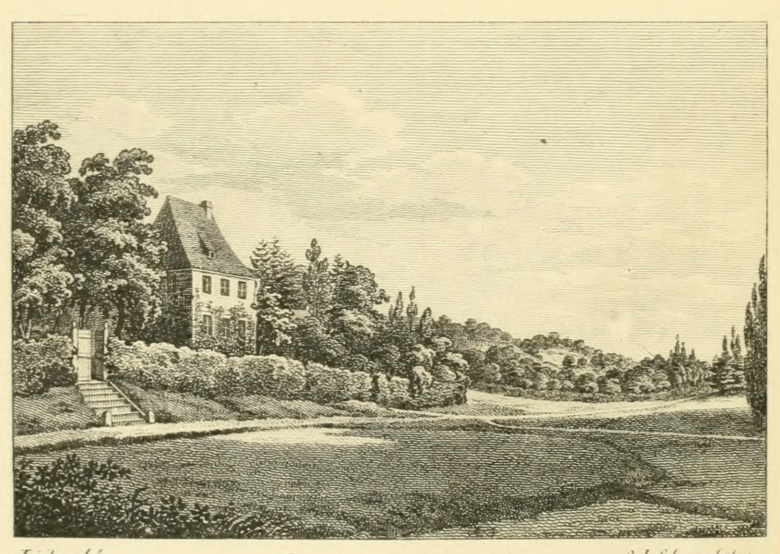








Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses kleine Gartenhaus;
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth beschert.
März 1826
Goethe



Lieber del. C. A. Schwerdgeb sc.

Göthes Gartenhaus.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Elfter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1925



Wie das Vorjahr 1924, so ist das Jahr 1925 eine Erinnerungsepoche, in der das deutsche Volk und mit ihm die Goethe-Gesellschaft zu freudigem Gedächtnisfeste aufgerufen wird. Hatte sich damals am 28. August zum hundertfünfundsiebzigsten Male der bedeutungsvolle Tag erneuert, an dem Goethe ins Leben eingetreten war, so bringt uns 1925 in schöner Steigerung eine Doppelfeier: hundertundfünfzig Jahre sind am 3. September verflossen, seitdem Karl August die Zügel der Regierung aus den Händen seiner Mutter Anna Amalia übernommen hat, und die gleiche Zeit wird verstrichen sein, wenn am Morgen des 7. November jene denkwürdige Stunde wiederkehrt, die den Dichter des 'Götz' und des 'Werther' in Weimar einziehen sah. Wie verschwisterte Genien, durch gleiche Zielsetzung verbunden, reichen 3. September und 7. November einander die Hand; sie bezeichnen den Beginn unserer klassischen Literatur und Kultur.

Weder am Rhein noch in Berlin, weder in Leipzig noch in Hamburg hat sich das Schicksal des deutschen Geistes entschieden: in Weimar hat sich sein Wesen bestimmt, hat sein Entwicklungsgang unbeirrbare Richtung eingeschlagen. Über dieser Wendung hat der Zwang des Schicksals gewaltet. Nicht freie Wahl hat den jungen Goethe nach Weimar geführt: er selbst fühlte sich unter dem dunkeln Willen unbekannter höherer Kräfte stehen, er fühlte, daß ihm bei dem Sturm der jagenden Lebensrosse nichts übrig bleibe, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, um den leichten Wagen vom Steine hier, vom Sturze da wegzulenken. Wohin die Fahrt gehe, das wußte er nicht; wußte er doch kaum, woher er kam! Wir Nachgebornen wissen, welch herrlichem Ziele er entgegengetragen wurde, sich und seinem Volke zum Heil. Die kleine Stadt, der kleine Staat wurden ihm das weite Feld, das der Entfaltung seiner Eigen-

heit gemäß war. Hier, in der Enge, lernte er ins Unendliche zu schreiten, indem er im Endlichen seines beschränkten Zustandes nach allen Seiten ging. Hof und Gesellschaft, Politik und Verwaltung, Technik und Industrie, Ackerbau und Jagdbetrieb, die Zeichenschule und die Universität, alle natürlichen und sozialen Beziehungen der Menschen untereinander stellten sich ihm auf begrenztem Raume dar, um seinen Blick über die ewigen Daseinsformen der Menschheit zu eröffnen; auf begrenztem Raume offenbarte sich ihm das unveränderliche Spiel menschlicher Seelenkräfte in Großmut und Neid, in Pflichttreue und Leichtsinn, in Narrentum und Hoheit, in Haß und Liebe. In und an den kleinen und kleinlichen Verhältnissen seines Wirkungskreises entwickelte sich ihm der sittlich-künstlerische Grundsatz, im Kleinen das Abbild des Großen, im Einzelnen den Vertreter des Ganzen, im Unvollkommenen den vollendeten Typus zu sehen, dieser Grundsatz, der der Eckpfeiler seiner Weltauffassung, die Grundlage unserer klassischen Dichtung geworden ist. Im dürftigen Weimar ist Goethe seßhaft geworden; von allen Fahrten ist er freudig in die Stille zurückgekehrt, den Lockungen der alten Heimat hat er widerstanden, und selbst Italien hat ihn nicht zu halten vermocht. Während Schiller den Gedanken erwog, die thüringische Kleinstadt gegen das bewegte Leben der preußischen Residenz einzutauschen, hat Goethe sich dauernd durch die Bande der Pflicht und der Freundschaft an die armen Ufer der Ilm gefesselt gefühlt. Freundschaft zu dem Fürsten, der ihn nach Weimar berufen, der durch alle Wechselfälle täglich-alltäglicher Gemeinschaft hindurch Treue mit Treue vergolten, der, selbst ein „dämonischer“ Charakter, den fremden Dämon walten ließ und hohen Sinnes den Genius des Freundes auch dann noch ehrte, wenn er ihn nicht begriff. Im Bunde Goethes mit Karl August wird die Weisheit des lenkenden Schicksals am herrlichsten offenbar: kein Großer damaliger Zeit hätte so, wie Karl August es getan, dem Dichter gegeben, wessen er bedurfte: „Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.“ Als am 3. September 1825, an dem schönen Tage, da Stadt und Großherzogtum das fünfzigjährige Regierungsjubiläum

Karl Augusts beging, Goethe sein Haus am Frauenplan schmückte, da wußte er als Inschrift über die Pforte kein treffenderes Wort, kein herzlicheres Geständnis zu setzen als das Virgilische: „Haec otia fecit."

Der Zweiheit Karl August-Goethe, die im Erinnerungsjahre 1925 in eindrucksamer Erneuerung vor die Seele des Volkes tritt, sucht auch das vorliegende 'Jahrbuch' den schuldigen Zoll zu entrichten: mehr als in den früheren Bänden steht dieses Mal der Fürst als gleichberechtigter Partner neben dem Dichter. Und um die Grundlage geistreich-ironischer Stimmung zu kennzeichnen, über die das Lebenswerk Goethes und Karl Augusts in machtvollem Drange hinausgewachsen, spricht als Vertreter des alten Geschlechtes Wieland zu uns in harmlos geschwätzigem Geplauder.

Auf die Weimarer Gedächtnisfeier des Jahres 1825 leitet das schöne Blatt zurück, das wir am Eingang unseres Bandes darbieten. Als Karl August am 1. September 1814 von einer Reise nach England in seine Stadt zurückkehrte, begrüßten ihn von der Zeichenschule aus eine Reihe symbolischer Bilder; sie stammten von Karl Heideloff, der, vorher Hofmaler, durch Herzogliches Dekret vom 11. Januar 1811 zum Theatermaler ernannt worden war. Acht dieser Bilder verwendete Goethe aufs neue, als er am 3. September 1825 sein Haus in sinnreich-würdiges Festgewand hüllte, und als man in dem Werke 'Weimars Jubelfest' eine zweibändige Darstellung des Gedenktages veröffentlichte, fanden im ersten Bande auf zwei Tafeln auch diese acht Bilder Aufnahme, von Karl Ermer in starker Verkleinerung gestochen, von unbekanntem Künstler (Eduard Lobe?) mit Wasserfarben ausgemalt. Die bunten, zierlichen Stiche sind dann einzeln vielfach von Goethe als Albumblätter verschenkt worden, in ihrem allegorischen Tiefsinn zumeist vom Dichter durch wechselnde Verse erläutert: eines von ihnen liegt auf unserm Kunstblatte vor. Goethe hat das anmutige Bildchen in den oberen Raum einer Unterlage von starkem weißem Schreibpapier geklebt, die untere Hälfte derselben trägt eine von Karl Lieber gezeichnete, von Karl August Schwerdgeburth gestochene Darstellung des stillen

Gartenhauses am Park, dazwischen findet sich eben Platz genug, in gedrängtem Vierzeiler den Preis des bescheidenen Schauplatzes erster Weimarer Freuden und Schmerzen auszusprechen; im März 1826 hatte Goethe dort mehrfach sinnende Einkehr gehalten. Unser Blatt zeigt vermutlich die erste Reinschrift der berühmten Verse, die Goethe später noch häufig gewandelt und erweitert hat. In der letzten Märzwoche 1826 schloß der Dichter das Manuskript zum dritten Bande der vor kurzem in Angriff genommenen 'Ausgabe letzter Hand' ab, so war Gelegenheit gegeben, unsern Vierzeiler einzufügen, zusammen mit drei anderen Sprüchen verwandten idyllischen Inhalts: in diesem Zusammenhang, unter der Überschrift 'Ländlich', in der dritten Zeile ein wenig geändert („Allen die sich drin genährt"), ist unsere Strophe im März 1827 in die Öffentlichkeit getreten. Wem Goethe das sinnige Blatt, „im Vielfachen Eines", im März 1826 verehrt hat, ist nicht überliefert; es könnte der Berliner Münzschneider Brandt gewesen sein, der damals nach Weimar gekommen war, für seine Gedächtnismedaille Goethes Kopf zu studieren. —

Das 'Jahrbuch' 1924 hat zu Adolph Doebbers Aufsatz 'Schinkel in Weimar' auf Tafel 3 vier Reliefs abgebildet, die Doebber als Werke Schadows erkannt hatte. Er hatte sie mit der Ausschmückung der Jenaer Bibliothek in Verbindung gebracht; darin hatte er geirrt: diese Bildwerke sind Eigentum der Familie Bendemann gewesen. Frau Exzellenz Margarethe Busch, geb. Bendemann, in Weimar, hat die Güte gehabt, mir folgendes mitzuteilen:

„Wie und wann die Reliefs in den Besitz meines Vaters gekommen sind, darüber kann ich nichts Bestimmtes angeben. Ich vermute, daß sein Bruder Eduard Bendemann, der mit der einzigen Tochter Gottfried Schadows verheiratet war, sie ihm zum Schmucke für das Haus schenkte, das er 1860 in Berlin in der Viktoriastraße gebaut hatte. Dort waren sie in einer großen gedeckten Veranda, die nach dem Garten führte, angebracht. Nach dem Tode meiner Eltern kamen sie in meinen Besitz, und als ich meine Villa in der Jenaerstraße [in Weimar] baute, habe ich die Vorhalle mit ihnen geschmückt. Beim Verkauf des Hauses ließ ich sie herausnehmen und gab sie meinem ältesten Sohne, dem Staatssekretär Dr. Busch. Er wird sie in dem Hause seines Gutes Büssow in der Neumark anbringen lassen."

Zu dem Stammbuchblatt Goethes für Löbel ('Jahrbuch' 1924) bemerkt Herr Geheimrat Edward Schröder in Göttingen, daß der Wiederholdische Verlag, dem das Kupfer (keine Lithographie!) „Das Schloß Habsburg" entstammt, zahlreiche ähnliche Blätter, namentlich über Göttingen und seine Umgebung herausgegeben habe: Goethe hat „sich vielleicht eine größere Anzahl aus dem Wiederholdschen Laden 1801 mitgebracht oder aber später nachkommen lassen". Auch das Blatt für Gräfin Julie v. Egloffstein („Auf diesen Trümmern hab' ich auch gesessen", Werke 4, 51) und das Blatt mit einem „Bildchen von Ulrichs Garten" („Daß zu Ulrichs Gartenräumen", Werke 4, 52) sind, worauf Schröder hinweist, Wiederholdische Kupfer. Eine Anzahl Wiederholdischer Blätter findet sich in August v. Goethes Stammbuch ('Deutsche Rundschau' 17. Jahrg. Heft 10, Juli 1891, S. 73).

Zum Schlusse stehe hier eine jener Strophen, mit denen Goethe unser Bildchen „Regenbogen über den Hügeln einer anmutigen Landschaft" ausgedeutet hat; wie sie für die Jahre 1806—1815 gegolten, so gilt sie auch für unsere Zeit und wird für alle Zeiten Gültigkeit behalten:

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Rasten über Hain und Dach;
Ewig doch und allgemach
Stellt sich her der bunte Bogen.

Weimar, August 1925.

Max Hecker.



Goethe

Zum 28. August 1924

Von Gustav Roethe (Berlin)

Wir haben uns versammelt, in Liebe und Ehrfurcht die Vollendung des siebenten Vierteljahrhunderts zu begehen, das seit Goethes Geburt verstrichen ist. Wir feiern Geburtstag, den Tag erwachenden Lebens. Wir halten keine Gedächtnisfeier für den Toten: wir huldigen dem Lebenden. „Lebe hoch, wer Leben schafft!", und wir sind uns dankbar bewußt, daß Goethe Lebenskräfte in uns befreit. Er selbst scherzte freilich:

> . . . bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
> So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Nun, wir wissen längst, daß für ihn in jedem Sinne das Gegenteil gilt. So sehr, daß auch der Trostspruch:

> Was in der Zeiten Bildersaal
> Jemals ist trefflich gewesen,
> Das wird immer einer einmal
> Wieder auffrischen und lesen,

vor der überwältigenden Macht Goethischen Fortlebens schwächlich versagt.

Daß wir Goethe besitzen, bedeutet uns heute viel mehr noch als unsern Ahnen nach der Schlacht bei Jena, da sich um den Ersten Teil des 'Faust' bestes deutsches Selbstbewußtsein, versprengt und entkräftet, wie um ein heiliges Banner sammelte. Einst schuf Luthers Bibel die gemeinsame Grundlage aller deutschen Bildung, Stände und Landschaften herzhaft vereinend, soweit Deutschland protestantisch war und weiter; heute bedeutet Goethes Werk und Weisheit inmitten der trüben Fluten anschwellender geistiger Unbildung und Unkraft die rettende Arche, in der sich zusammenfinden, die an

die Größe und Dauer deutschen Geistes glauben. Das freilich ist eine törichte Illusion, Goethe zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes machen zu wollen. Mag er dem deutschen Sprach- und Spruchschatz auch ungezähltes volkstümlich gewordenes Gut zugeführt haben, er erschließt sich nur denen, die ernsthaft, in Liebe und treuem Streben um ihn werben. Den Viel-zu-Vielen wird er immer verschlossen bleiben; er spricht nur zu den Freien und Selbständigen die rechte Sprache. Ihre Zahl zu mehren, ist die Goethe-Gesellschaft seit vier Jahrzehnten nicht erfolglos bemüht. Wir, die wir wissen, was wir Goethe danken, tragen jeder unsern Goethe in der Seele, und so soll es sein. Schon sein Name bedeutet uns innere Erhebung, die wir Deutschen selten so dringlich brauchten wie heute. Mit gutem Grunde hat sich in diesen dunkeln Jahren eine Luther-Gesellschaft neu gebildet, die uns den schweren Kampf um des Christenmenschen Freiheit, wie ihn der freie deutsche und christliche Held so wundervoll führte, vorbildlich beleben will. Aber Goethe greift weiter und steht uns näher: konfessionelle Schranken bestehen hier kaum; die Weite des Blickes, die Fülle des Lebens, die heitere weltumspannende Kraft, die in ihm zu Tage tritt, faßt die Berufenen unmittelbarer. Er ist noch ganz der Unsere, wir die Seinen.

Welches Volk hätte seinesgleichen? Es wäre schief, den fernen, schwer zugänglichen, scholastisch gebundenen Dante, diesen Sohn einer ganz andern Welt, oder selbst Shakespeares gigantische, lebenstrotzende, aber doch engere Dichtergröße zu vergleichen: beide sind ihren Landsleuten längst nicht mehr die Führer zur Vita nuova. Die Franzosen zumal haben nie einen Dichter hervorgebracht, der mit Goethe in einem Atem zu nennen wäre. Uns aber weist Goethes „Stirb und werde" mit ungebrochenem Nachdruck zu Entsagung und Tat. Er ist uns viel mehr als nur Dichter: wie weltenweit liegen die Tage, da man nur den Poeten, womöglich nur den Lyriker volltönig anerkannte! Der Forscher Goethe steigt in den Augen der Wissenschaft immer höher; der Weise ist uns nicht nur der schauende, hoch über uns stehende Prophet, er ist uns lieb und vertraut im Engsten und Heimlichsten, im Kleinen und Großen

ein verständnisvoller Künder und Festiger unsrer eignen Art. Er ist uns der vertraute Freund, mit dem wir abrechnen über manche Regung, die wir keinem Lebenden anvertrauen möchten. Seine Sprüche und Maximen sind uns das köstlichste unentbehrliche Laienbrevier geworden. Und dieser Rheinfranke, im mittleren Deutschland, am deutschen Scheidestrom, dem Main, geboren, vom Vater her Nord-, von der Mutter aus Süddeutscher, spricht wie zu allen deutschen Gauen, so zu allen Lebensaltern. Er war selbst stürmender Jüngling, kraftvoll schaffender Mann, abgeklärter, ruhig schauender Greis: jedem Alter im höchsten Sinne gemäß, aber immer produktiv. Nie gab es einen Menschen, der diese Kraft der Selbstverjüngung besaß; er ältelte wohl einmal in der Form, nie im Herzen:

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.

Auch Goethe hat Schaffenspausen: aber wo andre ermüdet, erschöpft schweigen, sammelt er neue Heere und Kräfte wie der Alte Fritz in seinen Kriegswintern. So ersteht ein Reichtum des Erlebens, das sich keinem geistigen Deutschen versagt. Man hat, nicht mit Unrecht, ausgesprochen, daß er ein Sohn der Aufklärung war, aber er hat sie noch viel mehr überwunden als Lessing und Kant; für die Romantik ist er zugleich Vater und Besieger; daß er auch zu Bismarcks Zeitalter Pate stand, wissen wir längst. Sein Sprüchlein:

Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken,

das will jetzt schon für die Ur-, Urur-, Urururenkel gelten. Er weist stets vorwärts. So ist es ein Armutszeugnis, wenn moderne Schriftsteller darüber klagen, daß wir zu rückwärtsgewandt an Goethe haften und daß die Autoren der Gegenwart darunter leiden. Nun, das kann der Gegenwart durch Goethe nur widerfahren, wenn sie zur Zukunft nicht das Zeug hat. Goethe ist heute noch so zukunftsträchtig wie je. Nicht nur, daß immer noch Neues, Unbekanntes auftaucht aus weimarischen und andern Schatzgruben; vor allem, das Alte verlangt und

gewährt immer neue Deutung. Auch Goethes Werke besitzen jene wunderbare Erneuerungskraft, daß sie zu jedem Geschlecht eine andere zukunftweckende Sprache reden.

Das Thema „Goethe und das Publikum" umfaßt einen in dem bunten Wechsel der Bilder fast spannenden Stoff. Dem jungen Stürmer und Dränger, der in allem heißen Lebensdrang doch Maß und Form nie verlor, jubelte das ganze jugendliche und lebensfrische Deutschland zu. Seine Liebeslyrik schien die echte schlichte Sprache des deutschen Herzens neu zu entdecken; sein 'Götz', sein 'Werther' haben eine ganze Literatur von rasselnden Ritterdramen oder -romanen und von schwärmerischen Empfindsamkeiten für Leihbibliothek und Almanach der weitesten Kreise hervorgerufen. Der in Weimar und Italien gereifte Künstler enttäuschte: es ist noch nicht so lange her, daß selbst Urteilsfähige nur den Frankfurter Goethe gelten lassen wollten. Dann aber waren es die feinsten und edelsten Geister, die staunend erfaßten, wie der Meister stieg. Schiller rang sich diese Erkenntnis unter Schmerzen ab; die Romantik hat den wesenhaften Unterschied, der Goethe von allen anderen deutschen Dichtern trennte, zuerst bewundernd gekündet. Aber sie selbst war in sich uneins: sie sieht in ihm, der ihr der Gott Vater der Poesie gewesen war, auch wohl die Negation echter Dichtung, und während es für jeden geistig höher stehenden Deutschen ein Lebensereignis wird, dem Alten von Weimar ins Auge schauen zu dürfen, während der große Denker sich mehr und mehr durchsetzt, verliert der Dichter wieder eine Zeitlang an Popularität: wie wird der zweite Teil des 'Faust' bespöttelt! Die Jungdeutschen bekämpfen den reaktionären Höfling mit dem Haß eigner Unfähigkeit. Das Gedenkjahr 1849 wird wenig beachtet, Schillers Geburtstag 1859 wächst sich zum deutschen Volksfest aus. Doch der Weg zu Bismarcks Reich bedeutete den neuen Umschwung, von dem gerade die Goethe-Gesellschaft Zeugnis ablegt: es gab Jahre, da umgekehrt Schiller schweres Unrecht geschah. Auch unsere Gesellschaft hat dann Zeiten erlebt, wo eine Verflachung des Interesses einsetzte. Heute steht es so, daß gerade das Schwerste und Tiefsinnigste aus Goethes Altersdichtung die höchste, auch im

Geheimnisvollen unwiderstehliche Werbekraft zu entfalten beginnt: die 'Urworte. Orphisch', die 'Pandora', der zweite Teil des 'Faust', die 'Metamorphosen' und der 'West-östliche Divan' stehen dem Goethekenner und -freunde wachsend hoch und nahe, während die Prosa etwas zurückgetreten ist und der 'Urfaust', zumal der 'Urmeister', also neugefundene Jugendwerke, nicht ganz die Würdigung gefunden haben, die sie verdienen. Aber beständig steigt die Wirkung der Sprüche, Denkverse, Distichen, Aphorismen, Tagebuchblätter, die, zuerst in den Tagen der Romantik gerade als fragmentarisch naive Kundgebungen der Persönlichkeit geehrt, seitdem in ihrem unbegreiflichen Reichtum uns mehr und mehr zum Haus- und Lebensschatz geworden sind.

Und über dem Werke steht uns der Mensch. Das gerade kennzeichnet Deutschlands führende Große, daß sie auch menschlich alle Stich halten. Das bekannte Wort freilich, Goethes Leben sei ein größeres Kunstwerk als seine Dichtung, ist anfechtbar: blieb es ihm doch versagt, eine der ersprießlichsten Aufgaben des in sich vollendeten Manneslebens zu lösen und die rechte Ehe zu finden, und er hat die Einsamkeit des großen Mannes härter erfahren als Luther, Schiller, Bismarck, wenn das auch nicht in tragischer Form zutage tritt. Künstlerisch wirkt auf uns die innere Notwendigkeit dieses Lebens, für die *τύχη* und *ἀνάγκη* fast zusammenfallen: die Berufung nach Weimar, die Freundschaft Charlottens von Stein und Schillers, die italienische Reise, das Verhältnis zur Universität Jena, das und manches andere sind Fügungen, hinter denen wir einen göttlichen Lebensrhythmus von besonderer Schönheit spüren. Und dies Leben bewährt durch alle Störungen und Hemmungen des Körpers und der Seele, die weit stärker waren als die gewöhnliche Darstellung das erkennen läßt, tatsächlich eine ruhige Harmonie, die es von dem enthusiastischen Heroismus Schillers, von dem in Gott erglühenden Kampfes- und Schaffenswillen Luthers, von Lessings unstillbarer Streit- und Erkenntnisfreude, von des großen Friedrich überharter Pflichterfüllung versöhnend abhebt. Bismarcks Leben läßt eher ahnen, daß er durch Goethes Schule gegangen sei: auch ihm war Freiheit und Notwendigkeit eine naiv hingenommene, vom Dämon

gewollte Einheit, der er sich heiter, der Lebensfülle froh, unterwarf. Aber die zeitweilig verbreitete Anschauung, Goethe sei einer der glücklichsten Sterblichen gewesen, erschreckt doch durch ihre geringe Feinfühligkeit, ohne daß sie gerade falsch wäre; es kommt eben darauf an, was man Glück nennt. Es ist schon ein Glück, ein Ganzer, ein Schöpfer zu sein; aber dies Glück ward auch von Goethe nur durch bittre Schmerzen und Wunden erkauft. Die produktive Kraft erheischt Widersprüche und Zweiheiten, die sich nur schwer befreunden; auch für Goethe war Widerspruch Herr der Welt und des Liedes; die „ewige Ruh' in Gott dem Herrn" ist ihm stetes Drängen und Ringen im immer unbefriedigten Menschen. Neuere Geschichtsphilosophie hat das Faustische, also die letzte und tiefste Offenbarung Goethischen Geistes, zum Grundzuge der abendländischen Kultur machen wollen: doch nur dem germanischen, dem deutschen Geiste gibt es wirklich den Stempel, solange dieser Geist sich getreu bleibt. Den Faustischen Drang zu gestalten und zu lösen durch die Macht der Form, die „der Liebe holden Schranken" so nahe verwandt ist, das gelang nie einem Deutschen so vorbildlich wie unserem Helden.

Wir treten ein in Goethes Formenwelt. Noch gliedert sich ihm die menschliche Gesellschaft in den festen ständischen Formen. Das Elternhaus zeigte hier gesichertes, reiches, auch an Familientradition reiches Patriziat, dort ein ehrenfestes, bildungsstolzes, aufstrebendes Bürgertum in kulturfreundlichem Wohlstand: leichtere und härtere Lebensauffassung, Anmut und Würde, naive Daseinsfreude und bewußte Ordnung waren nah gepaart. Goethe selbst hat es dann in der 'Theatralischen Sendung' mit dreifacher Fanfare begrüßt, daß er in die Welt des Adels und Hofes eintreten durfte, mit ihren bei mancher Leichtherzigkeit besonders bestimmten und strengen Formen, mit ihren fordernden Überlieferungen, die in Weimar freilich milder auftraten als etwa in Preußen. Goethe hat noch der Revolution gegenüber die kulturelle und sittliche Bedeutung der Tradition nachdrücklich betont, eine Bedeutung, die heute wieder an Macht gewinnt, gerade weil die Schmeichler der Masse sie leugnen.

Dem Dichter stand der Wert dieser ständischen Formen sehr hoch. Besonders typisch faßte er den Bürgerstand: er scheute sich nicht, im 'Spaziergang' des 'Faust', im 'Wilhelm Meister', in 'Hermann und Dorothea' das Philisterhafte des deutschen Bürgers anzudeuten, aber mit dem warmen Behagen, das in diesem Philistertum eine Wurzel echt deutscher beschränkter Tüchtigkeit erkannte und ehrte. „Ein jeder kehre vor seiner Tür, Und rein ist jedes Stadtquartier." Selbst das eng Bedingte, wo es sich den Urformen des Lebens nähert, erweckt Ehrfurcht. Goethes Stellung in den klein-weiten staatlichen Verhältnissen Weimars hat ihn dann auch mit der Not der Strumpfwirker Apoldas, mit den Wildschäden der thüringischen Bauern, mit Stolz und Gefahren des Bergbaus in mannigfache Berührung gebracht: seine Dichtung hat diese Sphäre doch nur gestreift; die Welt seiner Helden bleiben Adel und Bürgertum, die akademischen und die freien Berufe, die Sphäre des geistig selbständigen Menschen.

Die Ehe hat er in ihrem Wert für die Gesellschaft tief und streng gewürdigt: sie schien ihm so köstlich und segenspendend, daß nichts ihre Auflösung rechtfertigen könnte. Er sah sie im lieblichen Idyll der Heiligen Familie, im kräftigen Behagen, wie es Götzens Weib und Hermanns Mutter um sich verbreiten, und sie verkörpert ihm auch „die höchste Frucht gleicher Gesinnungen", die das Paar der höheren Welt vereint entgegenführen. Auch der hohe Wert der Entsagung, die die Ehe von jedem Teile fordert, war ihm ganz gewiß. So duldet er gegenüber den sittlichen Pflichten der Ehe keine weichliche Nachsicht; hier versagt für ihn selbst der entschuldigende Naturzwang der Wahlverwandtschaften; Werther ist im Unrecht auch vor unglücklicher Ehe; ja, im 'Tagebuch' wird die Treue ehelicher Liebe geradezu ein Naturgebot, das sich mit dem kategorischen Imperativ deckt, ihn sittlich selbst überbietet: denn es vermag „sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe". Eheprobleme wechselnder Art, vor allem die ungleichen Paare, den großen Mann und die kleine Frau, den Mann von fünfzig Jahren und das verliebte junge Mädchen, den Knaben und das reife Weib, die Prinzessin und den revolutionären Gerichts-

rat, den Sanguiniker und die Empfindsame, hat er vorübergleiten lassen. Aber nur die bestehende Ehe beschäftigt ihn, nicht sonderlich ihre Entstehung. Der übliche Roman, in dem „sie sich kriegen", fehlt bei Goethe. Nur für den typischen Bürgersohn Hermann wird die Ehe ein Ziel; zwischen Wilhelm und Natalie kommt es nicht zu überzeugendem Bunde; daß die Liebe zur Ehe führe, ist nicht Goethes normaler Weg. Die menschliche Gesellschaft, ihr Fortbestehn und Gedeihen heischt die Ehe, sogar eine Ehe von sittlich hoher Auffassung. Doch ist sie anscheinend nicht das persönliche Bedürfnis des Dichters, der in seinem eheschеuen Fernando auch einen Teil seines eigenen Selbst festhält.

Aber vielleicht war sie doch eine uneingestandene, unbewußte Sehnsucht: nur fand der Suchende nie, dem das Melusinchen im Zauberkasten nicht genügte, der durch den Zauberring der lieben Zwergin nicht selbst schrumpfen wollte. Der große Weise, der die produktive Kraft der Zweiheit aus Erlebnis und Forschung kannte, hat sein Leben lang nach dem Weibe gesucht. Unendlich tief faßt und ehrt er diese für den vollen Menschen entscheidende natürlichste Zweiheit: Mann und Weib. Nicht daß er die Frau überschätzte: ihr „Urteilen und Meinen", der Dilettantismus ihres geistigen Schaffens erweckt ihm Zweifel und Unbehagen. Aber schon bei der Mutter verehrte er die geniale Natur im Weibe, die der Mann in der unentbehrlichen geistigen Schulung oft einbüßt. Nie hat ein Dichter das Weib in Unschuld und Reife, in Schwäche und Größe, im verzehrenden Sinnenreiz und im höchsten Seelenadel zu bilden gewußt wie Goethe. Aus dem Weibe sprechen zu ihm die leisen Offenbarungen der Natur, wie es ihm die feinste Blüte veredelnder Bildung und die erhabenste Reinheit der Idee darstellt. Aus Mignons rührend kindlicher Gestalt ringen sich geheimnisvolle Urlaute des Seins heraus; aus Ottiliens selbstloser Menschenliebe steigen magnetische Kräfte auf; im Weibe lebt noch die schöpferische Unbewußtheit, die der Mann sich nicht bewahren darf und die doch ahnend zum Höchsten trägt. Und wenn sich der Dichter im Verkehr mit Frauen auch nie so rückhaltlos aufgab, wie sein Wilhelm Meister

dem wundersam bunten Reigen ungleicher Erzieherinnen erliegt, der ihn von der entzückenden Kokette Philine bis zu der kosmischen Prophetin Makarie umringt, das Weib als Erzieherin hat er im höchsten Sinne gewürdigt. Sie erzieht durch Liebe, „Krone des Lebens, Glück ohne Ruh'". Und sie gewährt doch Ruhe der verstörten Brust, tropft Mäßigung dem heißen Blute. Das Weib in klassischer Schöne verkörpert ihm die Form, die die Kraft bändigt. In Tagen sittlicher Verdüsterung wie in der Revolution, wo die Männer dem Zeitgeist untreu und unrühmlich verfallen, wird das Weib, Dorothea, Eugenie, Marie zur Heroine, zur heldenhaften Hüterin der Treue und Ehre, wie schon für Egmont sich in der Geliebten die Freiheit des Vaterlandes verkörpert. Vom Himmel herab neigt sich rettende Liebe, Göttliches und Irdisches vereinend. So sucht er auch im Leben. Von Annette bis zu Suleika und Ulrike, wie oft fühlte sein Herz Frühlingshauch und Sommerbrand! Hier aber versagte die Synthese. Was ihm Charlotte von Stein zehn Jahre lang war, davon zeugt seine Dichtung: sie bildet ihn, erfüllt seine Seele mit Reinheit, leuchtet ihm hoch wie die Sterne, beseligt ihn wie ein hoher Gedanke — nie wurde sie ihm das Weib, das Sinne und Seele einte. Und so tritt im natürlichen Gegensatz die reizvolle Sinnlichkeit, die derbe Hausfraulichkeit Christianens an seine Seite. Die beiden Frauen aber verstanden sich, gleich Tasso und Antonio, schon darum nicht, weil die Natur sie für Goethe zu *einem* Wesen hätte formen müssen. Vielleicht hätte Lili, hätte Marianne Jung dem Weibe, das Goethe brauchte, mehr geglichen. Aber vielleicht brauchte er die *unerfüllte* Sehnsucht, um die Macht des Ewig-Weiblichen so bis zum letzten Atemzuge zu fühlen und zu suchen.

Gretchen, Iphigenie, Dorothea, Helena: sie entsprechen vier Stufen dichterischen Schaffens, an denen 'Faust' selbst durchweg teilhat. Und diese vier *Schaffensformen* sind wieder von dämonischer Notwendigkeit.

In der Jugend bekennt sich der Dichter aus dem Geiste des Sturms und Dranges zum *extremen Menschen*, zum Übermenschen, ungeheuer im Großen, gleichviel ob gut oder böse.

Es liegt im Wesen dieser Vollmenschen, daß zum herrschenden Verstand auch Phantasie, Leidenschaft, Ahnung, Gefühl, Sinnengewalt sich brausend gesellen. Diese Kraftnaturen zerstören andre und zerstören sich selbst. Als Shakespeares geheimster Kern erscheint schon dem Jüngling der tragische Kampf des großen Einzelnen gegen Schicksal und Umwelt, dieser Kampf, in dem die Kraftentfaltung an sich schon höchste Befriedigung gewährt, mag auch die Welt über den Helden triumphieren, mag die Kraft auch sieg- und fruchtlos bleiben, mag sein Weg ihn in den Orkus leiten, wo ihn die höllischen Heerscharen jubelnd und ehrfürchtig grüßen. Gewiß, diese Helden fallen. Der biedere Götz, die Verkörperung des Faustrechtritters, erlebt einen tragischen inneren Bruch, als er notgedrungen, aber sich selbst untreu, an die Spitze der aufrührerischen Bauern tritt. Doch auch Adelheid geht zu Grunde, das Genie sündig berauschender Weiblichkeit, die es dem Dichter selbst berückend antat; Werther, der Held des empfindenden Herzens; Mahomet der Prophet, wie Sokrates der Weise, Caesar der Herrscher, Prometheus der bildende Halbgott; und Stella, die enthusiastische Liebesheldin, entgeht sie wirklich jenem Schicksal, das aller Ausnahmenaturen wartet? Vor allem: Faust, Egmont, Tasso: jener will sich zum All erweitern, hinwegschreitend über das zarte Blümchen, das ihm hingebend duftet; Egmont läßt sich von den Sonnenpferden der Zeit dahinreißen in den Abgrund, aus dem doch seinem Volke die Freiheitsblume aufsprießen wird; Tasso, ganz Dichter und ganz Liebender, bleibt damals der innere Sieger, ob man ihn dem Irrenhause oder der Verbannung preisgab. Auch der Humor der Übermenschen fehlt nicht: jener Herkules, der, ungleich dem philosophischen Halbgott des Altertums, am Scheidewege beide Göttinnen, Tugend und Wollust, in seine Arme reißen möchte; jener Satyros, der, als Prophet der rohen Kastanien schmählich gescheitert, doch sein Liebchen frech davonträgt. Diese Helden der Sturm- und Drangzeit sind innerlich der Natur nahe verschwistert. Dem regenwindumbrausten Wanderer, den sein Genius mit Blumenfüßen übern Schlammpfad wandeln läßt, wird Jupiter Pluvius, die sturmatmende Gott-

heit, seines Liedes Quell. Denn nicht Rousseausche Kulturfeindschaft geleitet sie zur Natur: Natur ist diesen schaffensdurstigen Jünglingen der Inbegriff der Zeugekraft: „Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir, Dich treu und lieb zu fühlen! Ein lust'ger Springbrunn wirst du mir Aus tausend Röhren spielen." In der Natur lebt die tiefe Notwendigkeit des Zeugens, die auch das Wesen des Originalgenies ausmacht. Es schafft willenlos wie die Natur, die mit der Kunst hier fast eins wird: jedes Wärzchen und Fleckchen hat seinen eigenen Reiz. Vertrautheit auch mit der bildenden Kunst, um die sich schon der Leipziger Student mühte, hilft dem jungen Dichter zu einem universellen Kunstgefühl, das ihm die Wortkunst allein so nicht gewährt hätte. Aber nur in dieser packt ihn der unbewußte geniale Trieb künstlerischen Schaffens. In Fetzen und Fragmenten, traumhaft wie ein Nachtwandler, vom Dämon besessen, so lallt der Dichter aus sich heraus, was er muß: aber der Halbunsinn enthüllt sich als Offenbarung des Genius, die nächtliche Eingebung, die ihn wie einen Tollen aus dem Bette treibt, als Keim einer weltgeschichtlichen Ausschau. Es ist ja eine Art Widerspruch, wenn sich dieser Übermensch hingebend an den Busen des alliebenden Vaters wirft und doch zugleich frech sich zuruft: „Mache dir selber Bahn"; wenn er hier männlich am Steuer steht, das Herz frei von Windes und der Wellen Macht, „und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern", und wenn er dort Prometheisch die Götter geringschätzt und nach seinem Bilde Menschen formt, die Zeus nicht achten wie er. Aber auch Prometheus erkennt die allmächtige Zeit als Herren an und das ewige Schicksal; er ahnt über den Göttern das Göttliche.

Als Goethe nach Weimar kommt, da erzieht das Gefühl hoher Verantwortung den Freund des Fürsten zur Reife. Er lernt die Grenzen der Menschheit achten, er beugt sich den Göttern, fühlt aber doch voll Stolz: der Mensch, der Künstler „vermag das Unmögliche, er kann dem Augenblick Dauer verleihen". Der edle Mensch, hilfreich und gut, sei uns ein Vorbild jener geahneten Wesen. Der Übermensch erkennt und bezwingt sich, will im Frieden leben mit Göttern und Menschen.

Der Staat erzieht ihn zur Pflicht, die edle Frau zum Maß, das ihn unbewußt von je geleitet hatte. Daß zur Kunst Distanz gehöre, wird ihm immer heller. Frauen treten in den Vordergrund auch seiner Dichtung: Iphigeniens Heldentum zur Wahrheit, Antiopes freier Verzicht auf Rache um der Liebe willen weisen die düsteren Mächte des Hasses und der Lüge in die Ferne; Tassos geniale Selbstischkeit geht an sich selbst zu Grunde. Die ruhige Entwicklung setzt ein: das Wunder und die geniale Eingebung löst der fruchtbare oder pathetische Moment ab, in dem die Knospe platzt und die Blüte sich entfaltet. So geschieht's, als Orest von den Erinnyen verlassen wird. Dieser Weg geleitete Goethe auf die Bahnen des britischen Hellenen Shaftesbury, läßt ihn erkennen, daß das Schöne sittlich sei und nur das Sittliche schön. Und die Griechen befreien ihn, indem sie ihn zur Bildung, zur Selbstbildung geleiten. Der geniale Ausnahmefall tritt zurück; an seine Stelle rückt als höhere Aufgabe der gemeingültige verklärte Typus, der für die Wärzchen und Fleckchen keine Ehrfurcht mehr zeigt. Das Heldentum des Sturms und Dranges verliert das wild Imponierende der trutzigen Felsennadel, es mildert sich zur schönen Gipfelgestalt, und dem armen Wilhelm Meister, der einst in gesunder kräftiger Natur an der deutschen Bühne seine theatralische Sendung erfüllen sollte, ist es im Verlauf der Jahre so gegangen, daß er, der Dilettant und Frauenliebling, vom Helden herabsinkt zum Typus des bestimmbar-bildungsfähigen, alles Gute wollenden, aber nichts Großes mehr leistenden Durchschnittsmenschen.

So geschah's, als Italien Weimars Erziehung vollendet hatte. Jenseits der Alpen vollzieht sich jene reinigende Befreiung der Sinnlichkeit, der die 'Römischen Elegien' das Dasein danken, die dem Dichter aber auch die volle Empfänglichkeit für alle Formen und Farben der Welt brachte: jetzt erst künden ihm auch die wandelbaren Wolkengestalten des Himmels ihre Geheimnisse. An der Meisterschaft antiker Kunst, gerade aus der Plastik, an die er sich schon in der Jugend mit tastenden Fingerspitzen anzufühlen suchte, lernt Goethe die sittliche und künstlerische Bedeutung der vollen Technik und

Sachkunde, des bewußten Könnens würdigen, und damit öffnet sich ihm auch der Weg zur strengen Wissenschaft. In dieser Erweiterung des Horizontes, da sich mehr und mehr das Ganze der Welt ihm offenbart, wird er der Weise, dem über dem künstlerischen Typus die menschlichen Urformen, schließlich die Symbole sich aufbauen: jenes tritt schon in 'Hermann und Dorothea' zutage, dies vollzieht sich in 'Pandora', im 'Epimenides', vor allem im vollendeten 'Faust'. Und jetzt wird der hochschreitende, alleinwandelnde Held wieder ganz frei. Vergessen wir nicht, wie Schiller und aus der Ferne Kant diesen Aufstieg zur höchsten Stufe stützten! Selbstbeherrschung und Entsagung wird niemand erspart, der leisten will: aber die nur Entsagenden sind doch auch im „Bande", in der Gesellschaft nicht die Führer. Gerade dem Alternden, dem Greise stellt sich wieder „der fürstliche Mann" dar, „der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten", der ganz auf sich selbst steht, jetzt freilich gelernt hat, sich zu formen und sich dadurch zu verewigen. Hinter jedem Erlebten aber, hinter jedem Geschauten ahnen wir ein Höheres: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." In die Sonne selbst können wir nicht schauen, am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Es gelingt dem Greis eine neue Stilform der Symbolik. Und mag sich seiner das Alter bemächtigen, — ihm „bleibt Idee und Liebe", ihm bleibt die mit visionärer Sicherheit waltende Anschauung des Künstlers und Propheten: sie sind ihm treu bis zur letzten Stunde. Zu dem, was er sah in der Vollendung des reichsten Daseins, streben wir heute noch aufwärts, gewiß, daß wir, mit Goethes sonnenhaften Augen schauend, uns selbst und unsere Zukunft tiefer und heller erfassen.

In Goethes eigener Kunstsprache ist Stil, die höchste Kunstform, zugleich ein Ausdruck tiefer menschlicher Erkenntnis. Man könnte eine Geschichte des Goethischen Schrifttums rein an der Hand der stilistischen und metrischen Formen schreiben. Auch hier die innerste Notwendigkeit: fielen ihm doch Gehalt und Form nahe zusammen. Mit Alexandrinern hat der Knabe begonnen; Goethe hat die steife, logisch zweischenklige Form nicht ungern gebraucht bis in den zweiten Teil

des 'Faust'. Aber an ihr haftet meist etwas gespreizt Philisterhaftes oder Kanzleimäßiges. Wenn in Goethes Geniezeit zum Adler, der mit gebrochenem Flügel trauernd am Boden klebt, der Tauber tröstend sagt: „O Freúnd, das wáhre Glück ist die Genúgsamkeit", so übt schon das Versmaß an dem Gemeinplatz Kritik, und in welchem anderen Maße könnte der Kaiser mit den Erzämtern und Kurfürsten so feierlich verhandeln, als das Reich wieder auf die morschen altmodischen Stützen gestellt werden soll? Am Hans Sachsischen Knittelverse weiter hängt stets etwas Altertümelndes, Kindliches, plump Holzgeschnitztes der Darstellung oder Auffassung, wie das gleich für den ersten Faustmonolog in seiner naiven Selbstvorstellung zutrifft; aber das junge Genie wagt es, auch Gott Vater und Sohn in diesem drastischen Holzschnittstil reden zu lassen, dessen Unschuld ursprüngliche Töne findet, die sich reifer Kunst versagen. Umgekehrt hat Goethe in seinen wundervollen freien Rhythmen eine Form hinreißender dithyrambischer Bewegung gefunden, die über Klopstock in der deklamatorischen Energie weit hinausreicht: sie gliedern sich nicht zu vier, sondern meist zu zwei sehr ungleich gefüllten Takten, die sich zuweilen zu dem Doppelschlag zweier kraftvoller Silben höchst wirksam verdichten; es lebt zumal in Frankfurt eine feurige Wucht in ihnen, die ihresgleichen sucht. Die gehalten fortschreitende, würdige, zuweilen auch behagliche, epische Ruhe des Hexameters hebt sich scharf ab von der in sich geschlossenen Einheit des Distichons, das dem Sinnspruch in antikem Geiste dient, ob es die Nymphen des Hains und Flusses aus vertrauter Seele begrüßt, ob es die Weissagungen des Bakis ahnungsvoll anklingen läßt, ob es die geistreich gewürzte Schärfe des Xenions mit bleibender Weisheit verbindet: dem daktylischen Maß bleibt die σωφροσύνη, die maßvolle Würde immer gewahrt. Und welch ein Unterschied zwischen den schlichten Tönen der volksliedartigen Strophe, der zierlichsüßen Anmut anakreontischen Rokokos, der heidnischen Sinnlichkeit „allerlieblichster Trochäen" und der ruhigen Schönheit des fünffüßigen Jambus. Es ist wundervoll, wie anders in der befreienden Menschlichkeit der 'Iphigenie', in der Ab-

gründe mit zarter Lippe überschmeichelnden Hofsprache des 'Tasso', in der oft feierlich gedämpften, über Vulkane dahinschreitenden Stilisierung der 'Natürlichen Tochter' sich dies wandlungsfähige Versmaß darstellt, das Goethe viel reicher moduliert als Schiller. Aber zur höchsten rhetorischen Pracht entwickelt es sich nicht im Drama, sondern in der Stanze. Dieser herrlichen Form hat Goethe vielleicht sein Tiefstes anvertraut, von den ahnungsvollen 'Geheimnissen' bis zu den orakelnd hellen Klängen der 'Urworte. Orphisch'. Dazu dann der beständige Formenwechsel in der 'Pandora' und zumal im 'Faust', wo jeder Wandel der Stimmung und Bewegung, der Tonhöhe und -tiefe, des gedanklichen oder musikalischen Übergewichtes sich alsbald in den mannigfachen Vers- und Strophenformen ausdrückt: eine notwendige Vielheit, die erst die Zukunft in vollem Maße würdigen wird. Sie verbindet sich meist mit jener überströmenden, berauschenden Fülle der Bilder, Wortklänge, Fremdworte, der Participia, Composita, Comparative und Superlative, die, wieder auf Klopstocks Bahnen und wieder ihn weit überflügelnd, ein im besten Sinne opernhaftes Element in die Wortdichtung hineinträgt; der mitschwingende Klang verleiht dem Gedanken eine gedoppelte Wirkung auf den Hörer: man lese diese glanzstrotzende und weisheitgesättigte Altersdichtung nur langsam und laut, ohne Vorurteile sich dem Dichter nähernd, und man wird staunen, wie hier Rhythmus und Tonfarbe verstärkend zum Verständnis beitragen, wie die hohe künstlerische Distanz des greisen Dichters hier durch die Musik seiner Verse überbrückt wird.

Goethes rhythmische Kraft aber greift auch hinüber in die Prosa. Die Jamben des 'Egmont' sind längst bekannt; aber schon der erste 'Werther' wird oft zum ausdrucksvollsten rhythmischen Gesang; noch im 'Märchen', in der 'Novelle' gliedern deutliche rhythmische Unterschiede die Redenden, die Erzählung. Goethes Prosa ist noch lange nicht genügend erforscht: wie hebt sich alsbald der lebhafte Erzählungston der 'Theatralischen Sendung' von der beständig zunehmenden Lehrhaftigkeit der 'Lehrjahre', von der gesammelten Weisheit der 'Wander-

jahre' ab, die in ihren Novellen wieder ganz andere, festere Stilformen zeigen. Die leichtere Gesellschaftssprache der 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten', der 'Guten Weiber', mancher Partien des 'Wilhelm Meister' hat etwas Trockenes gegenüber dem gedrängten Aufbau, der seelenvollen Sprache der 'Wahlverwandtschaften', und kaum noch gewürdigt ist die Meisterschaft der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen Prosa, aus der ich die fragmentarischen 'Materialien zur Geschichte der Farbenlehre' und zumal den unglaublichen stilistischen Reichtum der Selbstbiographie hervorhebe: man vergleiche nur das erste Liebespaar im kurialen Prunk der Kaiserkrönung, das andre im idyllischen Zauber von Sesenheim. Ja, schon Goethes Privatbriefe von der drolligen studentischen Pedanterie Leipzigs und der urfrischen Ursprünglichkeit Frankfurts bis zu der würdig umständlichen Steifheit des Herrn Geheimbderaths, der doch sofort anders konnte, wenn sein Puls schneller schlug, bereiten dem Goethefreunde ein wahres Labsal. Auch in Vers, Rhythmus, Stil überall die wunderbare Einheit von Form und Gehalt, aus der die in sich einheitliche Persönlichkeit zu uns redet.

Goethes gesamte Dichtung trägt diesen Stempel der Einheit: „Bruchstücke einer großen Konfession“, so sagt er selbst. Das besteht, in welcher Dichtart er sich auch versuchte. Er war nicht eigentlich ein Dramatiker, am wenigsten ein Tragöde; der Ausgleich der Gegensätze, der Kampf der zwei Seelen, ist meist nicht tragisch, da er zu produktiv ergänzendem Zusammenwirken strebt. Und vor den großen geschichtlichen Bewegungen, die er dramatisch wiederholt aufgesucht hat, vom Untergang des Heidentums bis zur Gegenwart, neigt er mehr zum tapfer leidenden und widerstrebenden Helden als zu den vorwärtsstürmenden Tatmenschen. Lag ihm doch auch Shakespeares Größe vor allem darin, daß seiner Helden Wollen zum Sollen wird. — Die äußerlich bewegte Handlung reizt Goethe zu wenig. Mit der Bühne als erfahrener Intendant schließlich wohl vertraut, weiß er ihre Mittel zwar glücklich und glänzend auszuspielen; Schäfer- und Singspiel, dramatische Satire, Festspiel und Maskenzug, selbst die Oper hat ihn angezogen, und

mit Vergnügen schreitet er im „engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus". Aber Shakespeares, selbst Schillers heißer Atem bleibt der Innerlichkeit seiner ernsten dramatischen Kunst zu fern, die z. B. vor dem unheimlich lockenden Problem der Revolution zurückschreckt, schon weil es da zu lärmend hergeht, und die erst einen weiten Abstand zu gewinnen sucht, ehe sie sich langsam dem Krater nähert. Dies sein dramatisches Innenleben erschließt sich nur einem feinen, willig und still mitlebenden Hörertum und spricht oft reiner zum Leser als zum Zuschauer: nur im 'Götz' und im 'Faust', allenfalls im 'Egmont', weht kräftigere dramatische Luft.

Goethe war auch kein Epiker, obgleich das Kleinstadtidyll von 'Hermann und Dorothea' durch den großen geschichtlichen Hintergrund und durch die menschlich bedeutende Anlage der Hauptgestalten hinter der Kleinstadt das Vaterland erscheinen läßt, das unlöslich Teil hat am Leben der Familie wie des Einzelnen. Sonst ist es bei Fragmenten großartigen Anlaufs geblieben, die notwendig Bruchstücke bleiben mußten. Und die Balladen, weit unepischer als Schillers, gehn mit ihrer Vorliebe für die Macht elementarer und dämonischer Kräfte schon hinüber in die lyrische Welt der Stimmungen, des Schauers, des Traumhaften, in der sich die feste epische Linie und die bestimmte Erzählung auflöst. Auch die Novellen der 'Ausgewanderten' und des 'Wilhelm Meister', die für die weitere Geschichte der deutschen Novelle mehrfach bestimmend wurden, neigen zum Ungewöhnlichen, Gespenstischen. Märchen vom köstlichsten romantischen Zauber, hier kindlich zurückspielend, dort ahnungsvoll in die Zukunft deutend, mischen sich gern dazwischen: doch ist die Art der Darstellung hier, in der knapperen Gattung, überall, auch im 'Märchen', wesentlich sachlicher, tatsächlicher, als wo Goethe im Roman der breiter betrachtenden und erläuternden Entwicklung greifbarer bürgerlicher Vorgänge sich zuwendet. Von der strengen Objektivität, die neuere Ästhetik dem Roman vorschreiben wollte, ist Goethe so weit entfernt wie möglich: die eigentümliche Kraft des 'Wilhelm Meister', der der Romantik als „progressive Universalpoesie" eine neue Welt der Kunst erschloß, liegt eben darin,

daß er, auf Beschränkung verzichtend, neben der Erzählung jeder sinnvollen und lehrhaften Ausführung, jeder sozialen und ästhetischen Kritik, auch vielem behaglichen Plaudern ebenso Raum läßt, wie er der lyrischen Einlage den bedeutendsten Platz gibt: ja, aus der Lyrik Mignons und des Harfenspielers tönen schauerlich und rührend geheime Stimmen der Natur in eine flachere Gesellschaft hinein.

Lyrik und Didaktik, sie sind das eigentlichste Gebiet Goethischer Dichtung. Von der Lyrik wird das niemand leugnen. Im lieblichsten und üppigsten Wechsel der Formen und Stile enthüllt sie, tändelnd und streng, brausend und sinnend, im Augenblicksbild und in der Ewigkeitsahnung, von der Leipziger Anakreontik bis zu der Marienbader Elegie und weiter, die Liebesodyssee dieses mächtig schlagenden Herzens. Die Welt schauen wir durch den Silberflor der Liebe; lyrisch ist die echteste Kunst dieses Dichtertums. Aber seltsam: wie schon der Leipziger Studiosus die Schwester Cornelie schulmeistert, so mischt sich sehr bald in das Bekenntnis die Erkenntnis und das Streben, sie weiter zu tragen. Goethe ist nicht nur als weitschauender Prophet lehrhaft: die eigne Anschauung, das eigne Erlebnis, gerade weil es ihm typische und symbolische Bedeutung gewinnt, gestaltet sich zu einer Welterfahrung, die er weitergibt. Den lehrhaften Zweck der Kunst hat er stets geleugnet, und er war Kant gerade dafür dankbar, daß dieser die absolute Zwecklosigkeit der Kunst grundsätzlich aussprach. Aber das sich ständig erweiternde Bild der Welt, die Erkenntnis der Zusammenhänge in der Natur, ihrer Tendenzen und Gesetze, der große Rhythmus alles Lebens, der sich doch spiegelt im Leben des Einzelnen, das alles drängt ihn längst zur Lehre hin, ehe er noch an die bewußte Theorie der „pädagogischen Provinz" dachte. In den zarten Schwingungen des Seelenlebens seiner klassischen Dramen klingt überall sittliche Mahnung an; die 'Wahlverwandtschaften' haben eine unzweideutige Tendenz, gerichtet auf die Heiligkeit der Ehe, die selbst das Herzstück seiner erotisch verwegensten Verserzählung bildet; das gesellige Lied Goethes hebt sich in schwebendem Tanz zu den höchsten kosmischen

Sphären; in Stanzen, Terzinen und Distichen offenbart sich der schwere Tiefsinn seiner Gedankendichtung; auch aus dem Orient münden Bäche fremd-naher Weisheit in den großen Strom Goethischer Lyrik ein; in den Briefmappen und Tagebüchern seiner Frauengestalten wie in den eigenen Sprüchen und Aphorismen sammelt sich ein Schatz von Bruchstücken, Einfällen, Weisheitssätzen, deren überschwellenden Reichtum er Mühe hat unterzubringen, obgleich er das lose Bündel, ja das unbesorgte Ausschütten keineswegs scheut. Es ist eine tatkräftige, weise, freie Lehrfreudigkeit, ganz im Selbsterworbnen und Selbsterlebten wurzelnd, in eigner, oft entzückender Form geboten, bewußt fragmentarisch gerade weil sie des großen Zusammenhangs sicher war, voll von jener helläugigen Klarheit, die alles Goethische kennzeichnet. Aber daß die Kunst berufen ist zu lehren, das soll niemand leugnen, der den Segen Goethischer Didaktik an sich erfahren hat. Die echte Schönheit ist sittlich, wie sie wahr sein soll: der Künstler hat der Dichtung Schleier, aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, von der Hand der Wahrheit empfangen. Und seine Frage an die Göttin:

> Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
> Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

ist das Leitwort des Didaktikers.

> Immer hab' ich doch den rechten
> Klaren Weg im Lied gezeigt,
> Immer war es doch den schlechten
> Düstren Pfaden abgeneigt.

Erlebnis, Erfahrung, vor allem die Kraft der Anschauung: das führt den Künstler auf die Bahn des Gelehrten, des Forschers. Namentlich seit Italien: doch hatte früher schon chemisch-alchymistischer Reiz, dann das praktische Interesse des Staatsmannes an Bergbau, Landwirtschaft, Industrie vorgearbeitet. Dabei stand ihm ja manches im Wege. Als Künstler hatte er eine Abneigung gegen die Analyse, die sich in tiefem Widerwillen gegen Brillen, Mikroskope, Camera obscura, ja gegen jeden künstlichen Apparat entlud. Er schob den Brillen sogar sittlich ungünstige Wirkungen auf den Träger

zu, der sich leicht für klüger halte, als er sei. Er traute nur dem eigenen Auge. Es ist bekannt, wie das seinen optischen Studien geschadet hat, deren bleibenden Wert, die reine Beobachtung der subjektiven Seite des Schauens, der Sehtäuschungen, Sehfehler, der persönlichen Sehbilder erst eine spätere Zeit nach ihrem bedeutenden wissenschaftlichen Erkenntniswert würdigte. Mathematik war Goethe verschlossen; aber in die Biologie, in die Entwicklung der Tiere und Pflanzen, in die Naturgeschichte hat Goethe tiefe Blicke getan: noch eine jüngste Veröffentlichung hat gezeigt, wie er auch zeichnend, aus dem Pathologischen das Werden des Normalen und seine Vorstufen zu erschließen wußte: methodische Ahnungen späterer Wissenschaft, übrigens auch der Romantik verwandt, die durch die Nachtseiten der Natur hindurch den Weg zum Lichte zu finden begann.

Es ist bekannt, wie skeptisch, ja schnöde sich Goethe über den Wert der Geschichtsforschung geäußert hat. In Wahrheit war sein wissenschaftliches Erkennen in erster Linie geschichtlich; was ist denn die Evolution, die der Naturforscher Goethe überall suchte, anderes denn Geschichte? Die geschichtlichen Neigungen des Sturms und Drangs, an denen der Dichter des 'Götz' so lebhaften Anteil nahm, sie wiesen ihn schon in die Richtung seines wissenschaftlichen Strebens. Aus der strengen Beobachtung des Seins schreitet er zurück zum Werden: im Werden liegt das Leben. „Ein Werdender wird immer dankbar sein": er wollte werden bis zuletzt, und sah kopfschüttelnd auf die Menschen herab, die nicht werden wollten, sondern sein. Die Kontinuität alles Werdens, die nur scheinbar unterbrochen wird, der auch die Spiraltendenz nicht im Wege steht, ist ihm gewiß. Das Werden des Tiers und der Pflanze erfaßt er dichterisch in den beiden 'Metamorphosen': der gesetzmäßige Reichtum der Entfaltung hier, die nicht minder gesetzmäßige Sparsamkeit der Natur dort offenbart sich dichterischem Schauen wie exaktem Forschen, und es war ihm besondere Freude, wenn er etwa durch den Fund irgendeiner unbeachtet gebliebenen Einzelheit wie des Zwischenknochens über Klüfte einen schmalen Balken legen konnte. Und wenn er über die eigen=

sinnige Borniertheit der gelehrten Zunft glaubte verzweifeln zu sollen, da sucht er Trost und Zuversicht in dem hellblickenden und verständnisvollen Versuch einer 'Geschichte der Farbenlehre', der ihm ebenso die zeitliche Bedingtheit des Urteils wie die Gewißheit des Fortschritts beruhigend zeigte. Aus der Geschichte löst sich ihm aber auch das Rätsel des Genies: es war eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, da er in 'Dichtung und Wahrheit' die erste Dichterbiographie schuf, die im Leben den Schlüssel zum Verständnis der Werke suchte, wie er schon für Winckelmanns Werk in der Umwelt des großen Forschers nicht nur Hintergrund, sondern auch Nährboden gefunden hatte. Geschichtsphilosophischen Konstruktionen stand er freilich sehr zweifelnd gegenüber, und er würde Spengler heute schwerlich gelten lassen. Weder beständiger Aufstieg zur Vervollkommnung noch hoffnungsloser Verfall leuchtete ihm als notwendig ein; erschütterte doch den Rückschauenden noch der tiefe Fall, der hellenischen Höhen gefolgt war, und hatte er doch erlebt, wie aus der Greisenhaftigkeit der Aufklärung dennoch neues Leben emporsproß. Er begeisterte sich weder Herderisch-romantisch für das Mittelalter und seine dröhnenden Ritterrüstungen noch teilte er das Selbstgefühl der Modernen, die es so herrlich weit gebracht. Er empfand wohl auch die Geschichte als drückende, schaffenlähmende Last und zweifelte an dem lehrenden Wert der Historie für die Zukunft. Aber er ahnte und erfuhr, wie der Geist der Geschichte, der aus großen Ruinen spricht, mit Götterselbstgefühl erfüllt; er kannte die reiche Frucht, die aus dem Enthusiasmus erwächst, den die Geschichte wecken soll. Das Notwendige der ruhigen Entwicklung stand ihm fest; daher war er jeder Revolution so abhold, daß ihm das selbst Luthers große Tat verdächtig machte.

Nun mußte er die französische Revolution erleben, die er längst schwül wie ein aufsteigendes Gewitter vorausgefühlt hatte. Sie flößte ihm tiefen Widerwillen ein: mochte er doch selbst im Werden der Natur den Seismos, den gewaltsamen Akt, als wahrhaft bildend nicht gelten lassen; ertrug er doch weit eher Ungerechtigkeit als Unordnung. Er hat das geschichtliche Phänomen, das bald über die deutschen Grenzen herüber-

wirkte, von dem er aber auch auf französischem Boden manches zu sehen bekam, gewissenhaft, wenn auch widerstrebend beobachtet, hat auch dichterisch mit ihm gerungen, doch so, daß seine Sympathie ganz bei den beharrenden Leidenden bleibt. Seine Bewunderung für Napoleon ruhte nicht zuletzt darauf, daß hier der große Mann den revolutionären Pöbel gebändigt hatte. Die Schlagworte der Revolution ließen ihn wie den noch stolzeren Aristokraten Schiller ganz kühl. Ihm war Freiheit das hohe Recht, sich selbst Gesetze zu geben: „vergebens werden ungebundne Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben"; in Frankreich sah er nur wachsende Zuchtlosigkeit, brutalen Gewissenszwang. Aufs äußerste stößt ihn die Krankheit des Zeit- und Parteigeistes ab, den er, mit der göttlichen Duldung des Schöpfers gegen alles persönlich Echte gerüstet, in seiner unduldsamen Gleichmacherei tief verabscheut. Er erfuhr es mit Bitterkeit, wie in der Luft der neuen Republik ernsthafte Bestrebungen und Leistungen durch unfruchtbare Forderungen ersetzt wurden. Und ihm graut vor der Herrschaft der Unwürdigen, Unfähigen, Ungeschulten, die die Revolution nach oben trägt. Er war überzeugter „Royaliste"; nur die Monarchie verbürgt „Gewalt und Folge", die Macht und Dauer, dazu die Herrschaft der wahren Sachkunde, die Voraussetzung jedes Gedeihens ist. Bei ihm wie bei dem gleichgesinnten Freunde regte sich gegenüber dem politischen Dilettantismus, der auch in Deutschland, wenn auch vorläufig noch machtlos, die Stimme erhob, majestätisch der Stolz des Meistertums. Auch das Regieren muß gelernt werden; „ein jeder übe sein' Lektion, so wird es gut im Rate stohn". Selbst die Freiwilligenscharen, die 1813 zu den Fahnen strömten, waren ihm verdächtig, da ihnen die volle Strenge der soldatischen Ausbildung abging. Goethe hat den dilettantischen Pfuscher auf allen Gebieten verachtet, auch in der Kunst. Das Schlimme am Dilettanten ist das Inkorrigible. „Wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen: sonst wäre er gar nichts." Nichts schrecklicher als „tätige Unwissenheit"!

Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel und ach! pfuscht auf den Claven des Staats.

Am Dilettantismus, der den Schutz nicht kennt, den die Kunst gegen Natur und Leidenschaft gewährt, geht Werther zu Grunde; selbst Wilhelm Meister wird in den 'Lehrjahren' unfruchtbar, weil ihm die beschränkte Meisterschaft fehlt, die ihn seine Grenzen erkennen läßt. „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen." Goethe ist nirgend Dilettant, er hat nie geruht, bis er die Methode und Technik des Kleinen sich angeeignet, ohne die der sichere Schritt ins Große sich verbietet. Er verstand es, „das Ganze im Kleinsten zu erblicken".

Dies Ganze ist Gott. Nicht philosophisch hat Goethe sich mit dem Gottesbegriff auseinandergesetzt: er war kein Philosoph und wollte es niemals sein. Aber Gott war ihm anschauende Gewißheit: er bedurfte seiner als der geistigen Einheit im Vielgebilde, des Urbedingenden über den unendlichen Bedingungen des Erscheinens. Ist jedes Lebendige eine Mehrheit, selbst insofern es als Individuum erscheint, so braucht es, daß Persönlichkeit entstehe, jener Richtung zu Gott: ihm sprach Goethe nicht nur als Dichter, auch als Denker die Persönlichkeit schon darum zu, weil ohne dies kostbarste Attribut des Ur-Eins sich Persönlichkeit nirgend hätte entfalten können. Produktiv macht nur Frömmigkeit, die sich sammelnde Ehrfurcht vor Gott. Auch die Natur ist nur ein Abglanz jenes Urlichts. Sie aber, ein ewig gebärendes, ewig verschlingendes Ungeheuer, das Individuen braucht und will, aber in seiner unendlichen Produktivität den Einzelnen nicht schont, fordert die Abwehr heraus, die eben nur die Kunst, das eigne Schaffen gewährt. Daß sich die produktive Persönlichkeit behaupte, wird schließlich das leitende Gebot Goethischer Weltanschauung; ihn bestimmt zugleich die Leibnizische Idee der vorbestimmten Harmonie: „was dem einen frommt, das frommet allen." So ist der Egoismus der Selbsterfüllung und Selbstvollendung zugleich der einzig fruchtbare Altruismus. Und wenn schon die schöne Menschengestalt den klassischen Typus der Schönheit darstellt, alles andere nur Skizze dazu, so ist der große Mensch schlechthin der uns vertrauten Welt Höhe und Ziel. Goethe ist da, wie alle bedeutenden Menschen, durchaus Aristokrat,

wenn auch nicht in dem schroffen Stolz, der ihm selbst an Schiller auffiel.

Die Persönlichkeit des Volkes, des Staates, wie sie späteres Denken betont hat, liegt Goethe noch fern. Der Staat ist ihm kaum mehr als die Gewähr strenger Ordnung, als ein Schutzmittel für den Einzelnen gegen die Vielen, dadurch also ein Mittel zur Kultur. Die große Idee des Staates, wie sie im hohenzollernschen Preußen lebte, hat er vom Alten Fritz weniger gelernt als sein Herzog. Dagegen hat ihn die deutsche Nation doch tief beschäftigt, schon weil er in ihr eine der wesentlichen Daseinsbedingungen für den einzelnen Deutschen nicht verkannte. Die frische nationale Wärme der Straßburger Zeit verrauchte ja; aber die herzliche Freude an alter deutscher Kunst kehrt noch beim Greise wieder, soweit nicht Übertreibungen ihn zum Widerspruch reizten. Die Hauptsache ist ihm wieder das besondere Verhältnis der Nation zur Persönlichkeit. In keinem anderen Volke werden so viele vorzügliche Individuen geboren als in dem deutschen; der Deutsche sucht seine Ehre darin, isoliert zu sein, für sich zu bleiben; Deutschland ist nichts, jeder Deutsche viel. Gerade diese deutsche Art ließ nun aber Raum für weltbürgerliche Gedanken. Schien es Goethe doch denkbar, daß die Deutschen bestimmt seien, wie die Juden in alle Welt zerstreut, das Gute für alle Nationen zu entwickeln. „Wo ich nütze, ist mein Vaterland", das hat freilich einen unvergleichlich tieferen sittlichen Gehalt als sein Vorbild „ubi bene, ibi patria"; aber es befriedigt uns nicht, und es tut uns weh, wenn Goethe einmal ungeduldig ausruft: „Warum jammern die Menschen über ein Ganzes, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehn, noch viel weniger sich darum bekümmert hat?" Als „Vaterland" läßt er in der Totenfeier für Schiller gar Sachsen-Weimar auftreten, den Kleinstaat; „Deutschland" steht daneben für sich, in einer nur undeutlich erkennbaren Rolle.

Für Goethe wurde nun freilich die reine patriotische Hingabe an den deutschen Gedanken dadurch erschwert, daß der Feind in finstrer Zeit Napoleon war, die höchste Verkörperung des großen Menschen, die er seit Friedrich dem Einzigen erlebt

hatte, ja schlechterdings die höchste Erscheinung, die Goethe in der Geschichte möglich schien, so hoch, daß er über die Moralität hinausragte, ihren Ansprüchen entwachsen war.

Trotzdem: der Dichter hat etwas wie Scham empfunden vor einer großen und stolzen Nation wie die Engländer. Es kränkte ihn doch, daß der Deutsche, so achtbar im Einzelnen, so wenig im Ganzen bedeute. Als den Deutschen, die es sonst nur einzeln zu etwas bringen, 1813/4 die größten Taten zum erstenmal im Ganzen geraten, da entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Daß es nicht möge das letztemal sein!" Er wünscht ihnen weniger Philosophie und mehr Tatkraft. Die Schande unserer Tage, da wir Unfreie sind durch eigene sittliche Schwäche und nicht durch eines schöpferischen Helden Überlegenheit, würde er tief empfinden wie wir: „Wenn du dich selber machst zum Knecht, bedauert dich niemand, geht's dir schlecht." Er glaubte, daß die Deutschen das Salz der Erde seien, glaubte bei ihnen an Ernst und Liebe, an deutsche Redlichkeit und Treue. Er weiß, daß er nur im Vaterlande leben und schreiben könne: „Da sind Liebesbande, da ist deine Welt". Nach Paris zu gehen, hat er auch Napoleon abgeschlagen. Und er warnte, fast erregt, vor der unseligen Neigung zur Ausländerei; so wollte er nichts davon wissen, daß die Deutschen ausländische Verfassungen nachahmten, die für sie nur Gift wären. Keinen Schuh kann der Deutsche zuschnallen ohne ausländisches Vorbild. Wenn er nun einsähe, daß nirgend für ihn Heil sei als bei den Landsleuten! „Deutsche, haltet nur fest an eurem Wesen!"

Höchstes hast du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet:
Stets dir selber nur gleich hast du das Schönste bewahrt.

So mahnt er das Volk wie den Einzelnen zum Charakter: Charakter aber ist ihm Treue gegen sich selbst.

Er liebte sein Volk, auch in der Vielheit. In der unschuldigen „Volkheit" sieht er den Quell der Verjüngung, die jede reifende Kultur braucht. Wie gern wird, womöglich zum Erweis demokratischer Neigungen Goethes, hingewiesen auf die herzlichen Worte von der Harzreise, in der ihm die „niedere Klasse" der Bergleute in ihrer „Beschränktheit, Genügsamkeit, gradem Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit,

Dulden — Dulden" besonders ehrwürdig, ja vor Gott die höchste Klasse scheint. Aber man beachte wohl: das in seiner Beschränktheit zufriedene Volk, nicht das Volk, das regieren und mitreden will, wo es nichts versteht. Die Vielen hat Goethe scharf abgelehnt. In revolutionierenden Massen sieht er mit Widerwillen das häßlichste Laster, den Neid: „Deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt." Dem Tüchtigen ruft er zu: „Geselle dich zur kleinsten Schar!" Die Mehrheit hat er stets verachtet, die Mehrheit und die Gleichheit.

> Gleich zu sein unter Gleichen,
> Das läßt sich schwer erreichen:
> Du müßtest ohne Verdrießen,
> Wie der Schlechteste zu sein, dich entschließen.

Schöpfertum, das Höchste und das im Kleinen und Großen wahrhaft Menschliche, ist nur dem Einzelnen gewährt, nicht den Vielen. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände!"

> Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
> Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Kein Zweifel: der aristokratische Gedanke, heute sagt man: der Führergedanke, beherrscht Goethes ganzes gesellschaftliches Denken. Den Masseninstinkt, den Geist der Zeit hat er stets verachtet, in ihm nur eine häßliche Krankheit gesehen, und das höchste Sittengebot bleibt die Selbsterfüllung: „Uns zu verewigen sind wir ja da!", und „das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag!" „Ursprünglich eignen Sinn laß dir nicht rauben!" Persönlichkeit ist nicht nur höchstes Glück der Erdenkinder, ist vor allem höchste Pflicht. Nur wer sie erfüllt, kann wahrhaft leisten und schaffen. Aber freilich, im Goethischen Sinne ist die aristokratische und göttliche Aufgabe der Selbsterfüllung jedem Deutschen gestellt, wenn auch nur sehr wenige ihr genügen; Schiller glaubte mehr an die besondere Auslese zum freien vornehmen Menschen.

„Was ist das Allgemeine? Der besondere Fall." Das Einzelne, der Einzelne, überall stehn sie voran. Im Einzelmenschen

erkennst du die Menschheit, nur der Einzelne entwickelt sie: in den Vielen sinkt sie zur tierischen Gattung hinab. Nur der Einzelne findet den Weg zum Göttlichen. Aber zwei Gottheiten weisen ihm diesen Weg: Freiheit und Entsagung: nur wer beides vereint, kommt zum Ziel: „wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer ein Knecht"; „von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet". Die Goethische Entsagung ist nichts anderes als die Form, durch die die Kraft Gestalt gewinnt; nichts anderes als die Liebe, die uns in holden Schranken umfängt, die nicht herrscht, aber bildet (und das ist mehr); nichts anderes als das „Stirb", aus dem das „Werde" erwächst. Das ist einer jener zweiheitlichen Widersprüche, aus denen wie aus der Ehe alles Neue entkeimt. „Sich aufzugeben ist Genuß"; aber sich zu behaupten ist Pflicht. Tüchtig ist nicht der Begabte, sondern der, der sich streng zur Leistung bildet. Aus Freiheit und Entsagung erwächst die köstliche Frucht, erwächst die Tat, die des echten Mannes wahre Feier ist. Wer nur entsagt, wie Wilhelm Meister, der schafft nicht; wer nur frei sich auslebt, wie der Frankfurter Faust, der zerstört.

Diese Entsagung ist weit entfernt von der Askese. Über unser armes Volk ergießen sich jetzt in trüben Fluten allerlei orientalisch-indische und russische Entsagungslehren, denen die Tat als die eigentliche Sünde, ein dämmerndes Ruhen in sich als gottgefällig glückliches Dasein gilt. Das ist undeutsch gedacht, ganz ungoethisch: der Dichter schied auch aus dem 'West-östlichen Divan', wo die Versuchung zu östlicher Ruhseligkeit für den Greis so nahe lag, das asketische Element der Dichtung Dschelaleddin-Rumis geflissentlich aus: für Goethe steht das Werden, das Streben, „unbefriedigt jeden Augenblick", hoch über dem Sein; „ewige Ruh' in Gott" ist für diese Welt stetes Drängen und Ringen, und das Glück kennt nicht, wer ruht, wer genießt, nur wer strebt, schafft, handelt:

> Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
> Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

So kennt er auch Verzicht nicht noch Ergebung. Sein Held Achilleus will sich den Keren des Todes zu mutigem Streite stellen, und Zeus selbst hält es für möglich, daß der willensstarke

Mensch diese Gottheiten zurücktreibe, ein ganz ungriechischer Gedanke. Goethe ist überzeugt, daß gesunde Menschheit Resignation nicht vertrage: mit der Hoffnung kommt sofort die Tätigkeit; „was bringt zu Ehren? Sich wehren". Auch seinem Volke wünscht er nicht, daß es Amboß sei statt Hammer. Feiger Gedanken bängliches Schwanken hat der Jüngling wie der Greis verworfen: es taugt nicht zu Persönlichkeit und Tat.

Carlyles Heldenverehrung hat Goethe unbeirrbar neben seinen geschichtlichen Helden geschaut, neben Cromwell, Luther, den großen Hohenzollern. Das Heroische Goethischer Selbsterfüllung sollen auch wir bewundern, heroisch in der rastlosen Stätigkeit reinen Strebens, die auch im Alltag, rührig in jeder Sekunde, sich bewährt. Wenn ihm Pflicht schlechthin die Forderung des Tages ist und jeder Tag ihm sagt, was er will, so offenbart sich darin zugleich die immer neue Selbstverjüngung, die neben der Selbstbehauptung sehr wohl ihren Platz findet. „Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden"; „heitrer Sinn und reine Zwecke, nun man kommt wohl eine Strecke"; hier schwindet dem Wirkenden selbst die Distanz, die dem Dichter ziemt. Diese reine Tätigkeit kennt nicht die Reue, sondern nur die Neugeburt, weil Reue lähmt. Selbst das Jenseits kann er sich ohne reine Tätigkeit nicht denken. Und wenn er auch die Gefahren der unbedingten Tätigkeit kannte, sein Schaffenswille hat sich nie aufs Faulbett gelegt. Mit Ernst und Liebe, die dem Deutschen so schön stehn, ist er in immer strebendem Bemühn einsam und einsamer weitergeschritten, in der harten Einsamkeit, zu der Größe verdammt ist, mochte sich die Schaar der Bewundernden und Liebenden beständig mehren. Und dank dieser Einsamkeit wird jeder seiner Schritte eine Tat, an der sich deutsche Nachwelt auferbaut.

Die Großmächte seiner Lebensführung führt er in den 'Urworten. Orphisch' an uns vorüber. Die stärkste ist der *Δαίμων*, der das Gesetz des Lebens weist durch *Τύχη* und *Ἀνάγκη*, den bunten Bilderwechsel des Daseins und das harte Muß, vor dem die Willkür schweigt. Im Dämonischen wurzelt die geniale Kraft, die sich trotz allem treu bleibt und auch an sich

glaubt. Diesem Glauben gesellen sich Ἔρως, die Liebe, die die strengen Lebenslinien mildert und zur Krone ründet, die aller Vielheit des Strebens Einheit und Seele verleiht, und am Ausgang erhebt sich beflügelt Ἐλπίς, die unverwüstliche, deren Flügelschlag uns aus allem Elend aufwärts trägt in selige Höhn. Ἐλπωρὴ θρασεῖα, so heißt sie in der 'Pandora', und auch im 'Epimenides' löst Hoffnung die Bande, die mutige, freudige Hoffnung, die nie verzweifelt. Ein schaffensfroher Mut durchleuchtet Goethes Dichten und Denken. Glaubende Treue zu sich selbst, beglückende Liebe, unbeugsame Hoffnung: so mag es um ihn tosen: „kracht's gleich, bricht's doch nicht! brichts gleich, brichts doch nicht mit dir"; nur „mache dir selber Bahn!" Der Ruf zum selbständigen Gewissen, zur mutigen Freiheit erschallt, zugleich aber zur schaffenden Arbeit, die immer strebend sich bemüht. Engelchöre künden es, diesen Strebenden „den können wir erlösen". Nur dem Feigen ist es Nacht.

Das sonnenhafte Auge des großen Dichters braucht kein Wunder. Es strahlt noch heute fruchtreifend und tatweckend Licht und Wärme in unsere Herzen. Wir feiern ihn, indem wir seiner Mahnung lauschen, nicht zu feiern. „Nicht ruhen soll der Erdenkloß, am wenigsten der Mann": so rief Goethe vor einem Jahrhundert dem tüchtigen Thaer zum Jubiläum zu. Wenn die Goethe-Gesellschaft den 200. Geburtstag unseres größten Dichters und Weisen begehen darf, möge es dann anders aussehen in Deutschland, ein hellerer Himmel unserem Volke leuchten! möge dann vor allem wieder der aufwärts ringende Geist durch unser Volk gehen, der der Erlösung und Zukunft sicher ist, weil er immer strebend sich bemüht! Dazu braucht's den Willen der Selbsterfüllung, den stolzen Mut und die treue Arbeit, die uns Goethe vorbildlich zeigt. „Mache dir selber Bahn!" Die Bahn, die uns Goethe weist, das ist deutsche Bahn. Goethe, wir grüßen Dich, wir danken Dir, Du unser Freund, unser Held, unser Führer!

Aus der Frühzeit der Freundschaft Goethes und Karl Augusts

Von Hans Wahl (Weimar)

Am 7. November 1925 sind hundertundfünfzig Jahre dahingegangen, seit Goethe den Boden Weimars betrat, ist ein Säkulum verflossen, seitdem man nach einem halben Jahrhundert seines großen Wirkens in Weimar dieses Tages festlich gedachte. Was dem Gefeierten von den Ereignissen dieses Jubeltages wert erschien, der Nachwelt überliefert zu werden, das haben Freunde mit seiner Billigung in dem 1826 erschienenen Druckwerke 'Goethes goldener Jubeltag, Siebenter November 1825' zusammengestellt. Der Eintritt Goethes in Weimar selbst ist wiederholt und nach manchen Seiten hin beleuchtet worden, ja hat einer Sonderuntersuchung zum Thema gedient. So ist über den folgenreichen Geburtstag Weimars wie über den erinnerungsstolzen Feiertag kaum etwas zu sagen, das nicht allen Freunden Goethes vertraut wäre.

Dafür mögen denn zwei unbekannte Zeugnisse aus der Frühzeit der Freundschaft Goethes mit Karl August hier mitgeteilt werden, von denen das eine mit der Einladung des Dichters nach Weimar, das andere mit seiner festen Einbürgerung in der kleinen Stadt Karl Augusts in engem Zusammenhange steht.

I.

Das Bild des Erbprinzen Karl August von Goethe.

Am 13. November 1774 war eine kleine lustige Gesellschaft im Crespelschen Hause in der Eschenheimergasse Lit. D 157 zu Frankfurt am Main versammelt. Goethe war mit seinem Freunde, dem Kastenschreiber Johann Jakob Riese, bei den Ge-

schwistern Bernhard und Katharina Crespel zu Gaste. Bei dieser Gelegenheit erhielt er ein Geschenk, das die Tochter des Hauses unter ererbtem alten „Schutt und Staub und Graus“ hervorgezogen hatte: das Stammbuch eines Johann Peter de Reynier aus dem Jahre 1680. Es hatte sich im Nachlasse des Onkels Rohr, eines Nachbesitzers des Reynierschen Hauses, gefunden: ein Queroktavband aus goldgepreßtem Leder mit 111 Blättern; auf je zehn weiße Blätter folgte ein blaues und dann ein solches aus Pergament. Nur wenige bemalte und kunstvoll beschriftete Blätter stammten aus den Tagen Peter de Reyniers. Sonst war das Büchlein leer. Noch am gleichen Abend weihte es der neue Besitzer ein durch das lustige Gedicht: „Ein teures Büchlein siehst du hier . . . .“. Wenn Goethe in diesem Gedichte von Katharina Crespel launig sagt: sie

„. . . gab es mir und schenkt' es mir,
Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt' mit Werken meiner Händ',
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht . . .“,

so wäre anzunehmen gewesen, daß sich das Buch, das Goethe in einer recht zeichenfreudigen Zeit empfing, als angefüllt mit Zeichnungen unter seinen Papieren hätte auffinden lassen. Das ist nicht der Fall. Es enthält außer jenem Gedicht und einem nach sechs Zeilen am nächsten Tage abgebrochenen weiteren poetischen Nachtrage neben kleinen Zeichnungen und Ansätzen dazu auf den Blättern 15, 17, 44, 63, 65, 68, 77, 83 im wesentlichen nur die im 'Jungen Goethe' (Morris, Insel-Verlag) veröffentlichten Bleistiftzeichnungen (Band 4, Tafel 8—12), dazu drei noch nicht veröffentlichte Landschaften, die wahrscheinlich sämtlich auf der Rückreise aus der Schweiz am 25. Dezember 1779 in Frankfurt am Main entstanden und Erinnerungen an Reiseeindrücke sind. Von den Zeichnungen stellt eine gewiß die Schenkerin des Stammbuches dar, zwei Köpfe sind nach Gipsabgüssen antiker Büsten, zwei Herren in Halskrause und Barttracht des 17. Jahrhunderts ebenfalls nach Vorbildern gezeichnet; einiges ist Kopie nach Füeßlischen Entwürfen. Die übrigen dargestellten Zeitgenossen: zwei weibliche und drei männliche

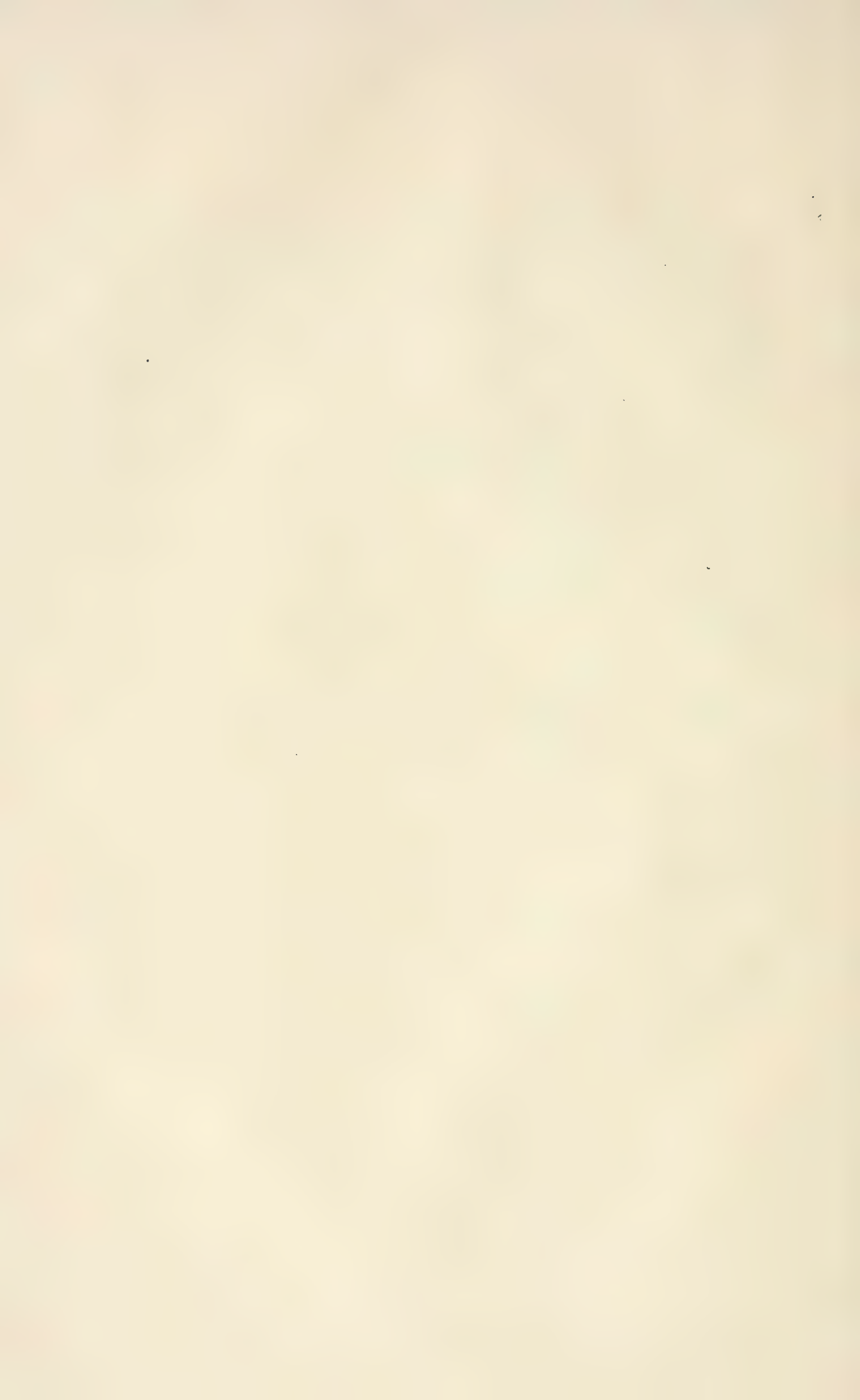
Bildnisse, teils sauber und peinlich, teils mit raschen Strichen ausgeführt, haben sich bis jetzt noch nicht feststellen lassen. Jedenfalls sind alle Zeichnungen in einem kurzen Zeitraum nach jenem 13. November 1774 entstanden; dann hat das Büchlein unbenutzt in Frankfurt geruht, bis es dem Dichter auf seiner Rückreise aus der Schweiz Dezember 1779 im Elternhause wieder vor Augen kam, um flüchtig verwendet und dann mit nach Weimar genommen zu werden. Hier fand es sich in Goethes Nachlaß, das Gedicht wurde in der Quartausgabe 1836 zum erstenmal gedruckt. Vielleicht nur zufällig, weil er es ansehen wollte, hielt es der letzte Enkel Goethes in den von ihm bewohnten Räumen aufbewahrt, als er die Augen schloß; mit seinen Papieren gelangte es im Erbgang an die gräfliche Familie Henckel-Donnersmarck.

Fast genau einen Monat, nachdem Goethe das Stammbuch des Peter de Reynier „geerbt" hatte, am Nachmittag des 12. Dezembers 1774, trat der Hauptmann v. Knebel in des jungen Dichters Arbeitsstube. Noch in derselben Stunde standen sich Goethe und Karl August im „Roten Hause" zu Frankfurt am Main zum ersten Male gegenüber: Goethe in der Blüte seiner Lebenskraft, dunkeläugig und schlank, der Erbprinz von Weimar mit dem blassen, mageren und kränklichen Gesicht von etwas groben Formen, mit den unschön aufgeworfenen Lippen, den hervortretenden Augen und der am unteren Ende seltsam nach oben zeigenden Nase. Der lebhafte Geist und die ungewöhnliche Bildung des jungen Fürsten, der ein Schüler des von Goethe bisher nicht gerade glimpflich behandelten Wieland war, zogen Goethe an. Gerade in jener Zeit mußte ihn dieses nicht alltägliche Antlitz zu mancher Betrachtung reizen; hatte er doch vor wenigen Tagen an Lavater das 'Lied des physiognomischen Zeichners' geschickt:

O daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle,
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Ich kann es doch nicht lassen,
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Karl August

Bleistiftzeichnung Goethes, Dezember 1774



Daß Goethe bei dieser ersten Begegnung mit seinem künftigen Lebensfreunde das Stammbuch in der Tasche trug, ist kaum anzunehmen, dagegen kann man sich sehr wohl denken, daß er, als er am nächsten Morgen für drei Tage dem Erbprinzen nach Mainz folgte, dieses bequeme Skizzenbuch zu sich steckte. Daß er dort eifrig porträtierte, wird von ihm selbst bezeugt, aber nirgends wird gesagt, daß er auch den neugewonnenen fürstlichen Gönner im Bilde festhielt. Und doch ist kein Zweifel, daß das bisher unerkannte Bildnis, das im 'Jungen Goethe' Band IV auf Tafel 9 wiedergegeben ist, den damaligen Erbprinzen Karl August darstellt, wie es mir auch gewiß und geradezu ein Beweis dafür scheint, daß der darüber abgebildete, in wenigen Strichen auf Blatt 38 des Stammbuches festgehaltene Kopf der des Grafen Goertz ist, der seinen fürstlichen Zögling auf der Reise nach Paris begleitete.

Wer die Bildnisse des jungen Karl August kennt, insbesondere diejenigen, welche darauf verzichten, zuungunsten der Wahrheit zu verschönern, wie es die Zeichnung von Lips im Jahre 1779 tut, der wird ohne Zweifel sehen, daß hier nach mehr denn 150 Jahren eine Zeichnung Goethes festgestellt werden konnte, die er von Karl August in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, wahrscheinlich in Mainz anfertigte. Die Ähnlichkeit mit einer ausgezeichneten kleinen Büste der Herzoginmutter von der Hand des Gothaer Bildhauers Döll im Wittumspalais springt in die Augen, und diese Ähnlichkeit ist für die hageren Jünglingsjahre des Herzogs charakteristisch.

Gewiß hat das Blättchen seine Mängel. Der physiognomische Zeichner betont unwillkürlich die hervorstechendsten Merkmale besonders stark: die aufgeworfenen Lippen, die an ihrem Ende nach oben gerichtete Nase, die vortretenden Augen aus der Erbschaft der Mutter und der Verwandtschaft mit dem großen Preußenkönig. Aber trotz diesen Mängeln und Übertreibungen behält die Skizze ihren besonderen Wert dadurch, daß wir in ihr das erste sichtbare Zeugnis der Beziehungen zwischen Goethe und Karl August überhaupt zu sehen haben.

II.

Das Testament des achtzehnjährigen Herzogs.

Im Weimarer Staatsarchiv (Hausarchiv Abt. A XIX, Nr. 187) befindet sich ein 2 1/2 Quartseiten füllendes Schriftstück von der Hand des jungen Herzogs Karl August, dem ein Umschlag beigefügt ist mit einer von Bertuch, dem Geheimen Sekretär, herrührenden Aufschrift: „N. B. Serenis. L. W. eigenhändig d. 16. März 1776.“ Daß die Buchstaben „L. W.“ Letzter Wille bedeuten, geht aus dem Inhalt des Schriftstückes hervor. Seine Bruchfalten ergeben, daß es sich bequem in die von Bertuch beschriftete Umhüllung einlegen ließe. Trotzdem wird sich der Leser sträuben, eine so frühe Datierung: kaum fünf Monate nach Goethes Eintreffen in Weimar, für wahrscheinlich zu halten. Das Testament lautet:

In fall daß ich sterben sollte so schreibe ich meinen nachfolger weiter nichts vor, ausgenommen diesen einigen Artickel.

1) behält der D. J. W. Göthe die Besoldung von 1200 Rth. sollte er aber nicht länger dienen wollen so soll er lebenslänglich 800 Rth als Pension erhalten, u. wo ihm beliebig verzehren.

2) Der Geheimde Secretair J. F. J. Bertuch bekömt im Fall daß er nicht länger dienen wolte, od. man sich seiner nicht bedienen wolte eine Jährliche Pension von 500 Rth. u. verzehrt dieselbige wo er will.

3) dem Cammer-Herrn, u. Ober F. Meister O. M. J. von Wedel, vermache ich ein Capital von 1200 [darüber mit Bleistift: 2500] Rth. welches er bey Fürstl. Scatoulle zu erheben habe, ist er aber imwillens es stehen zu laßen, so soll es ihm a 4 Per cent verintereßirt werden.

3) Dem Hofrath H. H. von Einsiedel ein Capital von 1000 [darüber mit Bleistift: 2000] Rth. an Fstl. Scatoulle unter den nemlichen Bedingungen als wie das vohrhergehende.

4) Der Madl. C. Schröderin eine jährliche Pension von 300 Rth. lebenslänglich, welche sie verzehren kan wo sie will.

5) Dem Hofrath J. M. Wieland soll nie an seiner Pension etwas gekürtz werden, er verzehre sie, wo er will.

6) Dem Hauptmann von Knebel, eine Pension von 600 Rth. lebenslänglich, er verzehre sie wo er will.

7) Dem Cammerdiener J. G. Siegmund, dieser behalte seine Besoldung gantz so lange er lebt.

8) Der Cammerdiener J. C. Wagner behält seine Besoldung gantz biß an sein End.

Das Testament ist von Karl August selbst weder datiert noch unterschrieben. Nehmen wir an, daß die Datierung auf dem Umschlag von Bertuchs Hand richtig ist, so ergibt sich, daß Goethe, wenn er auch nicht tatsächlich schon im März 1776 eine Besoldung erhielt, doch von Karl August als in seinem Dienste stehend angesehen wurde, während seine eigentliche Berufung in den weimarischen Staatsdienst nach den bekannten Kämpfen erst am 11. Juni 1776 zustande kam. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß Goethe als Geheimer Assistenzrat schon auf der Liste der alten und neuen Männer des herzoglichen Conciliums verzeichnet steht, die Karl August am 15. Februar dem Geheimrat v. Fritsch, freilich ohne dessen Zustimmung zu finden, vorgelegt hatte. Für den Herzog wie denn wohl auch für Goethe stand zur Zeit der Errichtung des Testamentes der Eintritt des Dichters in den Staatsdienst sowie die damit verbundene Besoldung und Pension völlig fest.

Wie aber läßt sich mit dem frühen Datum die Erwähnung der unter Punkt 4 (eigentlich 5; Karl August hat versehentlich die Ziffer 3 zweimal gesetzt) genannten Mademoiselle Schröterin in Einklang bringen? Corona Schröter traf erst am 16. November 1776 in Weimar ein und sang 8 Tage später zum erstenmal vor dem Hofe. Scheiden wir diese Frage zunächst aus, um zu sehen, ob sich sonst keine Zweifel gegen den 16. März 1776 erheben.

Der Herzog ist sehr genau in der Anführung der Titel der im Testament Bedachten. Goethe und Corona Schröter haben noch keinen „Charakter“. Johann Friedrich Justin Bertuch ist noch Geheimsekretär. Das war er vom 12. September 1775 bis zum 25. April 1776, wo er Rat wurde. Wedel ist am 9. Januar 1776 Oberforstmeister und genau einen Monat später Kammerherr geworden. Einsiedel, seit 5. September 1775 Hofrat,

wurde erst am 29. Oktober 1776 zum Kammerherrn ernannt. J. C. Wagner war am 5. Januar 1776 zweiter Kammerdiener geworden, während gleichzeitig sein Vorgänger Siegmund zum ersten aufrückte. Für die Abfassung des Testaments, gemessen an den Amtsbezeichnungen der Bedachten, bleibt demnach nur der Spielraum zwischen dem 9. Januar und dem 25. April 1776: von Wedels Ernennung zum Kammerherrn bis zur Verleihung des Ratstitels an Bertuch. Fast genau in der Mitte liegt das Datum des Testaments: der 16. März 1776.

Wir haben noch ein gewichtiges Zeugnis für unseren 16. März 1776: es ist der Brief des für die Stelle des Kammerpräsidenten auserſehenen Johann August v. Kalb an Goethes Eltern vom gleichen Tage. Zwar hat ihn Düntzer ('Goethes Eintritt in Weimar', 1883, S. 163) auf den 16. Mai verlegt, weil auch ihm, wie dem Leser des Testaments, zunächst der 16. März ein zu frühes Datum für Goethes Verpflichtung zum weimarischen Staatsdienst zu sein schien; aber er setzte sich damit in Gegensatz zur überlieferten Datierung des Briefes bei Riemer ('Mitteilungen über Goethe', 1841, 2, 25 ff.) und bei Keil ('Frau Rath', 1871, S. 51 ff.). Keineswegs hatte Riemer, wie Düntzer annehmen zu müssen glaubte, irrig gelesen. Der Brief Kalbs ist geradezu eine Folge unseres Testamentes, soweit es sich auf Goethe bezieht. Erst jetzt versteht man, warum Kalb, der zweifellos im Auftrage des Herzogs und gewiß im Einverständnis mit Goethe sein Schreiben abfaßte, „bis zu diesem Augenblick angestanden" hatte, bei den Eltern Goethes um ihre Einwilligung für den Eintritt des Sohnes in den Staatsdienst nachzusuchen. Ja, der folgende Satz seines Briefes nimmt geradezu Bezug auf das Testament vom gleichen Tage: „Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger edler Fürst in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines Geheimbden Legationsrates und einem Gehalt von 1200 Reichstalern in sein Ministerium ziehen".

Angesichts dieser Übereinstimmungen fällt ein Zweifel auf Grund der anscheinend zu frühen Erwähnung Coronas nicht ins

Gewicht; wir müssen es vielmehr nun einfach als Tatsache hinnehmen, daß ihre Berufung als Hofvokalistin schon feststand, ehe Goethe jene Reise nach Leipzig unternahm (24. März bis 3. April 1776), von der er die endgültige Zusage der Künstlerin heimbrachte.

Warum der junge Herzog an jenem 16. März 1776 sein erstes Testament machte, wer vermöchte das mit Sicherheit zu sagen! Am wahrscheinlichsten ist, daß der zarte, gerade in der letzten Zeit mehrfach kränkelnde Jüngling vor der gemeinsam mit Goethe geplanten Reise nach Leipzig und Dessau, der ersten großen Ausfahrt seit seinem Regierungsantritt, auf alle Fälle die ihm Nächststehenden zu sichern wünschte. Schon am Tage nach der Errichtung des Testaments mußte er aus Gesundheitsrücksichten die Reise überhaupt aufgeben. Ein rheumatisches Fieber fesselte ihn dann wochenlang ans Zimmer.

Bertuch, Wedel, Corona Schröter, Wieland und die beiden Kammerdiener sind vor Karl August abgeschieden. Goethe, Einsiedel und Knebel befanden sich in gesicherten Ruheverhältnissen, als der alte Großherzog seine Augen schloß. Das Testament ist nicht in Kraft getreten. Es bleibt aber ein rührendes Zeugnis der Freundschaft und Dankbarkeit eines jungen Menschen, der auf kein langes Leben hinauszublicken wagte und bei der Unsicherheit der eigenen Zukunft wenigstens die Zukunft der Freunde und treuen Diener zu befestigen gedachte.

Goethe und Hegel

Eine literarhistorische Untersuchung

Von Rudolf Honegger (St. Gallen)

Voraussetzungen

Weimar und Jena waren im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch ein enges geistiges Band miteinander verbunden. In Goethe fand der weimarisch-musische Geist seinen höchsten Vertreter, in Hegel sammelte sich letztlich der gesamte philosophische Gehalt der Jenenser Denker. Und die beiden Männer, der sinnenfreudige Dichter und der abstrakteste der Philosophen, waren einander freund. Sie haben sich persönlich gekannt, besucht, unterhalten und geistreich-herzliche Briefe gewechselt, und da dieses Verhältnis im Ganzen noch nicht behandelt worden ist[1]), so dürfte es sich wohl lohnen, im folgenden den Versuch einer Gesamtdarstellung zu wagen.

---

[1]) Es sei hier die wichtigste, im Text nicht erwähnte Literatur angeführt: Goeschel: 'Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Goethe', Berlin 1832. — Rehm: 'Goethe und Hegel, eine historische Parallele', Progr. Ölsnitz 1849. — M. Dreßler: 'Hegel-Goethe' ('Wartburgstimmen' Eisenach, 1904, II). — J. Fischer: 'Die Hegelsche Logik und der Goethesche Faust' ('Archiv f. Philosophie' I. Abt. 22. Bd. 1909. Heft 3).

Bei allen diesen Arbeiten ist ein Vergleich die Hauptsache, sei es, daß sie die Charaktere der beiden Großen zusammenhalten, wie Rehm, sei es, daß sie bestimmte Ideen in Beziehung zueinander setzen, wie Fischer, oder nur gelegentliche Hinweise auf Goethes Werke bieten, wie Goeschel. Am tiefsten geht M. Dreßler in seiner Studie über Hegel-Goethe, die den Untertitel trägt: „Ihre Gemeinsamkeit und Unterscheidung." Ihm sind Goethe und Hegel im Monismus eins, 'Faust' und die 'Phänomenologie' hätten denselben Inhalt.

Über das Vergleichen und Parallelenziehen kam man auch in der

Im Jahre 1801 kam Hegel nach Jena und lernte dort bald Goethe kennen. Es war der nachitalienische, klassizistische Goethe, der dem jungen Privatdozenten der Philosophie gegenübertrat, und es ist im Grunde etwas überraschend, daß der in strenge Lebensformen freiwillig sich beschränkende Dichter, der die Annäherung selbst einem Schiller so schwer gemacht hatte, Hegeln gleich freundlich begegnete. Diese Tatsache gilt es zunächst psychologisch zu erfassen. Wir möchten daher auf die Hegeln zugewendete, die philosophische Entwicklung Goethes bis 1800 ein schnelles Licht werfen. Die ersten Betrachtungen des jungen Goethe beziehen sich auf das Leben[1]) und die Allnatur, die jenseits der Bestimmtheiten, jenseits von Gut und Böse, Schön und Häßlich ihr großes, mütterliches Dasein führt. Den prägnantesten Ausdruck fanden diese Ideen in dem Aufsatz 'Natur' (1783), der, wenn er auch nicht von Goethe herrührt, doch nach Goethes eigenen Worten mit den Vorstellungen wohl übereinstimmt, zu denen sich sein Geist damals ausgebildet hatte (Naturwiss. Schriften 11, 10). Ein Satz daraus ist in unserm Zusammenhange besonders merkwürdig: „Sie [die Natur] hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen." Dilthey[2]) sieht im ganzen Aufsatz und speziell in dieser Stelle spinozistische Grundvorstellungen, die durch Einflüsse Shaftesburys ästhetischen Charakter angenommen haben. Sie berühren sich sehr stark mit Hegels späterer Lehre vom Zusichselbstkommen des Geistes. Wohl hätte der Philosoph auch beifällig genickt, wenn er das folgende Wort gelesen hätte: „Gedacht hat sie [die Natur] und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern

eigentlich biographisch-literarhistorischen Forschung in bezug auf unser Thema kaum hinaus. Die Goethebiographen tun es meist mit wenigen Sätzen ab. Von den Hegelwerken ist Kuno Fischers Buch am ausführlichsten. Leider hat Georg Lasson, der gründliche Hegelforscher, seine Darstellung, die er 'Hegel-Archiv' 2, 49 versprach, nie geben können. Der Aufsatz Siegels: 'Goethe und die spekulative Naturphilosophie' ('Kantstudien' Bd. 19 Heft 4) spricht nur über Goethe und Schelling.

[1]) Brief vom 14. Juli 1770. — [2]) Dilthey: 'Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes'. Schriften 2, 391 ff. —

als Natur." — Dieser Naturauffassung blieb Goethe auch später treu, und wenn er in der Betrachtung vom Ganzen der Natur dann zu den einzelnen Geschöpfen fortschreitet, so schaut er auch diese stets als eine Einheit an. Das Tier z. B. ist ihm Zweck in sich, die Teleologie ist ihm gänzlich zuwider.[1]) Alles wird genetisch, bewegt, in Metamorphose angeschaut.

Hegels Denken hatte einen gänzlich andern Ausgangspunkt genommen. Hegel kam von der Theologie her, die ihn aber nicht hinderte, die treibenden Mächte des Jahrhunderts begeistert zu begrüßen. Kant und die französische Revolution veranlassen ihn zu eindringenden, aneignenden Untersuchungen und — Überwindungen. Zeitlebens ist unserm Philosophen die Fähigkeit eigen geblieben, einen Gegner ganz in sich lebendig zu machen, um ihn aus sich heraus zu vernichten. So gelang es ihm jetzt mit den Gegenständen seiner frühen Begeisterung: unbestechlich hielt er auch die sich bietenden Schattenseiten fest und erlebte so den dialektischen Prozeß an ihnen (d. h. die Zerstörung des verständig, endlich Erfaßten und das Werden des synthetisch, vernünftig Begriffenen). Aber zunächst erlebte er dies nur, es war noch kein Moment seines Denkens, wie es sich dann aus religionsgeschichtlichen Betrachtungen herausgebar. Der Begriff der Einheit war der erste philosophische Blitz, doch diese bloße Einheit, der Gott Noahs, wie er ihn darstellte[2]), bekam sein wahres Leben erst durch die Liebe, man darf schon sagen: den Eros, wenn man das eigentümliche Fragment[3]) darüber gelesen hat. War das liebeselig-eine Leben einmal ergriffen, so stellte sich als nächste Aufgabe die Ergründung seiner Entzweiung (Schuld und Strafe) und Wiederversöhnung (Schicksal und Liebe). Von den Juden wendet sich Hegel zum griechischen Geist, und in der hingebendsten, aber auch eindringlichsten Liebe zu diesem Volk ist er der echte Freund Hölderlins. Also auch bei ihm „sind es die Griechen" und vor allem ihre Tragödie. Schuld und Schicksal — diese Begriffe lehren ihn Christus verstehen, und „die Weltanschau-

---

[1]) 'Ital. Reise', 5. Oktober 1787. — [2]) H. Nohl: 'Hegels theologische Jugendschriften' (Tübingen 1907), S. 372. — [3]) Ebenda S. 378ff. —

ung des Sophokles ist die Folie, auf die er das Jüdische auftragen muß, wenn er es verstehen und würdigen will".[1])

So wenig Gemeinsames der Dichter und der Denker zuerst zu haben scheinen, so sehr berühren sie sich in ihres Wesens Tiefe. Beiden ist die ästhetische Auffassung des Lebens eingewurzelt, und beide besitzen den Blick aufs Bewegte. Bewegung auch ins Denken zu bringen, war die eigentliche Sendung Hegels: die Wahrheit sei keine Münze, war eine seiner Grundüberzeugungen; zum starren Dasein der Berge und Sterne gewann er zeitlebens kein Verhältnis; vor dem „ewigen Leben, der gewaltigen Regsamkeit"[2]) des Wasserfalls jedoch standen beide Männer in gleicher Bewunderung. Das gleiche Bild, das doch nie dasselbe ist[3]), die Idee, die in ewigen Umgestaltungen erscheint, das war das Phänomen, das beide bannte und zu dessen denkerisch-phantasiemäßiger Bewältigung jeder seinen unvergänglichen Beitrag leistete.

Siebeck in seinem Buch über 'Goethe als Denker' macht darauf aufmerksam (S. 14), daß Goethes philosophische Leistung nicht aus überkommenen Anregungen von seiten der spekulativen Systeme sich gebildet habe, daß ihn aber in dieser Philosophie manches kongenial angemutet hätte. Nun besitzen wir gerade aus der Zeit der ersten Bekanntschaft mit Hegel ein Zeugnis, das Goethes Kongenialität gerade mit diesem spekulativen Denker schlagend bezeugt. Es heißt da in einem Brief an Jacobi (23. November 1801): „Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst Du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen, und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist,

[1]) Rud. Haym: 'Hegel und seine Zeit', Berlin 1857, S. 59. — [2]) Karl Rosenkranz, 'Hegels Leben', Berlin 1844, S. 479. — [3]) Rosenkranz a. a. O. S. 478. —

dann ist sie mir willkommen." Dieses tiefe, ruhige Anschauen, Goethes ganze philosophische Art, blieb denn auch dem tiefer Verstehenden nicht verborgen, und so fragt z. B. Simmel: „Wie hätte ein Sinnenmensch, in jener so abstrakten wie trivialen Bedeutung des Wortes, in einer höchst ernsten, sein ganzes Leben charakterisierenden Konfession, von der ihm 'obwaltenden Verachtung des Augenblicks' sprechen können?"[1])

Wenn wir alles dies im Auge behalten, so vermögen wir doch wohl nachzuempfinden, was sich damals in Jena im Herzen der beiden Männer regte und weshalb sie sich gleich zueinander hingezogen fühlten.

Die Jenenser Jahre.

Die Übersiedlung Hegels von Frankfurt, wo er, wie so viele bedeutende Köpfe jener Zeit, Hauslehrer gewesen war, nach Jena machte Epoche in seinem Leben. Man mußte schon etwas sein, wenn man sich in Jena damals Geltung verschaffen wollte. Die erlesensten Geister des Jahrhunderts: Schiller, Fichte, Schelling, W. v. Humboldt, die Romantiker, waren in Jena, der zweiten Residenz Goethes[2]), zusammengeströmt, und wir verstehen es, wenn sich Hegel noch kurz vorher gescheut hatte, sich dem dortigen „literarischen Saus"[3]) anzuvertrauen. Wenn nämlich der schwäbische Philosoph uns in den nächsten Jahren mit seinen zahlreichen und bedeutenden Produktionen gleich klassisch vorkommt und im wesentlichen der gleiche bleibt bis zum Tode, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sich *eben* erst gefunden hatte. Kaum hatte er das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt, kaum den Kampf mit seiner Hypochondrie, wie er es selbst nannte, glücklich überstanden. Seine Frankfurter Zeit zeigt viele Züge, die stark an Hölderlin erinnern, und noch 1810 schreibt Hegel rückblickend: „Ich kenne aus eigener Erfahrung diese Stimmung des Gemüts oder vielmehr der Vernunft, wenn sie sich einmal mit Interesse und mit ihren Ahndungen in ein Chaos der Erscheinung hinein-

[1]) Simmel: 'Goethe', Leipzig 1913, S. 27. — [2]) Haym a. a. O. S. 125. — [3]) Vgl. Hegels Brief vom 2. November 1800 (Rosenkranz a. a. O. S. 143). —

gemacht hat, und ... des Ziels innerlich gewiß noch nicht zur Klarheit und Detaillierung des Ganzen gekommen ist. Ich habe an dieser Hypochondrie ein paar Jahre bis zur Entkräftung gelitten; jeder Mensch hat wohl überhaupt einen solchen Wendungspunkt im Leben, den nächtlichen Punkt der Kontraktion seines Wesens, durch dessen Enge er hindurchgezwängt und zur Sicherheit seiner selbst befestigt und vergewissert wird ..."[1]) Diese Sicherheit war unerläßlich für das starkbewegte geistige Treiben, das ihn nun umfing und auf das er seinerseits wieder lebhaft zurückwirkte. Zuerst eroberte er sich einen eigenen Standpunkt in seiner Arbeit 'Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie'[2]), dann klärte er seine Anschauungen immer mehr im didaktischen Wirken, und endlich verteidigte er sie nachdrücklich im 'Kritischen Journal der Philosophie', das er gemeinsam mit Schelling und zwar in so enger Gemeinschaft herausgab, daß sie ihre Aufsätze nicht gesondert zeichneten und gleichsam als eine Stimme gehört sein wollten. Der Freundeskreis, zu welchem auch Goethe gehörte, wußte natürlich Bescheid, und so notiert Goethe unter dem 15. März 1802 in sein Tagebuch: „Schellings Bruno. Hegel Skeptizismus". Aus der Lektüre dieses Werkes[3]), das sich im ganzen gegen Aenesidemus Schulze wendet, die positive Bedeutung des Skeptizismus für die Philosophie jedoch warm anerkennt, geht wohl hervor, daß sich Goethe in den wenigen Monaten immer mehr für den mutigen, jungen Dozenten der Philosophie interessiert hatte. Andere Quellen lassen dasselbe erschließen: häufig war Hegel bei Goethe eingeladen, bald allein, bald in Gesellschaft, und gleich wird mit Schiller brieflich (27. November 1803) darüber verhandelt, „ob man ihm [Hegeln] nicht durch das Technische der Redekunst einen großen Vorteil schaffen könnte". Schon fehlt nicht die Anerkennung seines Wertes, aber auch nicht seiner besonderen Grenzen, wenn Goethe fortfährt: „Es ist ein

---

[1]) Aus dem Manuskript mitgeteilt von Franz Rosenzweig: 'Hegel und der Staat', München 1920, 1, 102. — [2]) Jena 1801; in Goethes Bibliothek. — [3]) 'Kritisches Journal der Philosophie'. Hrsg. von Schelling und Hegel. Tübingen 1802. Ersten Bandes zweites Stück. —

ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht seinen Äußerungen gar zu viel entgegen." Schiller meint dazu (30. November 1803), daß Fernow, mit welchem zusammen Hegel eingeladen gewesen war, eben der richtige Gegenspieler sei: dieser werde im Gespräch mit dem Philosophen seine flache Kunstansicht notwendig vertiefen, jener seinen Idealismus verständlich machen müssen. Gar zu gerne wären wir Zeuge von solchen Unterhaltungen, gar zu gerne wüßten wir auch, welche Fragen zwischen Goethe und Hegel besprochen wurden. Aus den spärlichen Notizen und vielleicht noch der Zusammensetzung der Gesellschaft läßt sich nur weniges erschließen. Sicher ist dies, daß man zum Höchsten und zum Alltäglichsten gegriffen hat. Da führt eine Linie von Religion, Kunst und Philosophie hinab bis in die finanzielle Bedrängnis der damaligen Jenenser Professoren. Und wir möchten diesen Zug teilnehmender Fürsorge in dem Bilde Goethes wahrlich nicht missen.

Es ist wohlverständlich, wenn sich der Dichter, der im Jahre 1800 von Niethammer von Grund auf in den transzendentalen Idealismus eingeführt worden war, nun für die Philosophie des Genossen Schellings interessierte. Die Lektüre des 'Kritischen Journals' haben wir schon erwähnt, aber auch persönliche Unterhaltungen über philosophische Gegenstände werden sogar im Kriegsjahr 1806 ausdrücklich gemeldet.[1]) Goethes Denken, das wir oben betrachtet haben, geht aus von der Natur und eignet sich die Ideen Spinozas über diese Natur, welche mit Gott identifiziert wird, an. Solche Gedanken werden wohl auch den Gesprächen mit Hegel zugrunde gelegen haben; denn am 15. Dezember 1803 übersendet Goethe eine Schrift mit der Bitte, sie für sein kritisches Institut (die 'Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung') zu besprechen, wovon er weitere interessante Unterhaltungen erhofft. Rosenkranz, welchem Hegels gesamter Nachlaß noch vorgelegen hat, vermutet, es handle sich um die zweite Auflage von Herders „Gott" (1806).[2]) Dazu paßt es nicht schlecht, wenn Goethe zweimal Bücher übersendet (am 27. November und 15. Dezember 1803): es könnten

[1]) Werke 35, 270. — [2]) Rosenkranz a. a. O. S. 223. —

dies die beiden Auflagen sein, und Hegel hatte in der Rezension, die Rosenkranz eingesehen, beide Auflagen miteinander verglichen und „den Unterschied derselben mit milder Schärfe auseinandergesetzt". Daß Hegel namentlich in seiner Frühzeit stark auf Herderschen Wegen wandelte, das haben Diltheys feinfühlige Untersuchungen gelehrt.[1])

Das kleine Herdersche Büchlein scheint mir aber noch nirgends genügend gewürdigt zu sein. Es läßt uns nämlich in den Bestand der Herderschen, durch Shaftesbury angeregten Ideen blicken, die dann übergeflossen sind auf Goethe und den Aufsatz 'Natur' erst möglich gemacht haben. Auch Dilthey führt das kleine Werk nicht an, vielleicht weil es erst nach dem Aufsatz 'Natur' erschien (1787). Dies darf uns aber nicht irreführen. Die ersten Worte der Vorrede lauten nämlich: „Zehn oder zwölf Jahre sind's, seit ich eine kleine Schrift mit mir umhertrug, die den Namen: Spinoza, Shaftesbury, Leibniz führen sollte. Sie war fertig in meinen Gedanken, und ich ging mehrmals an die Ausführung derselben; allemal aber ward ich unterbrochen und mußte ihr eine andre Stunde wünschen."[2]) Denken wir uns nun wirklich die zehn Jahre zurück, so kommen wir ungefähr in die Geburtszeit jener Ideen, welche in dem Aufsatz 'Natur' Ausdruck gefunden haben. Es ist hier nicht der Ort, den literaturgeschichtlichen Punkt der Herderschen Schrift genau festzulegen; es muß genügen zu betonen, daß sich in ihr die wesentlichen Gedanken der späteren Goethischen Naturphilosophie finden: z. B. der Begriff der Vollkommenheit der Wesen in sich selbst[3]), daraus folgernd die Ablehnung der Teleologie[4]), ferner die Vorstellung, daß „unser Geist kein edleres Geschäft kenne, als der Ordnung nachzusinnen, die der Ewige dachte".[5]) Endlich klingen doch die Worte vom Gott der Morgenländer („Ihm allein kommt es zu, zu sagen: Ich! Er, dessen Reich ewig und dessen Wunsch sich selbst genug ist. Wer außer ihm sagt: Ich! ist ein Teufel"[6])), sehr ähnlich wie die Worte des 'Natur'-Aufsatzes: „Ich sprach nicht von ihr.

---

[1]) W. Dilthey, 'Die Jugendgeschichte Hegels' (Schriften Bd. 4 S. 28. 29. 64). — [2]) Herder, Suphan, 16, 403. — [3]) z. B. S. 471. — [4]) S. 485ff. — [5]) S. 489. — [6]) S. 467. —

Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

In unserm Zusammenhang gewinnt natürlich die Frage des Unterschiedes der beiden Auflagen ein Hauptinteresse. Sie wird auch ein Licht über die biographische Beziehung verbreiten. Die erste Auflage wendet sich öfters unverblümt gegen Jacobi und seine Spinozaauffassung.[1]) Goethe hatte kräftig eingestimmt, als er das Werk in Rom gelesen. Inzwischen aber waren die Herder-Goethischen Beziehungen erkaltet, und die zweite Auflage bringt das nun eben zum Ausdruck in offenbarer Hinneigung zu Jacobi und in dementsprechender Umredaktion. In Hegel fand nun aber Goethe einen Gesinnungsgenossen gegen die Jacobische Frömmigkeit. Hatte Hegel doch im 'Kritischen Journal' im Jahre 1802 einen großen Aufsatz über Glauben und Wissen veröffentlicht, der eine Kritik des Kantischen, Fichteschen und Jacobischen Standpunktes darstellte; hier war auch bereits ein Urteil über Herders 'Gott' gefällt worden, das vielleicht überhaupt die Grundlage zu den Gesprächen mit Goethe gebildet hat. Herder kommt natürlich ebenso schlecht weg wie Jacobi, indem Hegel sagt: „Von der Eigenheit, das Absolute nicht in der Form für vernünftige Erkenntnis, sondern nur im Spiel mit Reflexionsbegriffen oder in einzelnen Aufrufungen, welche ... das Philosophieren, indem sie es anzufangen scheinen, unmittelbar auch schließen, — oder das Vernünftige nur als schöne Empfindung, Instinkt, Individualität ertragen zu können, ist das Herdersche Philosophieren nur eine geringe Modifikation."[2]) Aus dieser Gesinnung, nur „gemildert", wird dann auch die Rezension Hegels entstanden sein, die leider nie erschienen ist.

Wir sahen, wie Goethes Naturanschauung Herdern wohl manches zu verdanken hat, aber eben dieses ist entscheidend, daß Goethe nicht bei den „Aufrufungen" stehenblieb, sondern zur exakten Methode der Naturerforschung weiterschritt.

---

[1]) z. B. 508 f. — [2]) 'G. W. F. Hegels Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten'. Berlin 1832 f. Bd. 1 S. 77. —

Und einer, der daran verständnisvollen Anteil nahm, war wiederum Hegel.

In der Zeit, von der wir sprechen, wird allerdings erst das Reis zu dem Baum gepflanzt, der dann später so reichlich Frucht tragen sollte. Immerhin hören wir von Goethes Mineralogie[1]), Morphologie und Farbenlehre, an welcher Hegel jedoch in einem Briefe an Schelling (23. Februar 1807) tadelt, daß sie sich ganz an die Erscheinung halte und nicht zum Begriff aufsteige.[2]) Bei einer andern wissenschaftlichen Angelegenheit ist es wiederum Goethe, der einstweilen „seine Späße anbrachte".[3]) Es war damals, als ihn Hegel auf die Versuche mit dem siderischen Pendel aufmerksam machte. Beide haben jedoch später umgelernt: Hegel, indem er das Prinzip der Goethischen Farbenlehre philosophisch faßte und ihm freudig huldigte, Goethe, indem er schon im nächsten größeren Werke, den 'Wahlverwandtschaften', die siderischen Versuche verwertete, Ottiliens sensitives Wesen zu kennzeichnen. Ja, die Sache interessierte ihn später so, daß er das Motiv noch mehrmals verwendet hat.

Nicht nur in der Wissenschaft übermittelte Hegel das Neueste nach Weimar. Auch die drohende Abwanderung der 'Literaturzeitung' wird sogleich vertraulich gemeldet (3. August 1803.)[4]) Warum er die Predigt Marezolls, welche dieser vor dem Erbprinzen und seiner Gemahlin Maria Paulowna gehalten, an Goethe sandte, wird nirgends erklärt. Möglicherweise wollte Goethe etwas von Marezoll erfahren, da dieser Mann gerne Meister vom Stuhl einer in Jena zu gründenden Freimaurerloge geworden wäre, ein Plan, der Goethen jedoch gänzlich zuwider war.[5])

Die Herzlichkeit, zu der das persönliche Verhältnis mit der Zeit gedieh, blickt uns aus verschiedenen Zeugnissen entgegen. So schrieb Hegel am 21. September 1805 ins Stammbuch August v. Goethes das Epigramm:

---

[1]) Briefe von und an Hegel. Hrsg. von Karl Hegel, 1887, 1, 133. — [2]) Ebenda 1, 94. — [3]) Ebenda 1, 94. — [4]) 'Goethe-Jahrbuch' 16 (1895), 56. — [5]) Werke 53, 306 ff. —

„Kühn mag der Göttersohn der Vollendung Kampf sich vertrauen;
Brich denn den Frieden mit dir, brich mit dem Werke der Welt.
Strebe, versuche du mehr als das Heut' und das Gestern, so wirst du
Bessres nicht als die Zeit, aber aufs beste sie sehn."[1])

Er gab damit dem jungen Manne etwas von seinem Innersten; denn sich selbst hatte er diesen „Entschluß" kurz nach seiner Übersiedlung nach Jena zugerufen! Er lebte, was er gelehrt, und die Härte gegen sich selbst ist auch aus einer grausamen Zeit herausgeboren. Im Oktober 1806 wurde die Schlacht bei Jena geschlagen, die französischen Heere brannten und plünderten in Jena und Weimar. Hegel wurde von dem Unheil betroffen; Goethe entging ihm in leidlicher Weise. Sofort erkundigte er sich in einem Rundschreiben nach seinen Jenenser Freunden, und wie er kurz zuvor für Hegels Gehaltserhöhung gewirkt hatte, so bietet er auch jetzt dem Freunde die helfende Hand.[2]) Hegels Lage hatte etwas Heroisches: als der Brand seine Wohnung bedrohte, flüchtete er, alles im Stiche lassend, allein mit den letzten Bogen der 'Phänomenologie' in der Tasche zu seinem Freunde Gabler. Sein Brief vom 13. Oktober 1806 an Niethammer voll Sorge um den bereits nach Bamberg geschickten Teil, mit der Schilderung der Besetzung Jenas und des Eindrucks von Napoleon, „dieser Weltseele", ist ein getreues Spiegelbild jener Tage.

Die Unglückstage gingen vorüber, und im März 1807 kann Hegel das gerettete Werk an Goethe übersenden, der ihm schon folgende Worte entgegengeschrieben hatte: „Daß Hegel nach Bamberg gegangen, um den Druck seiner Werke zu sollizitieren,

---

[1]) 'Deutsche Rundschau' 1891 Heft 10 S. 250. Rosenzweig in seinem außerordentlich gründlich gearbeiteten Buch über 'Hegel und den Staat' zitiert diesen Spruch aus Michelet und der 'Vossischen Zeitung' (Rosenzweig a. a. O. 1, 235), und ohne unsere Fassung zu kennen, stellt er die Frage nach der richtigen Gestaltung des Textes. Er entschließt sich für: „Brich den Frieden mit dir" usw., was aber schon rhythmisch schlecht wäre. Ferner heißt das letzte Wort bei R. „sein" statt „sehn", wohl eine Verschreibung, die R. dann geistreich kommentieren muß (S. 100), um einen Sinn herauszubekommen. — [2]) In einem Brief an Knebel vom 24. Okt. 1806 ermächtigt Goethe diesen, Hegeln 10 Taler zu geben. —

ist mir sehr lieb. Ich verlange endlich einmal eine Darstellung seiner Denkweise zu sehen. Er ist ein so trefflicher Kopf, und es wird ihm so schwer, sich mitzuteilen."[1])

Literarische Wechselwirkung zwischen Goethe und Hegel bis zu Hegels Wegzug aus Jena.

Man hat Hegels Meisterwerk, seine 'Phänomenologie', schon mit Dantes 'Divina commedia' und mit der Seelenentwicklung Fausts verglichen, und in der Tat, wenn man das Gezwungene und Spielerische von solchen Parallelen abrechnet, so bleibt ein wahrer Kern; denn auch der Philosoph schildert uns eine Entwicklung, eine Welterfahrung. Er schreibt die Geschichte des absoluten Geistes, deren Schluß aber nicht in einem Jenseits spielt, sondern darin besteht, daß der Geist sich selbst in der Natur erkennt und in dieser Versöhnung seiner Totalität bewußt wird. Eine „Inhaltsangabe" kann von diesem gigantischen Werk unmöglich gegeben werden, weil die errungene Wahrheit immer das Ende eines Prozesses ist und jede immer wieder aus sich heraus zerstört wird, um einer neuen höhern Platz zu machen. Die Eigenheit Hegelschen Denkens besteht in der Fähigkeit, das Negierte nicht als abgetan beiseite liegen zu lassen, sondern als Negiertes festzuhalten und zu weiterem Bau zu verwenden. Aber der Bau, der entsteht, ist nicht seine Konstruktion; oft betont Hegel, daß dies und jenes dem Bewußtsein werde, daß uns nur das Zusehen bleibe usw. In diesem ungetrübt objektiven Blick berührt er sich stark mit Goethe (vgl. 'Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt'). Zähes Festhalten des ergriffenen Gedankens einerseits, das Prinzip steter Bewegung andererseits führen Hegel durch alle Bildungen der Natur und der Geschichte. Für letztere hat er besonders starke Teilnahme, die ihm Rudolf Haym in seiner Kritik der 'Phänomenologie' freilich sehr verübelt hat.[2]) Aber Hegel sieht eben alle charakteristischen Situationen des Weltbewußtseins einmal in der Weltgeschichte klassisch ausgedrückt. Seine Philosophie der Geschichte führt diese Idee

[1]) An Knebel, 14. März 1807. — [2]) a. a. O. S. 243. —

exakt durch. Im vorliegenden Werk muß man sich allerdings mit raschen Hinweisen und durchschimmernden Hintergründen begnügen. In gleicher Art greift er auch zu Hinweisen auf Dichtungen und zu Zitaten. Es sind immer nur flüchtige Blitzlichter. Ein solches fällt auch auf 'Faust', indem dieser als Beispiel aufgeführt wird im Prozesse der Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseins durch sich selbst. Betrachten wir diese Entwicklung etwas genauer! Es wird hier die Auseinandersetzung zwischen Selbstbewußtsein und Allgemeinem gegeben. Aus dem Vorausgegangenen ergab sich das Vertrauen des Selbstbewußtseins, daß der Gegenstand ihm kein fremder sei, daß sie an sich eins seien. Diese Identität hat sich nun zur Wahrheit zu erheben, was, wie so oft bei Hegel, in einem dreitaktigen Prozeß erfolgt. Zunächst will das Selbstbewußtsein die Einheit mit dem „Andern" in der Lust erleben. Der Erdgeist, im Gegensatz zum himmlisch scheinenden Geist der Allgemeinheit[1]), hat sich seiner bemächtigt:

„Es verachtet Verstand und Wissenschaft,
des Menschen allerhöchste Gaben —
Es hat dem Teufel sich ergeben
und muß zugrunde gehn."[2])

In der Lust erlebt es nämlich zu seinem Erstaunen gerade die Einheit mit dem andern Selbstbewußtsein, das Allgemeine und nicht das gesuchte Individuelle. Das Allgemeine tritt ihm als Schicksal oder Notwendigkeit entgegen, die „absolute Sprödigkeit der Einzelnheit"[3]) zerschellt an ihr, aber das Selbstbewußtsein an sich überlebt diesen Verlust, indem es sich selbst in dieser Notwendigkeit erblickt. Dieser Standpunkt wird nun auf der zweiten Erfahrungsstufe ausgebaut; hier wird die Individualität als das Verkehrte gewußt, und die Aufopferung der Einzelnheit der Individualität erscheint als Tugend. Gegen diese Tugend erhebt sich nun auf der dritten Stufe der Weltlauf, er siegt über sie, da sie sich als leere Abstraktion enthüllt, und am Schlusse tritt uns als Wahrheit entgegen, was früher nur in der Gestalt des Ansich da war: daß

[1]) 'Phänomenologie' (Werke Bd. 2), S. 271. — [2]) Ebenda S. 271. — [3]) Ebenda S. 274. —

die Individualität die Verwirklichung des Ansichseienden ist, ihre Bewegung die Realität des Allgemeinen. „Es ist also das Tun und Treiben der Individualität Zweck an sich selbst."[1])

Es war durchaus nötig, einmal den großen Zusammenhang vor Augen zu führen, in welchem Hegels Anspielungen auf Goethes 'Faust' stehen, insbesondere wenn man diese Stellen für die Faustphilologie nutzbar machen möchte, wie es Karl Borinski ('Goethe-Jahrbuch' 9, 1888, 198 ff.) versucht hat. Er geht dabei allerdings etwas gar scharfsinnig vor. Nur ein Beispiel sei angeführt, wie Hegel zitiert und kommentiert wird: „Die Schatten von Wissenschaft (Hexenküche?), Gesetzen ('Mein Herr Magister Lobesam, laß Er mich mit Gesetz in Frieden'), Grundsätzen (Mephist.: 'O heiliger Mann! da wärt Ihr's nun! Ist es das erstemal in Eurem Leben, daß Ihr falsch Zeugnis abgelegt?') verschwinden als ein lebloser Nebel, der es nicht mit der Gewißheit seiner Realität (Faust: 'Allein ich will!') aufnehmen kann" (a. a. O. S. 201 f.). Eine so minutiöse Ausdeutung ist gefährlich, weil sie den Blick dem großen Zusammenhang entwöhnt, und dann hat Hegel ja sogar das Verszitat ganz frei aus dem Gedächtnis hingeschrieben (siehe oben), wieviel weniger wird er für jedes Wort der Darstellung eine besondere Stelle vor Augen gehabt haben! Vorgelegen hat ihm zweifellos das 'Fragment' von 1790. Aber eben, wenn nun Hegel von seinem Bewußtsein schreibt: „— es erfährt den Doppelsinn, der in dem liegt, was es tat, nämlich sein Leben sich genommen zu haben; es nahm das Leben, aber vielmehr ergriff es damit den Tod"[2]), so glaubt Borinski an Hegels genauere Kenntnis der damaligen Goethischen Faustpläne. Er habe ja dem eigentlichen „Faustkreis" in Jena angehört, und daher entstamme sein Wissen um einen Selbstmord des Faust. Denn Borinski faßt das Wort „sich das Leben nehmen" eben nicht im Doppelsinn. Nun ist aber eine solche Redeweise eine Eigentümlichkeit Hegels; am bekanntesten ist das Beispiel des Ausdrucks „aufheben", der bei ihm sowohl „tollere" als „conservare" bedeutet. Und auch hier haben wir

[1]) Ebenda S. 293. — [2]) Ebenda S. 274. —

es lediglich mit einem geistreichen Wortspiele zu tun. Wir sehen sogar, wie es herausgewachsen ist. Er sagt nämlich zunächst: es (das Bewußtsein; denn von diesem ist immer die Rede) nimmt sich das Leben, wie eine reife Frucht gepflückt wird, welche ebensosehr entgegenkommt, wie sie genommen wird. Auf diese Stelle bezieht sich dann die angeführte. Von einem eigentlichen Selbstmord kann nicht gesprochen werden. Das begierige Selbstbewußtsein nimmt sich das Leben, zieht das Leben an sich heran, vermählt sich ihm, genießt es — und eben damit tut es ihm Abbruch, ruft es die Erinnyen auf, „hat es dem Teufel sich ergeben und muß zugrunde gehn".

Schwerlich war Hegel eingeweiht in keimende Faustpläne; wußte doch nicht einmal Schiller das Genauere! Seine philosophische „Umschreibung" des 'Faust' hat wohl gar nichts anderes vor Augen als den Schluß des 'Fragments'. Wenn daher Hegel in der 'Phänomenologie' sagt: „Die abstrakte Notwendigkeit gilt also für die nur negative, unbegriffene Macht der Allgemeinheit, an welcher die Individualität zerschmettert wird. Bis hierher geht diese Gestalt des Selbstbewußtseins; das letzte Moment ihrer Existenz ist der Gedanke ihres Verlustes in der Notwendigkeit, oder der Gedanke ihrer selbst als eines sich absolut fremden Wesens"[1]), wenn Hegel also spricht, so paßt dies ganz ungezwungen zum letzten Auftreten Fausts im 'Fragment' und zu seinen Worten: „Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh' . . ." Dies ist das Irrewerden an sich selbst, die Erfahrung, den Tod sich ergriffen zu haben.

Aber die erstaunliche Vermutung eines Selbstmordplans für Faust muß auch aus anderm Grunde abgelehnt werden. Der Monolog in der Osternacht war doch schon 1798 gedichtet (vgl. Karl Alt im 'Jahrbuch der G.-G.' 1922), und wie käme man zu einem Selbstmordschluß, nachdem dasselbe Thema schon mit rettendem Ausklang behandelt worden war!

Borinski glaubt indessen noch mehr. Nämlich an eine genauere Vertrautheit des Philosophen mit dem geplanten

---

[1]) Ebenda S. 275. —

zweiten Teil, weil nun eine merkwürdige Stelle folgt: „Das Selbstbewußtsein an sich hat aber diesen Verlust überlebt; denn die Notwendigkeit oder Allgemeinheit ist sein eigenes Wesen.“ Hierin hat man nun aber nicht Arieltöne zu vernehmen, sondern den Übergang zur zweiten Stufe des sich selbst verwirklichenden Bewußtseins. Vom 'Faust' ward schon Abschied genommen, es wird deutlich genug vom Selbstbewußtsein an sich gesprochen; dieses hat das Faustſtadium überlebt und wird auf zwei weiteren Stufen sich selbst entgegenschreiten. Ja, noch zwei weitere Stufen folgen, und schon deshalb ist das Kapitel der 'Phänomenologie': 'Die Lust und die Notwendigkeit' keine „bloße Umschreibung Faustischer Grundgedanken in methodischer Form.“[1]) Hegel gehört meiner Meinung nach vielmehr in die Reihe jener Männer, welche wie A. W. Schlegel einen tragischen Ausgang des 'Faust' annahmen, und dies ist um so begreiflicher, als doch Goethe selbst ursprünglich einen solchen im Sinne hatte, wie neuerdings wieder Roethe ('Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften', 1920, XXXII) überzeugend dargetan hat.

Daß die behandelte Stelle der 'Phänomenologie' schon früh die Aufmerksamkeit auf sich zog, zu falschen Deutungen Anlaß gab, ja, daß man hier die Quelle der philosophischen 'Faust'-Interpretationen gesehen hat, zeigt eine umfangreiche Greifswalder Dissertation von H. Titze.[2]) Die Auffassung Borinskis wird hier nur anmerkungsweise angeführt, ohne daß Stellung dazu genommen würde, da dies bereits in die literarische Faustforschung hineingehöre (S. 43 Anm.). Immerhin kommt der Verfasser, der in seiner Hegelinterpretation stark von Kuno Fischer beeinflußt ist, zu dem richtigen Schlusse, daß Hegel andere Ziele verfolgt habe, als „Hinweiser auf die Bedeutung des Faust zu sein“.[3])

Kaum gewürdigt blieb indes ein anderes Fragment Hegels über den 'Faust' aus der Jenenser Zeit, das sich allerdings an

---

[1]) Borinski a. a. O. S. 198. — [2]) Titze, 'Die philosophische Periode der deutschen Faustforschung (1817—39)', Greifswald 1916. — [3]) Titze S. 42. —

einem versteckten Orte befindet: in den „Urkunden“ der Hegelbiographie von Rosenkranz S. 548ff. Wir erhalten in ihm auch weniger Aufschluß über den 'Faust' als über die Denkweise des jungen Philosophen. Die eigene Gärung, die eigenen theologischen Zweifel usw. werden hier bei Gelegenheit 'Fausts' zur Sprache gebracht. Nur hin und wieder schimmert der Goethische Text durch und wiederum bei Gelegenheit des Erdgeistes: „Geist der Natur: Lebet in mir, mit mir! Ich bin mit euch und kann euch nicht deutlicher werden, als ich es bin! Blühen und Verwelken, Gedeihen und Zerstören hangen aneinander.“ Das Fragment zeigt dasselbe in völlig subjektiver Form, was die 'Phänomenologie' objektiviert hat: eine Selbstabrechnung. Für die Erforschung der Genesis des 'Faust' ist jedoch hier nichts zu holen.[1])

Hegel ist also wohl einer der ersten, welche den 'Faust' gewürdigt und philosophisch betrachtet haben, aber aus der Werkstatt des Dichters weiß er uns nichts zu enthüllen. Seine Kenntnis beruhte durchaus auf dem 'Fragment', und Minor hat ihm sogar vorgeworfen[2]), daß er den Erdgeist bloß als Geist der Materie und Sinnlichkeit erfaßt habe (wogegen jedoch die eben mitgeteilte Stelle klar spricht). Aber er wollte natürlich nicht das Wesen des Erdgeistes tiefer darlegen, vielmehr hatte er, als er den himmlisch scheinenden Geist der Allgemeinheit des Wissens und Tuns dem Erdgeiste entgegensetzte, ohne Zweifel die verschiedenen Wirkungen des Makrokosmos- und des Mikrokosmoszeichens auf Faust im Auge, wie schon Borinski richtig vermutet.[3])

---

[1]) Richtig hat Rosenkranz selbst die Stelle interpretiert (a. a. O. S. 200), indem er sagt: „Es ist nicht eine Betrachtung des Goetheschen Faust oder sonst eines bestimmten Dichtwerks, sondern eine prometheische Konfession, welche an die Gestalt Fausts ... anknüpfte.“ Der Auffassung Diltheys (Schriften 4, 196), der dies Fragment aus demselben Geist geboren sieht wie den Monolog 'Wald und Höhle', kann ich nicht beipflichten. Bei Hegel gibt der Erdgeist dem Menschen die Täuschung zur Gefährtin mit, es ist die Stimmung der Studierzimmerszene; in 'Wald und Höhle' hatte sich der Geist geoffenbart! — [2]) Minor, 'Goethes Faust' 1, 261. — [3]) Borinski a. a. O. S. 200. —

Die Wirkungen Goethes auf die 'Phänomenologie' sind indes damit noch nicht erschöpft. Zu den Zitaten aus 'Faust', aus Schiller, Lichtenberg und Sophokles kommen einige aus 'Rameaus Neffe', jenem Dialog Diderots, den Goethe 1804/5 aus dem Manuskript übersetzte und der Hegeln dazu dienen mußte, das Reich des sich entfremdeten Geistes mit seinen grotesken Gestalten auszumalen. Hegel sah also in dem Helden des Dialogs, dem verkommenen, boshaft-geistreichen Musiker, eine typische Inkarnation des Geistes, wie er auf einer gewissen Stufe erscheinen muß, wie sie zur Zeit vor der französischen Revolution da war und auf welcher eben der Geist, zerrissen und frivol, nur noch den Weg „retour à la nature" oder zur ironischen Unschuld vor sich hat. Dieser zweite Weg, das naive Aussprechen der Widersprüche, in welche Bildung und Esprit führen, wird in 'Rameaus Neffe' eben in unübertrefflicher Schlagkraft dargestellt, und Hegel wußte auch hier die Leistung Goethes zu würdigen. Ja, das Buch hat ihn so gefreut, daß er noch an einer andern, kaum bemerkten Stelle der 'Phänomenologie' (S. 411) daraus mit stillem Behagen zitiert. Alle Zitate sind übrigens ungenau und weisen Auslassungen auf, was ja begreiflich ist bei der innern Bewegung und äußern Hast, in welcher das Werk geschrieben worden.

Wenn aber ein weiteres Kapitel der 'Phänomenologie' die Überschrift trägt: „Das Gewissen, die schöne Seele, das Böse und seine Verzeihung", so darf man weder an eine direkte Auseinandersetzung mit der „Schönen Seele" im 6. Buch des 'Wilhelm Meister' noch an Schillers 'Anmut und Würde' denken. Schon in den theologischen Jugendschriften Hegels findet sich der Begriff der „schönen Seele", und man könnte glauben, daß ihm eben die Theologie diese Vorstellung des Pietismus nahegebracht hätte. Im Grunde war es jedoch nicht Überlieferung oder Beobachtung, sondern innerstes Erlebnis, warum dieser Begriff eine so hervorragende Bedeutung für ihn gewann. Bis er nach Jena kam, war Hegel ja eine sehr scheue Natur. Davon gibt nicht nur das Gedicht 'Eleusis' Kunde („. . . Frieden mit der Satzung, die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!"), sondern die Furcht vor einer

Trübung des eigenen Wesens im Verkehr mit den Menschen klingt noch deutlich wieder in der Frankfurter Zeit, wo er einmal schreibt: „. . . so flüchte ich mich oft zu dieser treuen Mutter [der Natur], um bei ihr mich mit den Menschen, mit denen ich im Frieden lebe, wieder zu entzweien und mich unter ihrer Aegide von ihrem Einfluß zu bewahren und einen Bund mit ihnen zu hintertreiben".[1])

Allerdings scheint ihm dann Goethe das erlösende Wort für diese Seelenverfassung gefunden zu haben; denn eben ein Jahr nach Erscheinen des 'Wilhelm Meister' (1797) braucht es Hegel zum erstenmal.[2]) In der Schrift: „Der Geist des Christentums und sein Schicksal" heißt es dann[3]): „Die höchste Freiheit ist das negative Attribut der Schönheit der Seele, d. h. die Möglichkeit, auf alles Verzicht zu tun, um sich zu erhalten." Damals war ihm diese schöne Seele in Christus verkörpert; aber mit diesem Ideal wird in der 'Phänomenologie' gebrochen, und so sind die jetzigen Worte Hegels als unerbittliches Selbstgericht zu verstehen. Er hatte die Welt als Geist erkannt, sich so mit ihr versöhnt und schreibt: „Es fehlt ihm [dem Bewußtsein der beschriebenen Stufe] die Kraft der Entäußerung, die Kraft, sich zum Dinge zu machen und das Sein zu ertragen. Es lebt in der Angst, die Herrlichkeit seines Innern durch Handlung und Dasein zu beflecken . ." usw.[4])

So liegt denn auch den abstrakten Äußerungen des Philosophen Erlebtes und Durchgekämpftes zugrunde. —

Da der Erste Teil des 'Faust' 1801, zur Zeit der ersten Berührung beider Männer, bereits abgeschlossen war, so konnte Hegel keine Wirkungen auf dies Werk hervorrufen, wenn er auch wohl im Disputationsaktus mit seinem „gnothi seauton im schönen Sinne" nicht gefehlt haben würde.[5])

Wir haben oben erwähnt, daß Goethe eine Gesamtdarstellung

---

[1]) Franz Rosenzweig a. a. O. 1, 73. — [2]) Dieser Umstand und die gänzlich theologische, nicht ästhetisch vermittelnde Bedeutung des Begriffs bei Hegel schließt eine Übernahme aus Schillers 'Anmut und Würde' aus. — [3]) Nohl a. a. O. S. 286. — [4]) 'Phänomenologie' S. 496. — [5]) Wir glauben mit Minor (a. a. O. 2, 177), daß diese Szene nicht ohne den Philosophenkreis in Jena entworfen worden wäre. —

der Hegelschen Gedanken lebhaft gewünscht hatte. Nun war sie erschienen, und das Werk befand sich in seinen Händen. Sicher hat er auch darin gelesen: es befindet sich jetzt noch in seiner Bibliothek, ist aufgeschnitten und offensichtlich gebraucht. Daß er es aber ganz durchgelesen habe, ist unwahrscheinlich, nicht nur darum, weil er sich im allgemeinen von spekulativen Schriften nicht gern „maltraitieren" ließ, wir haben vielmehr einen indirekten Beweis dafür auch darin, daß er sich einmal nach einem Ausspruch in der 'Logik' erkundigt, die er sich nicht zu beschaffen wisse, da doch das fragliche Wort in der Vorrede der 'Phänomenologie' steht.[1]) Ebenso wahrscheinlich ist es aber, daß er das Werk durchgegangen, namentlich dort, wo es lesbarer wird und sich über Kunst und Religion verbreitet. In den 'Wahlverwandtschaften', genauer in 'Ottiliens Tagebuch', steht nämlich folgende Reflexion: „Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seinesgleichen zu schätzen wissen."[2]) In der Ausgabe der 'Maximen und Reflexionen' von Max Hecker wird nach dem Vorgange von Ludwig Geiger nachgewiesen[3]), daß das Wort von Mad. Cornuel stamme und durch Frl. Aïssé in die Literatur gekommen sei. Woher hat es aber Goethe? Doch wohl nicht aus einer Zeitschrift Kotzebues, wie Geiger und Hecker vermuten, von der wir nicht wissen, ob sie überhaupt in Goethes Gesichtskreis getreten ist. Eher möchte man schon an Abbts Buch: 'Vom Verdienst' (1765) als Quelle denken; am nächsten liegt jedoch Hegels 'Phänomenologie', die dem Dichter eben in jener Zeit zukam und in der auf S. 502 zu lesen ist: „Es gibt keinen Helden für den Kammerdiener; nicht aber weil jener nicht ein Held, sondern, weil dieser der Kammerdiener ist, mit welchem jener nicht als Held, sondern als Essender, Trinkender, sich Kleidender, überhaupt in der Einzelnheit des Bedürfnisses und der Vorstellung zu tun hat." Das Entscheidende unserer Vermutung liegt darin,

---

[1]) Siehe unten S. 96. — [2]) Werke 20, 262. — [3]) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' Band XXI, S. 299. —

daß Hegels Wendung den Zusatz zum Worte der Mad. Cornuel enthält, der etwas verändert bei Goethe wiederkehrt und die Würze des Spruches ausmacht; Hegel hat sich ja auch etwas auf seine Priorität zugute getan, wenn er in der 'Geschichtsphilosophie' sagt, er habe das Wort schon zehn Jahre vor Goethe geprägt.

Wenn wir in dem Hegelschen Werk unmittelbar nach dem angeführten Satze weiterlesen, so begegnen wir einer Gegenüberstellung des sich bekennenden, sein Böses gestehenden Bewußtseins mit der schönen, aber in sich verkapselten, unversöhnlichen Seele.[1]) Sollte nicht hier vielleicht der Ursprung zu Betrachtungen Goethes liegen, die dann zu weitern Tagebuchaussprüchen Ottiliens geführt haben? „Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn"[2]): ein treffendes Motto zur ganzen Hegelschen Methode, die ja ein ständiges widersprechendes Dialogisieren bei beharrlich festgehaltenem Gegenstand darstellt.[3]) Es ist die Erziehungsmethode des Gehülfen in den 'Wahlverwandtschaften'[4]), und mehr vielleicht als aus dem Wortlaut der 'Phänomenologie' ist aus Gesprächen mit Hegel in Goethes Roman hineingeweht. Zum Beispiel ist es auffallend, wie scharf der Dichter zwischen Verstand und Vernunft unterscheidet („Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts"[5])); gerade Hegel aber ist es gewesen, der den Standpunkt der gegensatzverneinenden Vernunft statt des beschränkenden Verstandes gegen Kant und Fichte aufs schärfste verfocht (vgl. 'Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie', 1801, ein Werk, das ja Goethe besaß). Weiterhin glaube ich, daß der entschiedene Zug unseres Philosophen, alles Einzelne dem Großen und Ganzen aufzuopfern und letztlich das Allgemeine siegen zu lassen, Spu-

---

[1]) 'Phänomenologie' S. 502ff. — [2]) Werke 20, 240. — [3]) Wie sehr dieser Geist auch in Goethe lebendig war, so daß es vielleicht nicht einmal eines äußern Anlasses bedurfte, um ihn wirksam werden zu lassen, zeigt § 38 der 'Farbenlehre', wo vom „stillen Widerspruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen ist" gesprochen wird (Naturwiss. Schriften 1, 15). — [4]) Werke 20, 279. — [5]) Ebenda S. 240, aber auch S. 349 („Vor dem Verstande sind alle Rechte gleich"). —

ren hinterlassen habe. In der Naturbetrachtung war dem Dichter dieser Gedanke ja schon geläufig geworden, jetzt will er auch den Menschen in die Gesamtheit eingeordnet wissen, und Goethes Auge ruht mit dem des Gehülfen nicht ohne Wohlgefallen auf den Knaben, die in Uniform gesteckt worden sind. „Männer, so sagte er [der Gehülfe], sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten."[1]) Eine ähnliche Gesinnung wird nicht nur in jenen schönen Gesprächen auf dem Kirchhof in Worten geäußert, sondern auch in Tat umgesetzt, indem alle Merkmale getrennter Gräber getilgt, die zusammensinkenden Hügel verglichen werden. Ja, Charlotte spricht es deutlich aus: „Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit wenigstens nach dem Tode scheint mir beruhigender als dieses eigensinnige, starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse".[2]) Andererseits wiederum findet sich derselbe Gedanke bei Hegel immer wieder. Er verknüpft sich bei ihm mit der Philosophie der Familie, und so sagt er[3]): „Die Handlung also, welche die ganze Existenz der Blutsverwandten umfaßt und ihn — nicht den Bürger, denn dieser gehört nicht der Familie an, noch den, der Bürger werden und aufhören soll, als dieser Einzelne zu gelten — sondern ihn, diesen der Familie angehörenden Einzelnen, als Allgemeines, der sinnlichen, d. i. einzelnen Wirklichkeit enthobenes Wesen zu ihrem Gegenstand und Inhalt hat, betrifft nicht mehr den Lebenden, sondern den Toten, der aus der langen Reihe seines zerstreuten Daseins sich in die vollendete Eine Gestaltung zusammengefaßt und aus der Unruhe des zufälligen Lebens sich in die Ruhe der einfachen Allgemeinheit erhoben hat." Auch der Körper des Toten darf nicht ein Ein-

[1]) Ebenda S. 280. Ich führe diesen Zug darum an, weil er für Hegel ausdrücklich bezeugt ist (siehe Thaulow, 'Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht' 1, 94) und Goethe sich bekanntlich später in den Schilderungen der „pädagogischen Provinz" gegen die Uniform und für individuelle Bekleidung ausgesprochen hat. — [2]) Ebenda S. 203. [3]) 'Phänomenologie' S. 335. —

zelnes bleiben, dem Vernunftlosen preisgegeben, er muß sich der elementarischen Erdindividualität vermählen, die Beerdigung wird zur bedeutenden Handlung. Als Verkörperung dieser ganzen Philosophie dürfen wir die Antigone des Sophokles betrachten; die Gestalt dieser schwesterlichen Heldin war Hegeln vor allen teuer. Sein ganzes Denken über das Wesen der Tragödie bestimmte sich an ihr, und darum scheint es uns nicht ausgeschlossen, daß er auch Goethen gegenüber seiner Verehrung für diese „Tragödie der Tragödien" Ausdruck verliehen.

In der Zeit seiner Nachbarschaft mit Hegel schrieb Goethe ein Werk, das wie die 'Antigone' den Konflikt zwischen Familie und Staatsgewalt darstellt: 'Die natürliche Tochter' (1799/1803). Wenn wir auch hier nach Einflüssen des Philosophen forschen, so sind wir noch weit mehr als vorher auf die Betrachtung seiner allgemeinen Geistesrichtung angewiesen, da die Zeugnisse spärlicher sind und unmittelbar nichts mehr für jene Zeit beweisen. Ein Einzelzug scheint mir jedoch sicher aus der Philosophie zu stammen, da er sich über den sinnlichen Zusammenhang erhebt; ich meine das Wort[1]):

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Es ist ja eine Besonderheit des Hegelschen „Monismus", auf solche Zusammengehörigkeiten immer wieder hinzuweisen, handle es sich nun um Sein und Nichts, um Sein und Schein oder andere sich scheinbar widersprechende, aber doch zusammengehörende Begriffspaare.[2]) Und so heißt es denn auch, dem Sinne nach der Goethischen Fassung durchaus entsprechend, in der 'Logik'[3]): „Es ist die Unmittelbarkeit des Nichtseins, welche den Schein ausmacht; dies Nichtsein (eben der Schein) aber ist nichts anderes als die Negativität des Wesens (= die Wahrheit, die sich ergibt, nachdem das Unmittelbare des

[1]) Vers 1066f. (Werke 10, 296). — [2]) Auch in Hegels 'Ästhetik' (1, 12) kommt der Gedanke wieder, daß der Schein eben dem Wesen wesentlich sei; da dies Werk jedoch erst nach Hegels Tod erschien, sehen wir hier davon ab. — [3]) Hegels Werke 4, 12. Die Sperrung rührt von mir her. —

Scheins verlassen worden ist) an ihm selbst". Auch bei Vers 1699ff. könnte man sich fragen, ob nicht Hegels Geistbegriff dahinterstecke, wenn es heißt:

> Der Geist!
> Des Menschen Geist, dem nichts verlorengeht,
> Was er von Wert mit Sicherheit besessen.

Allerdings bei Hegel ist der allaufsammelnde Geist nicht des Menschen Geist, sondern der absolute Geist. Er hätte also die Ergänzung des Nebensatzes wohl getilgt.

In dem letzten Werke endlich, das Goethe in dieser Epoche schuf, der 'Pandora', könnte man einzig in der Rettung des Prometheussohnes einen tiefwurzelnden Hegel-Gedanken erblicken[1]):

> Diesmal bringt der Götter Wille,
> Bringt des Lebens eignes, reines,
> Unverwüstliches Bestreben
> Neugeboren ihn zurück.

Diese Anschauung von der Versöhnung des Lebens mit sich selbst liegt bei Hegel allerdings im Mittelpunkte. Sie ist einer der wichtigsten Begriffe, die sich ihm aus seinen theologischen Bemühungen und den Auseinandersetzungen mit Kants Pflichtgebot ergeben haben. Nur ein Satz sei angeführt: „Dies Gefühl des Lebens, das sich selbst wiederfindet, ist die Liebe, und in ihr versöhnt sich das Schicksal." [2])

Der Zeitabschnitt, den die beiden Männer in Jena nebeneinander verbracht haben, ist einer der schöpferisch ärmsten in Goethes Leben; der Dichter war oft krank und ans Zimmer gefesselt. So ist auch die Wirkung Hegels auf ihn gering, ja, ich verhehle mir nicht, daß man hie und da vielleicht eher von Gleichlauf der Gedanken als von Beeinflussung sprechen könnte. Aber die Möglichkeit einer solchen durfte festgestellt werden.

Hegel war nach Bamberg verzogen, die 'Phänomenologie' hatte die Jenenser Epoche abgeschlossen. Menschlich war er Goethen nahe gekommen, einer tieferen Wirkung seiner Philosophie stand die allzu deutliche Sprache entgegen. Es schien fraglich, ob die Freundschaft sich auch in der Ferne bewähren würde.

---

[1]) Werke 50, 341. — [2]) Nohl a. a. O. S. 283. —

Naturwissenschaftliche Bemühungen.

Die weitere Untersuchung der Beziehungen Goethes zu Hegel erfährt eine wesentliche Erleichterung dadurch, daß die Imponderabilien des persönlichen Umganges fast gänzlich wegfallen und wir die Zeugnisse ihres Geistesverkehrs unmittelbar in Händen haben. Wir haben gesehen, daß das eigentlich Philosophische in Goethe keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte. Interessiert hatte er sich wohl immer dafür; aber wenn die verständlichere mündliche Darlegung Hegels fehlte, so war für die Zukunft in dieser Beziehung wenig zu hoffen. Es gibt jedoch einen Bezirk, wo sich Künstler und Philosophen fast mit Naturnotwendigkeit begegnen: im Ästhetischen, wo der Künstler sich als Denker seinem Werke gegenüberstellt und wo der Philosoph die Idee in ihrer sinnlichen Offenbarung betrachtet. Auf diesem Gebiet traten sich Hegel und Hebbel feindlich gegenüber, indem der Künstler die Vorherrschaft der Philosophie aufs heftigste bekämpfte (siehe sein Vorwort zu 'Maria Magdalene'); hier werden sich auch Goethe und Hegel begegnen müssen. Aber Goethe war nicht nur Dichter, und seine naturwissenschaftlichen Forschungen waren ein weiteres Feld, wo für den Philosophen vieles zu holen war und wo sich Goethe der Beachtung durch die Philosophie ausdrücklich empfahl ('Farbenlehre', Didakt. Teil §§ 716ff.). Und in diesem Kreise war es denn auch, wo sich die beiden Männer neuerdings fanden und zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigten. Denn so wenig Goethe nur Dichter, so wenig war Hegel nur Philosoph. Wir staunen vor der Universalität jener Zeit, aber sie ist unleugbar. Hegel bewarb sich einst um die Professur für Botanik in Jena, er schrieb seine Dissertation über die Planetenbahnen, ein Blick in seine 'Logik' oder 'Encyclopaedie' zeigt seine innige Vertrautheit mit der Naturwissenschaft, ja, wir besitzen den Ausspruch Goethes, daß er in bezug auf mathematische und physikalische Vorkenntnisse ihn mehr als Schelling schätzte.[1]) Für Farbenlehre ins-

[1]) Goethes Gespräche von Biedermann, 1889, 1, 208. Die Datierung der 2. Auflage auf 1799 oder 1800 ist irrtümlich: damals kannten sich Goethe und Hegel noch gar nicht. —

besondere läßt sich seine Teilnahme bis in die Gymnasialzeit zurückverfolgen[1]), und Gundolfs abschätzige Bemerkung, daß bei Goethe die Farbenlehre aus Erlebnissen erwachsen sei, bei Hegel nur wegen der Vollständigkeit im System vorgetragen werde[2]), ist zurückzuweisen. Und wenn man gesagt hat[3]), Hegel gehöre in den eigentlichen 'Faust'-Kreis, so kann man mit größerem Rechte behaupten, er gehöre in den 'Farbenlehre'-Kreis. Wie das gekommen, wollen wir kurz darstellen.

Wir begleiteten den Verfasser der 'Phänomenologie' von Jena nach Bamberg; er hatte die dortige Redaktionstätigkeit immer als Notbehelf angesehen und nahm daher mit Freuden das Anerbieten Niethammers an, als Rektor des Gymnasiums nach Nürnberg überzusiedeln. Allein allmählich wurden ihm die Verhältnisse dort doch zu eng, und sehnsüchtig sah er sich nach einer akademischen Wirksamkeit um. Die Erfüllung dieses Wunsches, die Berufung nach Heidelberg, wurde durch niemand anders als durch Goethes Freund Sulpiz Boisserée eingeleitet.[4]) Im Herbst 1816 trat Hegel seine neue Wirksamkeit an. Im folgenden Jahre kam dann die erste Auflage der 'Encyclopaedie' heraus; einige Bogen dieses Buches sandte Boisserée an Goethe, und damit war der Kontakt wiederhergestellt, der von nun an bis ans Lebensende Hegels nicht mehr abbrechen sollte.

Im Jahre 1810 hatte Goethe nach langer mühsamer Arbeit seine 'Farbenlehre' in die Welt hinausgehen lassen. Es ist zu bekannt, wie wenig zustimmend sich Mit- und Nachwelt dazu verhalten haben, als daß wir hier näher darauf eingehen sollten. Hegel war einer der wenigen und einer der ersten, die entschieden für Goethe eintraten. Schon in der 'Logik' (1812—1816) finden sich einige Stellen[5]), die deutlich auf Goethe hinweisen, obwohl sein Name hier noch nicht genannt wird. Der Betrachtungszusammenhang ist folgender. Ich habe oben darauf aufmerksam gemacht, daß Hegel das Negierte nie

[1]) Rosenkranz a. a. O. S. 14. — [2]) Gundolf, 'Goethe', S. 266. — [3]) Borinski a. a. O. S. 204. — [4]) Vgl. 'Sulpiz Boisserée', Cotta 1862. Durch neue Briefe vervollständigt: 'Hegel-Archiv' von Georg Lasson, 1. Bd. 2. Heft S. 4ff. 47ff. — [5]) Im 3. Band der 'Sämtlichen Werke', also dem 1. Bande der 'Logik', S. 92 und 103f. —

als abgetan liegen lasse, sondern in der negierten Stellung, als negiert festhalte. So sind ihm auch Sein und Nichts Realitäten; Sein und Nichts gehören, als sich gegenseitig fordernd, zusammen. Von da aus ist es nur ein kleiner Schritt hinüber zum Gleichnis von Wärme und Kälte, Licht und Finsternis. Goethe kommt dem Philosophen aufs schönste mit seiner Behauptung entgegen, die Farben entstünden aus dem Gegeneinanderwirken der beiden Mächte Licht und Finsternis im trüben Medium. Diese Anschauung wird ohne weiteres hineinverflochten in die 'Logik': „Erst in dem bestimmten Lichte — und das Licht wird durch Finsternis bestimmt — also im getrübten Lichte, ebenso erst in der bestimmten Finsternis — und die Finsternis wird durch das Licht bestimmt — in der erhellten Finsternis kann etwas unterschieden werden, weil erst das getrübte Licht und die erhellte Finsternis den Unterschied an ihm selbst haben und damit bestimmtes Sein, Dasein, sind."[1]) Mit der Kälte verhält es sich ebenso: auch sie ist ein „inhaltiges Nichts", nicht bloße Abwesenheit der Wärme. Diese Anspielungen und Zustimmungen hat Goethe wohl nie zu Gesicht bekommen; wir werden sehen (unten S. 96), daß er die 'Logik' vergeblich zu entleihen suchte. Seine Bescheidenheit hielt Hegeln auch davon ab, die 'Encyclopaedie' von 1817 dem Freund und Gönner zuzusenden. Dies hat dann Sulpiz Boisserée ohne sein Wissen besorgt, er schickte (23. Juni 1817) die Blätter über Licht und Farben an Goethe und wenige Tage darauf (27. Juni 1817) diejenigen über Bewegung der Himmelskörper mit Hegels ablehnenden Bemerkungen über Newton. Auch die Gegnerschaft gegen Newton war nicht neu. Schon früher[2]) hatte Hegel scherzhaft in Anspielung auf den Apfel, aus dessen Fall Newton das Gravitationsgesetz erschlossen, vom astronomischen Sündenfall gesprochen, und ein andermal spöttelt er über die drei unglückseligen Äpfel der Geschichte, den Apfel Evas, den des Paris und den Newtons.

---

[1]) Hegels Werke 3, 92. — [2]) Rosenkranz a. a. O. S. 153, wo Hegels Verehrung für Kepler zuungunsten Newtons in der Dissertation von 1801 dargetan wird. —

In den Blättern nun, welche Boisserée an Goethe sandte[1]), spricht Hegel vom unendlichen, untrennbaren Licht, bekämpft Newton, Malus und andere Forscher, würdigt dagegen Goethe mit warmen Worten.[2]) In den astronomischen Betrachtungen hebt er Kepler gegenüber Newton hervor. Goethe hat eine lebhafte Freude darüber empfunden, daß die Philosophie dem Lichte seine Selbständigkeit, Reinheit und Unzerlegbarkeit zuerkannt habe, und meint in der Selbstbeschränkung des Meisters: „So haben wir andern gewonnenes Spiel und können in unserer Naivität ganz gelassen den höchsten Betrachtungen vorarbeiten" (an S. Boisserée 1. Juli 1817). Da sich Hegel besonders für die entoptischen Erscheinungen interessiert gezeigt hatte (ohne dies Wort zu brauchen: er spricht von den „Malusschen Entdeckungen"), läßt ihm Goethe durch Boisserée ein Blättchen mit einer „schon bekannten mystischen Figur" zugehen, aus der alles zu ersehen sei, was jemals bei doppelter Spiegelung vorfallen könne.

Es wird zum Verständnis des Folgenden nötig sein, den Begriff „entoptische Farben" zu erklären. Zu Goethes Zeit nannte man entoptische Erscheinungen solche, die sich an einem spröde gemachten Glaskubus bei doppelter Spiegelung zeigen. Auf der Fläche des direkten Widerscheins erscheint ein weißes Kreuz, der oblique Widerschein zeigt ein schwarzes Kreuz. Auch Farben treten auf. Das Rätsel jener „mystischen Figur" haben weder Hegel noch Boisserée gelöst, doch zeigten sie noch lange neugierige Spannung (vgl. 'S. Boisserée' II, 181, 183), die aber wohl unbefriedigt blieb. Indessen nahm Goethe die neuerstandene Hilfe mit „doppeltem und dreifachem Dank" an

[1]) 'Encyclopaedie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß', Heidelberg 1817, S. 153—156 (§§ 219—223) und S. 147ff. oder 159 (§ 212 oder 224). Die Weimarer Ausgabe, Briefe 28, 406, zitiert irrtümlicherweise die Paragraphen der 2. Aufl. von 1827, die aber gegenüber der ersten ein ganz neues Buch ist. — [2]) Wie schön sich beide Männer entgegenarbeiten, erhellt auch daraus, daß sich Hegel in der 'Encyclopaedie', 1817, S. 66 bereits gegen Hallers: „Ins Innre der Natur" wendet. Goethe hat diese Blätter freilich kaum gekannt. In der 2. Auflage 1827 hat Hegel jedoch Goethes berühmte Entgegnung (Werke 3, 105) angeführt (Anm. zu § 140). —

und sandte Hegeln seine Hefte 'Zur Naturwissenschaft' ziemlich regelmäßig zu. Gleich das erste (1817) brachte den Aufsatz 'Elemente der entoptischen Farben' (Naturwiss. Schriften 5 I, 246—252; das Thema wurde dann im 3. Heft, 1820, breiter behandelt: Naturwiss. Schriften 5 I, 253—318), worauf Hegel in einem tiefeindringenden Briefe vom 20. Juli 1817 antwortet.[1]) Der Raum verbietet es uns, auf die besonderen Ausführungen über dieses Farbenspiel näher einzugehen; daß Goethe sich lebhaft mit den echt philosophischen Gedanken und Anregungen (im wesentlichen: das Miteinander des Doppelspatphänomens dem Nacheinander des Malusversuches gleichzusetzen) beschäftigt hat, zeigt nicht nur sein Tagebuch (1. August 1817), sondern auch eine Anspielung im Aufsatze des 3. Heftes 'Zur Naturwissenschaft', wo er den Ausdruck „Punktualität" aus dem Hegelschen Briefe übernimmt.[2]) Aber noch mehr: Hegel sagt in seinem Briefe: „... wie auch bei den entoptischen Figuren (ein Name, den ich mich freue, daß Sie ihn, wie ich ihn dem epoptischen nachgräzisiert habe, gelten lassen) ..." Wie? Hegel soll den Namen „entoptisch" geschaffen haben? Dagegen spricht doch Goethes Brief an Boisserée vom 1. Juli 1817: hier kommt die Bezeichnung schon vor, während die 'Encyclopaedie'-Stelle von 1817, wie oben bemerkt, sie nicht hat. Auch nennt uns Goethe ausdrücklich den Erfinder des Namens: „Die Farbenerscheinungen, von meinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter, Doktor Seebeck, entdeckt und von ihm 'entoptisch' genannt, beschäftigen mich gegenwärtig aufs lebhafteste."[3]) Wie löst sich dieser anscheinend unlösbare Widerspruch? Aus dem Briefe Boisserées vom 23. Juni 1817, der die Druckblätter der 'Encyclopaedie' begleitete, erfahren wir folgendes. „Sie wissen", schreibt Boisserée, „daß dieser Mann [Hegel] in Nürnberg lange mit Seebeck zusammengelebt; in diesem Verhältnis hat er Gelegenheit gehabt, das Newton'sche Farbenunwesen ganz kennenzulernen".[4]) Von hier aus wird auch erst der Anfang des Hegelschen Briefes vom 20. Juli 1817 verständlich:

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 12 (1891), 166ff. — [2]) Naturwiss. Schriften 5 I, 290, 9. 10: „etwas, das man Punktualität genannt hat". — [3]) Naturwiss. Schriften 5 I, 224, 19. 20. — [4]) 'S. Boisserée' 2, 175. —

es sind eben die mit Seebeck unternommenen Bemühungen zur Lösung des Rätsels, deren Vergeblichkeit Hegel hier beklagt. Und bei diesen gemeinsamen Versuchen wird Hegel den Ausdruck „entoptisch" geprägt haben, den Seebeck übernommen und an Goethe weitergegeben hat, ohne mehr recht zu wissen, wer von ihnen beiden bei gemeinsamer Forschung das bedeutsame Wort zuerst ausgesprochen habe. Indessen scheint Goethe gelegentlich Hegels Anspruch auf das Verdienst der Namenfindung anerkannt zu haben; im Briefe vom 7. Oktober 1820 [1]), mit dem er dem Philosophen den Aufsatz des 3. Heftes 'Zur Naturwissenschaft' übersendet, sagt er: „Sie haben in Nürnberg dem Hervortreten dieser schönen Entdeckung beigewohnt, Gevatterstelle übernommen . . .".

Den Höhepunkt und Abschluß der Unterhaltung über die entoptischen Farbenerscheinungen bildet Hegels Brief vom 24. Februar 1821.[2]) Er kann ohne das vorhin Gesagte gar nicht verstanden werden; denn nachdem der Dank für das übersandte Heft ausgesprochen ist, geht Hegel auf den Ausdruck „Gevatterschaft" näher ein und sagt: „Um diese ebengenannte Gevatterschaft — da Euer Exzellenz sich noch einer Erwähnung, die ich von Beihilfe zu ein paar Buchstaben vormals an Sie getan, haben erinnern wollen — gleich von vornherein abzutun, so wissen Euer Exzellenz ohnehin, wie wenig mehr in unsern Zeiten die Gevatterschaft bei einem Kinde auf sich hat . . ." Es handelt sich eben um die Buchstaben „ent" des Wortes „entoptisch"; immerhin ist es möglich, daß Goethe bei dem Worte „Gevatterschaft" gar nicht an die Namengebung, sondern an Hegels Beihilfe bei den Seebeckschen Versuchen im allgemeinen gedacht hat. Nachdem Hegel in weitläufigen Sätzen seinen Anteil als geringfügig hingestellt hat, zieht er die Summe der naturwissenschaftlichen Existenz Goethes und setzt sie dann in Beziehung zu seiner Philosophie. Wir werden an die berühmten Briefe Schillers vom 23. und 31. August 1794 erinnert. Er sagt: „Das Einfache und Abstrakte, was Sie sehr

[1]) Dieser Brief fehlt im Generalregister der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe (Bd. 50). — [2]) 'Briefe von und an Hegel', Nr. 176. —

treffend das Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die konkreten Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zusammengesetztern fortschreitet, und so rangiert, das Verwickelte nun, durch diese Dekomposition, in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspüren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, es abstrakt, wie wir dies heißen, aufzufassen, dies halte ich für eine Sache des großen, geistigen Natursinns, sowie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntnis in diesem Felde." Damit ist das Herausarbeiten des Urphänomens, d. h. das Zurückführen einer Erscheinung auf ihre notwendigen Bedingungen, als eine philosophische Tat hingestellt, und Hegel will die Errungenschaften der Goethischen Naturanschauung direkt nutzbar machen für die Philosophie. Daher sagt er im selben Briefe: „Haben wir nämlich endlich unser zunächst austernhaftes, graues oder ganz schwarzes — wie Sie wollen — Absolutes doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es desselben begehrlich geworden, so brauchen wir Fensterstellen, um es vollends an das Licht des Tages herauszuführen; unsere Schemen würden zu Dunst verschweben, wenn wir sie so geradezu in die bunte, verworrene Gesellschaft der widerhältigen Welt versetzen wollten. Hier kommen uns nun Euer Exzellenz Urphänomene vortrefflich zustatten; in diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich durch seine Sinnlichkeit, begrüßen sich die beiden Welten — unser Abstruses und das erscheinende Dasein — einander." Wir können die Freude Goethes über so verständnisvolle Zustimmung wohl begreifen; war doch alles dieses wie ein freundlicher Widerhall der Worte, die er selbst in der 'Farbenlehre' über ihr Verhältnis zu den Philosophen geschrieben hatte: „Kann der Physiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm. Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts

die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen; denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird."[1]) Es ist ganz eigentümlich, wie genau Goethe seinen Forschungsbezirk abgrenzt und daß auf der andern Seite ihm wirklich ein Einsichtiger entgegenkam, der die erworbenen Schätze weiter verwandelte. Und um so schöner ist diese Übereinstimmung der beiden Großen, als sie darum wußten und dieses Wissen ihnen Ansporn und Trost in mühsamer Forscherarbeit geworden ist.

Die Förderung, welche Goethe durch den philosophischen Blick Hegels erfuhr, hat er jederzeit gerne anerkannt. So schreibt er an K. F. v. Reinhard (5. März 1821): „Dieser wundersam scharf und fein denkende Mann ist seit geraumer Zeit Freund meiner physischen Ansichten überhaupt, besonders auch der chromatischen. Bei Gelegenheit des entoptischen Aufsatzes hat er sich so durchdringend geäußert, daß mir meine Arbeit wirklich durchsichtiger als vorher vorkommt." Das ist gewiß ein Höchstmaß des Lobes, und würdig reiht sich daran die Art, mit der sich Goethe über den durch Hegels Zustimmung erfahrenen Gewinn in den 'Tag- und Jahresheften' 1817 Rechenschaft gibt: „Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im stillen entfernt und suchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Wert mußte deshalb für mich haben, zu sehen und zu bedenken, wie ein Philosoph von dem, was ich meinerseits nach meiner Weise vorgelegt, nach seiner Art Kenntnis nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt, das geheimnisvoll klare Licht, als die höchste Energie, ewig, einzig und unteilbar zu betrachten".[2]) Ob nicht auch von dieser Seite her der Spruch angeregt worden ist: „Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unteilbaren Energien"?[3])

[1]) 'Farbenlehre' § 720 (Naturwiss. Schriften 1, 287). — [2]) Werke 36, 124. — [3]) 'Maximen und Reflexionen' (Hecker) Nr. 1299.

Es ist ein eigentlicher Zug des Genies, neben dem tiefen Ernst auch das herzliche Lachen zu besitzen. Im Juni 1821 sendet Goethe an Hegel nach Berlin, wohin dieser neuerdings übergesiedelt war, einen jener geschliffenen Becher, welche das optische Urphänomen so schön darstellen, indem die eingeschliffene Figur, durchs leere Glas gesehen, gelb, nach eingefülltem „trüben Mittel" jedoch blau erscheint. Die begleitende Widmung lautete (Briefe 34, 410): „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zu freundlicher Aufnahme das Urphänomen." Vorangegangen war ein ankündigender Brief vom 13. April, die Antwort auf Hegels Schreiben vom 24. Februar 1821 (siehe oben S. 67), in dem nach warmer Anerkennung der „Glaubensstärkung" plötzlich der Schalk durchbricht: „Da Sie so freundlich mit den Urphänomenen gebaren, ja mir selbst eine Verwandtschaft mit diesen dämonischen Wesen zuerkennen, so nehme ich mir die Freiheit, zunächst ein Paar dergleichen dem Philosophen vor die Tür zu bringen, überzeugt, daß er sie so gut wie ihre Geschwister behandlen wird." Und in seinem Dankbrief vom 2. August 1821 stimmt Hegel in den gleichen Ton des Scherzes ein. Er meint, dies zierliche Glas sei doch „ein so viel vergnüglicheres Stück von Apparat als der dreieckige Glasprügel", und fährt dann fort: „So instruktiv von je ein Glas Wein gewesen, so hat es nun durch Euer Exzellenz Wendung hieran unendlich gewonnen. Wenn der Wein schon eine mächtige Stütze der Naturphilosophie gewesen, als welche zu zeigen bemüht ist, daß Geist in der Natur ist, somit an ihm das nächste und stärkste Dokument für solche Lehre hat, wenn schon von den Alten Bacchus wesentlich als mystischer Dionysos erkannt und verehrt worden ist — der alte Freund Voß mag noch so sehr dagegen sich ereifern, erpoltern und ergeifern —, so will mir nun auch scheinen, daß mir itzt in Euer Exzellenz Geschenk über meines Freundes Creuzer mystischen Weltbecher erst das rechte Verständnis aufgegangen ist. Was kann er anders sein als die allgemeine durchsichtige Umschließung mit dem gelben, von den zwölf goldnen Zeichen durchrankten Zodiakalgürtel, der, gewendet so gegen den glänzenden Ormuzd als gegen den schwarzen Ahriman, die bunte Welt der Farben zur Erscheinung

bringt?"[1]) Natürlich fehlt es nicht an Versicherungen, den „bedeutungsvollen Becher" zu Ehren des Stifters gebrauchen zu wollen, und so berichtet denn Zelter im gleichen Stil an Goethe (8. Juli 1821): „Vorgestern haben wir aus dem herrlichen Urglase, welches Du Hegeln geschickt hast, aller Urseelen Gesundheit getrunken."

Da bei Hegel nach eigenem Geständnis „das Verstehen über alles ging und das Interesse des trocknen Phänomens für ihn nichts weiter war als eine erweckte Begierde, es zu verstehen", so ist es begreiflich, wenn er die Entdeckungen Goethes immer mehr mit den Begriffen seiner Philosophie zu durchdringen suchte. Davon gibt uns ein Brief vom 15. September 1822 Kenntnis.[2]) Zunächst durfte er sich dafür bedanken, daß Goethe seinen Brief vom 24. Februar 1821 unter der Überschrift: 'Neuste aufmunternde Teilnahme' im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft" (S. 291) abgedruckt hatte, wie denn sein Name schon im 3. Hefte (S. 126) lobend erwähnt worden war.[3]) Dann aber geht er dazu über, die Goethische Farbenlehre nach seiner Art weiter auszubauen. Dem von Goethe so sehr hervorgehobenen Gegensatz Gelb—Blau sei der Gegensatz von Rot—Grün zur Seite zu stellen. Goethe hatte den ersten als Urphänomen aufgespürt und den zweiten daraus als sekundär abgeleitet. Rot entsteht nach ihm bei fortschreitender Trübe des Mediums aus Gelb, Grün dagegen durch Mischung von Gelb und Blau. Hegel will den zweiten Gegensatz (Rot—Grün) im Hinblick auf den ersten als dessen Synthese betrachten. Diese Synthese, unter den Unterschied gestellt, ergibt in Form der bloßen Neutralität: Grün, aber als individuelle Einheit angeschaut, „zum Subjektiven verinnigt": Rot. Und auf Goethes Darstellung der sinnlich-sittlichen Wirkungen der Farben anspielend, fährt Hegel fort: „Rot erklärten Sie darum zum Königlichen der Farbe, —

---

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 16 (1895), 61 f. Das Trinkglas wurde ausführlich besprochen durch E. v. Lommel: 'Eine optische Reliquie von Goethe', 'Deutsche Revue' 1895, 2, 44—48. Jetzt befindet es sich im Goethemuseum zu Frankfurt a. M. — [2]) 'Goethe-Jahrbuch' 16 (1895), 64 ff. — [3]) Naturwiss. Schriften 5 I, 253, 18. —

wir zum lieblichen Innigen — der Rose; — mit leichter Scheinens-Veränderung das eine und das andere." Bedauerlicherweise sind die Aufsätze, welche dem Briefe beigepackt waren und die Goethe richtig empfing[1]), bisher unauffindbar geblieben.[2]) Da sie einige besondere Fragen, „Nebenumstände" betrafen, so ist es schwer zu sagen, ob Hegel sie in die Neuausgabe der 'Encyclopaedie' 1827 hineingearbeitet hat oder ob sie uns vielleicht aus den „Zusätzen" Michelets zur Ausgabe der 'Encyclopaedie' in Hegels Sämtlichen Werken entgegentreten. Diese zweite Möglichkeit besteht immerhin, da Michelet die Kollegheft aus den Jahren 1821—24, welche eben in die Zeit der Farbenstudien fallen, ganz besonders herangezogen hat.[3]) Nach den wenigen Andeutungen des Briefes und in Ermangelung der Manuskripte kann jedoch nichts mit Sicherheit entschieden werden. Indes bietet die Neuauflage der 'Encyclopaedie' und die gleich mitbenutzte von Michelet so viel des Interessanten, daß wir bei unserm beschränkten

---

[1]) Tageb. 19. September 1822; Goethes Brief an Hegel (3.) Mai 1824. — [2]) Hier stellt sich uns die Frage nach etwa verlorenen Briefen. A. Genthe ('Goethe-Jahrbuch' 16, 73) kommt zum Schlusse, daß z. B. ein Brief Goethes vom Jahre 1827 fehle. Vielleicht ist dieser identisch mit dem Schreiben an Hegel und Varnhagen vom 15. März 1827 (Briefe Band 42 Nr. 80), der bei Karl Hegel noch nicht gedruckt war. Auf Grund einer Anspielung im Konzept zum Briefe Hegels vom 15. Sept. 1822 glaubt Genthe an den Verlust eines zweiten Briefs, eines Hegelbriefs. Aber hat Hegel nicht die Stelle darum vielleicht geändert, weil es ihm zu Sinne kam, er habe Goethe nichts davon geschrieben? Der Umstand, daß Hegel sagt, das Grau sei ihm beinahe ganz vergangen, wovon wir früher nichts erfahren, spricht indes für Verlust. Aber schon am 24. Februar 1821 spielt Hegel wohl auf diese Differenz an: „unser zunächst austernhaftes, graues oder ganz schwarzes . . . Absolutes". Von Goethe erfahren wir in den Briefen nie ein Wort davon. Dieser hat Hegels Meinung wohl von Seebeck erfahren (wie die Gevatterschaft) und diesem seine Zweifel mitgeteilt. Seebeck war 1812 in Nürnberg mit Hegel optisch tätig, war am 16. Juni 1818 bei Goethe (s. Tagebuch), reiste dann nach Berlin, wo er wohl mit Hegel darüber sprach, und dieser nimmt die Frage 1821 wieder auf. Es muß also kein Brief fehlen. Und auch nach 1827 scheinen mir Hegels Besuche, die Verbindung der Freunde durch Zelter, Arbeit und Alter das Fehlen von Schriftlichem genugsam zu erklären. — [3]) Hegels Werke 7 I, XVIII. —

Raum sowieso nur aphoristisch sein können. Hegel führte die Neuauflage bei Goethe mit folgenden Worten ein (29. Juni 1827): „In einigen Wochen erlaube ich mir, Ihnen die 2. Ausgabe meiner 'Encyclopaedie der philosophischen Wissenschaften' zu überschicken, in Beziehung auf einen Versuch, den ich darin gemacht, eine Ordnung und Stufenfolge von dem Phänomene der sogenannten Brechung an bis zur fixen Farbe anzugeben, indem ich jene als die erste Differentiierung in dem Durchsichtigen betrachtete, die dann zur Verdunklung im Spröden [er meint bei den sog. entoptischen Körpern] fortgehe usf." [1]) Die Widmung, die das Geschenkexemplar trägt, lautet: „Seiner Exzellenz dem Großherzoglich-Sächsischen Staatsminister Herrn von Goethe, seinem vieljährigen, höchstverehrten Freunde, zur gütigen Aufnahme — der Verfasser."

Wo Hegel in dem Werke auf Licht und Farben zu sprechen kommt, gedenkt er Goethes, ja ohne diesen wären die entsprechenden Abschnitte schlechterdings nicht zu denken. Aber dennoch liegt Originalität in Anordnung, Behandlung und Schlußfolgerungen. Das Licht ist auch für Hegel unteilbar, die abstrakte, freie Identität. Die sogenannte Strahlenbrechung erklärt er ganz eigentümlich. Er erläutert seine Ansicht an dem allgemein bekannten Beispiel vom Übergang des Lichtes aus der Luft ins Wasser. Das Phänomen sei darum so schwierig zu erklären, weil das Geistigste hier unter materiellen Bedingungen gesetzt sei: das Wasser werde nämlich gesehen, als ob es Luft wäre; es sei ein durchaus ideeller Vorgang, man lebe gleichsam in der spezifischen Schwere der Luft, setze den Luftraum an Stelle des Wasserraums, oder mit einem anschaulichen Bilde, das an den Kammerdienerscherz erinnert: „Wird die Heldentat eines großen Mannes in eine kleine Seele gesetzt, so nimmt diese nach ihrer spezifischen Bestimmtheit dieses Große auf und verzwergt den Gegenstand zu sich . . ." [2]) Ebenso handelt auch die Luft mit dem Wassersehraum, und darum erscheint der Boden eines mit Flüssigkeit gefüllten Gefäßes gehoben. Was nun hier äußerlich geschehe, finde beim Kristall in der

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 16 (1895), 71 f. — [2]) Hegels Werke 7 I, 292. —

doppelten Strahlenbrechung innerlich statt, wie denn Goethe gesagt habe, daß im Innern solcher Körper ein Spiegelapparat aufgebaut sei. Wiederum wie schon in einem Briefe freut sich Hegel der „innern Damastweberei der Natur", mit welchem Ausdruck er auf Abschnitt XXXIV des Aufsatzes 'Entoptische Farben' ('Zur Naturwissenschaft', 3. Heft)[1]) anspielt. Nun führt Hegel die Phänomene weiter vor, indem er von der besprochenen Durchsichtigkeit zur Sprödigkeit übergeht und dann durch Trübung die Farben entstehen läßt — im allgemeinen sich zur Grundanschauung Goethes bekennend, im besonderen durchaus selbständig.

So zunächst bei der Auffassung des Grauen. Wir haben oben Seite 72 in Anmerkung 2 darauf aufmerksam gemacht, daß wohl Hegel zu Seebeck über das Graue gesprochen und dieser die Bemerkung Goethen übermittelt habe; nun gibt die 'Encyclopaedie' zu dieser Frage schönste Aufklärung. Wie Rot dem Grün entgegengesetzt ist, so sind die Farben und das bloße Grau kontrastiert worden: einmal ist die Erscheinung unter der Kategorie der Indifferenz, dann der Individualität gefaßt. Aus diesen Zusammenhängen ist es begreiflich, wenn das Grau bei Hegel eine bedeutsame Rolle spielen mußte. Noch merkwürdiger aber ist seine geistreiche Erklärung des prismatischen Phänomens, worauf das Konzept zum Briefe vom 15. September 1822 hingedeutet hatte. Um die Farbe erscheinen zu lassen, bedarf es der Trübe, ein solches trübes Mittel ist das Prisma, der „dreieckige Glasprügel", wie Hegel das Prisma früher genannt hatte, und eben in der Dreiecksgestalt erkennt er eine Tatsache, die früher übersehen worden war: die Tatsache eines ungleichtrübenden Mittels. Je nach der Dicke haben wir verschiedene Trübung. Und was bewirkt die Trübung? Das verschobene extraordinäre Bild sei im Glas das Trübende für das ordinäre Bild!

So wußte Hegel, wie fest er auch die Errungenschaften Goethes bewahrte, dem er mit tüchtigen Hieben gegen Newton zur Seite tritt, in voller Selbständigkeit die Goethische Lehre

[1]) Naturwiss. Schriften 5 I, 303. —

eigentümlich zu fassen und, indem er die Urphänomene aus Goethes Händen empfing, sie synthetisch weiter zu verarbeiten. Nichts wird mechanistisch erklärt, alles wird ins Geistige hineingezogen; die Tatsachen werden durchaus nicht übersehen (man stellte im Gegenteil alle Versuche möglichst selbst dar), sondern nach der immanenten Bewegung des Geistes geordnet und begriffen. Und Hegel war es auch, der Goethen die Genugtuung vermittelte, mit seinen chromatischen Ansichten sogar Schule zu machen: er schickte ihm einen seiner Schüler zu, den er selbst für die Farbenlehre begeistert hatte; es war L. D. v. Henning.[1]) Mit großer Freude hat Goethe den neuen Jünger aufgenommen und dem Freunde Zelter gemeldet (19. Oktober 1821): „Es wäre wunderlich genug, wenn ich auch noch in dieser Provinz triumphierte." Und einen Triumph hat er wirklich erlebt; nachdem ihm Goethe den entoptischen Apparat und die Hefte 'Zur Naturwissenschaft' zugesandt, hielt der junge Mann im Sommer 1822 über Goethes Farbenlehre Vorlesungen an der Universität Berlin, wo ihm ein eigenes Laboratorium dazu eingerichtet wurde. Dem Minister v. Altenstein, einem überzeugten Hegelianer, war diese Vergünstigung zu danken; „ein philosophierender Minister, ein Idealist, wie mir unter den Geschäftsmännern der höheren Klasse noch keiner vorgekommen; ein Mann, der die Hegelsche Philosophie fromm nimmt und sie durch das sittlich-religiöse Medium aufs Leben anzuwenden sucht," so wird Altenstein von Boisserée in einem Briefe an Bruder Melchior geschildert.[2]) Die Frucht der chromatischen Arbeiten des Berliner Kreises (außer Hegel und v. Henning gehörten Schultz und Schubarth dazu) war dann die Drucklegung der Einleitung zu den Vorlesungen v. Hennings (und die verlorenen Hegelaufsätze), über welche sich Goethe lobend geäußert hat. Auch bei den Studenten scheinen die Vorlesungen Anklang gefunden zu haben, sie wurden vor großer Zuhörerzahl wiederholt.[3]) Neue Entdeckungen v. Hennings rechtfertigten

---

[1]) Genauere Daten über v. Henning siehe 'Allgemeine Deutsche Biographie' 11, 777, wo allerdings über die Farbenbemühungen ziemlich lieblos geurteilt wird. — [2]) 'Boisserée' 1, 441. — [3]) Hegel an

die Hoffnung auf „eine frische, hochgebildete Jugend", und Goethe durfte in schönem Gleichnis sich und dem teilnehmenden Boisserée gestehen (6. September 1822): „Meine Farbenlehre, die bisher an dem Altar der Physik wie ein toter Knotenstock gestanden, fängt an zu grünen und Zweige zu treiben; in guten Boden gepflanzt, wird er auch Wurzel schlagen".

Wir haben bisher aus dem weiten naturwissenschaftlich-naturphilosophischen Felde nur die Erscheinungen des Lichtes und der Farbe genauer betrachtet; diese bilden ja auch den Mittelpunkt der gemeinsamen Arbeiten Goethes und Hegels. Mit einem naturwissenschaftlichen Gleichnis möchte man sagen, hier sei der Interferenzpunkt der beiden weitgezogenen Kreise, welche der Dichter und der Denker mit ihrer Wirksamkeit erfüllt haben. Auf diesem Gebiet, in dem Naturforscher und Philosoph in gleicher Weise heimisch sind, durchdrangen sich die Ideen am innigsten und fruchtbarsten. Werfen wir indes noch einen kurzen Blick auf die übrige Natur. Es ist bei Hegels Denkart leicht verständlich, die das Schicksal jeglicher Form gewähren ließ, doch mit einzigartiger Energie den unwandelbaren Inhalt „aufhob", daß der Gedanke der Pflanzenmetamorphose bei ihm leichten Eingang fand. In der ersten Auflage der 'Encyclopaedie' wird schon deutlicher als bei den eilenden, weniger genauen Ausführungen der 'Phänomenologie' auf die Metamorphose hingedeutet, wenn es heißt, daß „die Differenz der organischen Teile nur eine oberflächliche Metamorphose sei und der eine leicht in die Funktion des andern übergehen könne" (§ 266). In der folgenden Auflage wird Goethe bereits mit Namen genannt und ihm nachgerühmt, daß er den Anfang eines vernünftigen Gedankens über die Natur der Pflanze gemacht habe (§ 345); in Michelets Zusätzen wird gar ein ganzer Abriß der Goethischen Metamorphosenlehre gegeben.

Auf die mutmaßliche Wanderung einer Idee möchte ich noch hinweisen, weniger, um einen „Einfluß" aufzuspüren, als um dem organischen Wachstum der Ideen vor hundert

Goethe 29. Juni 1827 ('Goethe-Jahrbuch' 16, 72; über v. Henning vgl. auch ebenda S. 77. 79). —

Jahren zuzuschauen und dem Weben jenes Etwas, das man doch wohl Zeitgeist nennen darf, der sich nach Hegel in und durch die einzelnen Individuen verwirklicht. Goethe hat nämlich im Anschluß an den Botaniker Franz Joseph Schelver mehrmals[1]) den Gedanken geäußert, die Sexualität gehöre eigentlich gar nicht ins Pflanzenreich hinein; dies Geheimnis sei ihm von Schelver etwa im Jahre 1804 vertraulich eröffnet worden.[2]) Auf die Richtigkeit dieser Hypothese, daß die Pflanze nie zur männlichen Kraft gelange, sondern, im Gegensatz zum Tiere, immer das von der Erde befruchtete Wesen sei, wollen wir hier nicht eingehen; auffällig aber ist es, daß bei Hegel derselbe Gedanke schon früh auftritt. Leider fehlt in seinem ersten System von 1801/02[3]) die Philosophie des Organischen, aber in der 'Phänomenologie' findet sich der Satz: „Die Pflanze dagegen kommt nicht zum Fürsichsein, sondern berührt nur die Grenze der Individualität; an dieser Grenze, wo sie den Schein der Entzweiung in Geschlechter aufzeigt, ist sie deswegen aufgenommen und unterschieden worden".[4]) Hier wird aus der Idee des Ansichseins der Pflanze im Gegensatz gegen die Tiere, die sich durch Klauen und Zähne gegeneinander abscheiden, die sexuelle Entzweiung für bloßen Schein erklärt. Die Ableitung des Gedankens scheint mir hier bedeutend solider als bei Schelver zu sein und wird dann in den folgenden Behandlungen der Naturphilosophie auch immer ausführlicher und genauer vorgetragen.[5]) In Schelvers Darstellung finden sich starke Anklänge an Hegel, und wenn wir zudem aus Goethes Tagebuch wissen, daß die beiden Männer im Jahre 1803 gemeinsam zu Abendgesellschaften bei Goethe eingeladen waren (26. November, 3. Dezember) und sich auch sonst als Amtsgenossen der Jenaer Universität getroffen haben[6]), so scheint

---

[1]) 'Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung' (Naturwiss. Schriften 6, 186—203); 'Über die Spiraltendenz der Vegetation' (Naturwiss. Schriften 7, 37—68); Naturwiss. Schriften 6, 253. — [2]) Naturwiss. Schriften 6, 186. — [3]) Hrsg. von Ehrenberg und Link, Heidelberg 1915. [4]) 'Phänomenologie' S. 187. — [5]) 'Encyclopaedie' von 1828 (und folgende Auflagen) § 348; 'Encyclopaedie' von 1817 § 272. — [6]) Rosenkranz a. a. O. S. 226. —

es mir nicht unmöglich, daß die ungewöhnliche, ja ketzerische Vorstellung von der Geschlechtslosigkeit der Pflanzen zuerst dem spekulativen Kopfe des Jenaer Privatdozenten der Philosophie entsprungen sei.[1])

Im Tierreich haben sich die Geschlechter verselbständigt; sie treten sich als verschiedne Individuen gegenüber, von denen jedes ein Ganzes ist. Das Tier hat sich von der Erde befreit, es ist Zweck in sich, das lehren sowohl Goethe[2]) wie Hegel.[3]) Wir wollen die Belege für gleiches Denken nicht häufen; aber als Zeugnis, daß selbst die verborgenen Gänge der Natur bedacht wurden, sei noch ein Wort Hegels an Goethe angeführt: „So präparieren uns E. E. auch die Gesteine und selbst etwas vom Metallischen zum Granit hin, den wir an seiner Dreieinigkeit leicht packen und zu uns hereinholen können — wohl leichter, als sich seine viele, etwas aus der Art geschlagene Kinder in seinen Schoß zurückbringen lassen mögen. Längst haben wir es dankbar zu erkennen gehabt, daß Sie das Pflanzenwesen seiner und unserer Einfachheit vindiziert haben. Knochen, Wolken, kurz alles führen Sie uns näher herbei."[4])

Die ästhetisch-kritische Sphäre.

Über den Reichen der Natur öffnen sich die Gefilde der Kunst. In der Beantwortung der Frage, wie sich Natur und Kunst zueinander verhalten, schieden sich die Geister von jeher. In Goethe-Schiller haben entgegengesetzte Anschauungsweisen gleichsam eine klassische Inkarnation erlebt: Goethe der naive, Schiller der sentimentalische Dichter. Goethe von der Natur ausgehend, Schiller mit der Idee beginnend. Wir sahen, daß Goethes naturwissenschaftliches Forschungsprinzip darin be-

[1]) Ob Hegel selbst etwa durch Empedokles (s. Diels A 70) angeregt worden, bleibe dahingestellt. — [2]) Kap. IV der Abhandlung 'Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie' (Naturwiss. Schriften 8, 15ff.); „Zweck sein selbst ist jegliches Tier": Vers 12 des Gedichtes *'Αθροισμός'* ('Metamorphose der Tiere'), Werke 3, 89; Naturwiss. Schriften 8, 58. [3]) 'Phänomenologie' (Ausgabe in Hegels Werken) S. 195ff.; ebenso später in der 'Encyclopaedie'. — [4]) 'Briefe von und an Hegel', 2, 37. —

standen hat, das Zufällige vom Phänomen abzustreifen, das schlechthin Notwendige als Urphänomen auszusprechen. Sein Verfahren in der Kunst ist ganz ähnlich. Vom natürlich Gegebenen geht er aus. Sein erstes Drama verrät die Produktionsweise schon auf dem Titelblatt: „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisiert." Seit der Zeit, da Goethe über das künstlerische Schaffen nachzudenken begann, schien ihm das Kunstwerk eine Gesetzlichkeit sichtbar zu machen, die ohne das Kunstwerk in der Natur verborgen geblieben wäre. Und dies Gesetzliche, Typische will er nun immer plastischer gestalten, das Schicksal eines geschichtlichen Charakters, Fausts, wird zur Menschheitstragödie. Alle Gestalt wird immer mehr symbolisch. Aber daran ist trotz den Diskussionen mit Schiller, der „Vernunftidee" des 'Faust', den Schemata zu den 'Wanderjahren' festzuhalten, daß Goethe mit dem Sinnlichen begann, dieses bald leise umwandelte, bald ahnungsvoll vom Erdenrest befreite, bis die Idee wie durch einen dünnen Flor durchschimmerte.

Hegel scheint nun mit seiner Kunstauffassung eher auf Schillers Seite zu stehen, als das Primäre die Idee anzusehen, die von der Kunst nur in die Form der Sinnlichkeit gekleidet werde. Hegel nannte doch das Schöne das sinnliche Scheinen der Idee, ja in direkter Umkehrung der Goethischen, erdentstiegenen Betrachtungsweise hat er die Kühnheit zu behaupten, die Natur selbst verfahre in ihrer Produktion idealistisch![1]) Versuchen wir, ihn tiefer zu verstehen! Wohl sagt er, das Schöne sei das sinnliche Scheinen der Idee; aber eben: der Schein ist dem Wesen wesentlich, nicht eine bloße Täuschung. Wir haben oben bei Anlaß der 'Natürlichen Tochter' schon auf diese Grundansicht des Philosophen hingewiesen. Hier haben wir eine neue, fast wörtliche Bestätigung: „Doch der Schein selbst ist dem Wesen wesentlich, die Wahrheit wäre nicht, wenn sie nicht schiene . .".[2]) Das ist ein wichtiger Punkt: die Kunst ist kein bloßes, müßiges Umspielen der Idee, das ebenso gut wegbleiben könnte, sie ist vielmehr die Versöhnung des Absoluten im Sinn-

[1]) Hegels Werke 10, 1, 156. — [2]) Ebenda S. 12. —

lichen und Erscheinenden, sie ist eine notwendige Seite der Idee selbst. Aber hat die Idee nicht schon in der Natur dieser ihrer immanenten Bewegung genügt, da ja doch die Natur der Geist in seinem Anderssein ist? Hegel ist an dieser Frage nicht vorübergegangen, auch er richtet sein Auge zunächst auf das Naturschöne: die vernunftgemäße Betrachtung der Natur, das Erfassen ihrer notwendigen, begriffsmäßigen Gliederung ist ja im Grunde schon eine ästhetische Anschauung! Die Schöpfungen der Natur haben immer irgendwie teil an der Lebendigkeit der Idee und sind nach dem Grade dieses Teilhabens schön. Aber trotzdem befriedigt sich die Idee in diesen tausendfachen Schöpfungen nicht; sie kann nirgends die Totalität ihrer Bestimmungen entfalten; ist doch diese Totalität hinausgeworfen in die verschiedenen Tiergattungen, die verschiedenen Menschenrassen usw. Im Kunstwerk jedoch will sich die Idee aus dieser Zerstreutheit wieder sammeln, hier wird die Totalität als freies, in sich ruhendes Subjekt dargestellt; dies ist die Idee des Kunstschönen, des Ideals. Das Ideal: das ist bei Hegel nicht ein abstrakt Jenseitiges, die unerreichbare Schöne hinter der Natur und über der Kunst, sondern das durch und durch Beseelte, wie es unabhängig von allem Zufälligen eben nur durch die Kunst hervorgebracht werden kann.

Die Ästhetik bemüht sich um die Idee des Schönen und der Kunst. Sie ist ein Nachdenken über deren Schöpfungen und Prinzipien. Daher wird sie irgendwie mit der Idee zu beginnen haben. Das ist im Kunstphilosophieren nur gründlich und ehrlich; man muß doch wissen, worum es sich handle. Scharf zu scheiden von diesem Denkprozeß ist nun aber das Dichten aus Ideen heraus, wie es Schiller geübt. Man könnte meinen, Hegel hätte ihn als Kronzeugen aufgerufen. Hegel ist aber in bezug auf die Richtung, welche der künstlerische Prozeß nehmen soll, im Gegenteil ganz einer Meinung mit Goethe. Wie dieser wendet er sich zunächst zur Natur, und erst als diese sich unfähig erwiesen, das Schöne wirklich darzustellen, steigt er weiter auf. Als Philosoph besitzt er zwar das Vernünftige in der Form des Gedankens, betont aber immer wieder, die Phantasie des Künstlers müsse es in bildlicher Form besitzen. Wie durch

seine ganze Philosophie, geht auch durch Hegels Ästhetik als Leitmotiv der Gedanke der reinlichsten Scheidung von Natur und Idee, um beide dann wieder zu versöhnen. Goethe hat sich sowohl in seinem Dichten als auch im Nachsinnen über das Wesen der Kunst fast immer an den Durchdringungspunkt der zwei entgegengesetzten Weltprinzipien gehalten. Von hier aus löste er den Frageknoten immer wieder von neuem, während Hegel seine Gedanken zum System zusammenspann. Hegel hatte immer einen starken Hang zu geschichtlicher Entwicklung der verfolgten Idee. So griff er auch die Idee des Schönen an. Wenn sie sich gleichsam noch chaotisch und gärend sucht, treibt sie die Werke der symbolischen Stufe hervor; hat sie sich jedoch gefunden, so ruht sie in vollkommener Ruhe in den Produkten der klassischen Kunst; in der romantischen Zeit zieht sich der Geist in sich selbst zurück, er wird sich als Geist in der Philosophie dann finden, und er entläßt die künstlerisch-sinnlichen Bildungen dann mehr und mehr aus sich in die Welt des Zufalls, des Charakters, des Humors.

So sieht Hegel die Kunst als historisches Gebilde an. Sie ist gegenüber der Philosophie etwas Vorläufiges, eine Stufe auf dem Wege des Geistes zu sich selbst, aber gerade darum soll die Philosophie zwar diese Entwicklung nach-denken, aber umgekehrt möge sich die Kunst vor dem Allegorisieren des reinen Gedankens hüten. Schillers echtes Pathos habe allein diese gefährliche Klippe vermieden. Hegels Kunstanschauung ist durch und durch lebendig, unabstrakt. Geht er auch in der Bildung seiner Ansicht nicht, wie Goethe, vom Sinnlich-Konkreten aus, so ist es das Geistig-Konkrete, die lebendige, fruchtbar produzierende, ihre Eigenschaften entfaltende Idee, die er im Kunstwerk wirksam sieht. „Das Lebendige im Schönen", sagt er in einem Briefe an Goethe, „ist zugleich die Fruchtbarkeit, die es besitzt."[1])

Die Hegelsche 'Ästhetik' ist erst nach seinem Tode 1835 von G. Hotho veröffentlicht worden. In Berliner Vorlesungen hatte der Philosoph dieses Gebiet mehrmals durchleuchtet, und

[1]) 'Briefe von und an Hegel' Nr. 176. —

gerade den ästhetischen Betrachtungen wird das Geständnis seines Briefes vom 29. Juni 1827 gelten, daß er gleichsam in täglicher Unterredung mit Goethe begriffen sei[1]), oder wenn er (24. April 1825) sagt: „. . . durch Ihre freundliche Erwähnung meiner Neigung, die Sie als etwas Ihnen Wertgeachtetes bezeigen, kann ich mich aufgefodert, ja berechtigt fühlen, von den nähern Motiven der Anhänglichkeit und selbst Pietät zu sprechen, in der ich mich zu Ihnen empfinde; denn wenn ich den Gang meiner geistigen Entwicklung übersehe, sehe ich Sie überall darein verflochten und mag mich einen Ihrer Söhne nennen; mein Inneres hat gegen die Abstraktion Nahrung zur widerhaltenden Stärke von Ihnen erhalten und an Ihren Gebilden wie an Fanalen seinen Lauf zurechtgerichtet".[2])

Wenn man an die Menge der ausgesprochenen und unausgesprochenen Beziehungen auf Goethe denkt, wie sie die 'Ästhetik' bietet, so muß es einem zur Gewißheit werden, daß sich diese Worte nicht nur an den Naturforscher richten können. Wir finden da nicht nur eine feinsinnige Betrachtung und Einordnung der Dichtungen Goethes, sondern eine reichliche Benutzung seiner Ideen über die Natur (überall, wo von Licht und Farbe die Rede ist, werden Goethes Einsichten verwertet), wir finden eine umfassende Kenntnis der Kunstschriften Goethes, die bis zu seinen Preisausschreiben hinabreicht.

Wir können hier nur das Wesentlichste kurz berühren. Auf dem Gebiete der Architektur handelt es sich in erster Linie um eine Auseinandersetzung mit Goethes Jugendaufsatz „Von deutscher Baukunst". Wie in ihrem ganzen Denken suchen Philosoph und Dichter auch hier nach einem Urgebilde, das die Prinzipien der Baukunst in einfachster Form an sich trage. Es ist dies das Haus. Im Widerspruch zu dem französischen Ästhetiker Laugier, der von südländisch-klassizistischem Standpunkte aus die Entwicklung des Hauses von dem Eckpfosten, der Säule ausgehen läßt, will der junge Goethe, der die Bedürfnisse seiner nordischen Heimat im Auge hat, den Ursprung des Hauses in der Wand

---

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 16 (1895), 70. — [2]) Ebenda S. 68. —

erblicken. Hegel seinerseits, in seiner historischen und hellenisierenden Anschauungsweise, sieht im griechischen Tempel eine Art Urbild alles Bauens. Drei Funktionen sind diesem Tempelhaus wesentlich: das Tragen (durch die Säule), das Getragensein (im Gebälk) und das Umschließen (durch Wände). Man beachte: die Wand, für Goethe das erste Erfordernis des Hauses, steht für Hegel erst an dritter Stelle; sie verkörpert gewissermaßen erst eine späte Stufe der Geistesgeschichte. Denn wie Hegel an anderer Stelle ausführt: im griechischen Tempel geht alles frei aus und ein, die christlich-romantische Seele erst zieht sich in die Innerlichkeit zurück und schließt sich im Dom durch Mauern von der Außenwelt ab.

Wir sehen: Hegel ist im Grunde Klassizist, er steht im Gegenlager. Und wenn er dennoch Goethes Jugendaufsatz als Zeugen für seine Meinung heranzieht, so scheint er Goethen mißverstanden zu haben. Es handelt sich um das Wesen der Säule. Die Säule hat nach Hegel zu tragen; aus dieser Bestimmung ist ihre Form zu verstehen. Eingemauert in die Wand wirke sie deshalb unschön. Wenn nun Goethe dasselbe zu sagen scheint, so übersieht Hegel, daß Goethe damit nur des bekämpften Laugier Worte zitiert: „... hütet euch, sie ungehörig zu brauchen, ihre Natur ist, frei zu stehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!“[1]) Allerdings sagt Goethe weiter: an Mauern angeklebte Säulen seien belastender Überfluß; diese Übereinstimmung wird für Hegel das Entscheidende. Alles andere läßt er unberücksichtigt; vielleicht kann man hier wohl wieder ein Beispiel seiner „souveränen Zitiermethode“ sehen.[2]) Das Merkwürdige ist dabei, daß auch hier wieder beide Männer einander positiv entgegengearbeitet haben. Goethe entdeckt das Wesen nordischer Architektur aus der Anschauung heraus, weist das südliche Element aus ihr weg; Hegel geht vom Prinzip südlichen Bauens aus, wehrt sich gleichermaßen gegen Vermischung und findet auf seinem Wege das Wesen der nordisch-innerlichen religiösen

[1]) Hegels Werke 10, 2, 317. — [2]) Ich nehme an, daß nicht etwa Hotho den Fehler begangen habe. —

Baukunst. Der Weg zur Wahrheit mag noch so verschieden sein, sie selbst ist nur die eine.

Bei der Behandlung der Skulptur fällt es uns auf, wie sehr sich Hegel die Goethische Betrachtung des leiblichen Organismus zu eigen gemacht hat, von der Bestimmtheit des Tieres durch Maul und Zähne an[1]) bis zur Bemerkung über die Behaarung des menschlichen Körpers, die als ein Zeichen der Schwäche, nicht der Kraft hingestellt wird.[2]) Und bei der Plastik müssen wir auch wieder des persönlichen Verkehrs gedenken. Es findet sich in der 'Ästhetik' dicht neben der Betrachtung des Ideals der griechischen Götterplastik eine Würdigung der Goethebüste von Rauch.[3]) Zuerst haftet Hegels Auge an dem Klassischen, der hohen Stirn, der herrschenden Nase usw., dann aber entdeckt er fast unvermittelt das Romantische darin und sagt am Schlusse wörtlich: „Die Gewalt dieser festen Gestalt, die vornehmlich auf das Unwandelbare reduziert ist, erscheint in ihrer losen hängenden Umgebung [er meint die welken Lippen, den zahnlosen Mund, den schlaffen Hals] wie der erhabene Kopf und die Gestalt der Orientalen in ihrem weiten Turban, aber schlotterndem Oberkleid und schlappenden Pantoffeln; — es ist der feste, gewaltige, zeitlose Geist, der, in der Maske der umherhängenden Sterblichkeit, diese Hülle herabfallen zu lassen im Begriffe steht und sie nur noch lose um sich herumschlendern läßt." Leider haben wir umgekehrt von Goethes Seite keine Äußerung über die Hegelbüste von Wichmann, welche ihm am 14. November 1828 zugegangen war. Wohl berichtet das Tagebuch, daß die Büste aufgestellt, beschaut und besprochen worden, aber von dem Eindruck, den sie hinterlassen, erfahren wir nichts. Besser unterrichtet sind wir über die Medaille, welche die Schüler des Philosophen ihm zu Ehren schlagen ließen. Hegel selbst hatte trotz schwerer Krankheit Zelter zwei Exemplare gebracht, wovon eines für den gemein-

[1]) Hegels Werke 10, 2, 388. — [2]) Ebenda S. 399. Dazu Goethes 'Farbenlehre' § 669: „. . . denn im Vorbeigehen sei es gesagt: ein Überfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke". — [3]) Hegels Werke 10, 2, 76. —

samen Weimarer Freund bestimmt war.[1]) Zelter meinte, der Kopf sei ganz gut gelungen, die Kehrseite aber wolle ihm nicht gefallen.[2]) Darauf war nämlich Hegel lesend abgebildet mit einem Genius und der allegorischen Gestalt der Religion, die das Kreuz in Händen hält. Unwillig scherzt Zelter: „Wer heißt mich das Kreuz lieben, ob ich gleich selber daran zu tragen habe". Auch bei Goethe hat diese Darstellung begreiflicherweise keinen Anklang gefunden. Zwar das Profil auf der Vorderseite lobt auch er; von der Rückseite will er schweigen: „Mir scheint sie einen Abgrund zu eröffnen, den ich aber bei meinem Fortschreiten ins ewige Leben immer links gelassen habe".[3]) Was mit diesen Worten gemeint ist, erfahren wir aus einem späteren Briefe Goethes (27. Januar 1832), in welchem er zunächst Zelters Medaille bespricht, um dann seinem Unmut in folgenden Worten Luft zu machen: „In Gefolg dessen darf ich nicht aussprechen, wie sehr mir die Rückseite von Hegels Medaille mißfällt. Man weiß gar nicht, was es heißen soll. Daß ich das Kreuz als Mensch und als Dichter zu ehren und zu schmücken verstand, hab' ich in meinen Stanzen ['Die Geheimnisse'] bewiesen; aber daß ein Philosoph durch einen Umweg über die Ur- und Ungründe des Wesens und Nicht-Wesens[4]) seine Schüler zu dieser trocknen Kontignation hinführt, will mir nicht behagen. Das kann man wohlfeiler haben und besser aussprechen".[5]) Er besitze eine Denkmünze aus dem 17. Jahrhundert, wo das Verhältnis zwischen Philosophie und Theologie in zwei edlen Frauen viel vollkommener ausgesprochen sei.

---

[1]) Sie befindet sich noch in Goethes Münzsammlung: Schuchardt, 'Goethes Kunstsammlungen' 2, 189 Nr. 1493. — [2]) Zelter an Goethe 14. Dez. 1830. — [3]) An Zelter 1. Juni 1831. — [4]) Diese Worte zielen wohl auf die ersten Paragraphen der Hegelschen 'Logik' in der 2. Aufl. der 'Encyclopaedie' S. 98ff. Hegel hatte dies Werk Goethe geschenkt. — [5]) Gegen die Verbindung von Philosophie und Religion hat sich Goethe auch sonst ausgesprochen. Gespräche mit Eckermann 4. Februar 1829 (Castle 1, 244): „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze." —

Wenn wir uns nun zur Malerei wenden, so ist auch hier zunächst von Persönlichem zu berichten. Im Goethehaus zu Weimar hängt jetzt noch ein Bild Hegels, auf welchem der Philosoph im Schlafrock inmitten seiner Bücher und anspruchslosen Einrichtung dargestellt ist. Es ist „gemalt nach der Natur und auf Stein gezeichnet von L. Sebbers, Herzogl. Braunschw. Hofmaler“ und trägt eine gedruckte Widmung an Goethe: „Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister und Geheimrath J. W. v. Goethe.“ Zufälligerweise wissen wir einiges über die Veranlassung zu diesem Bilde. Der Hegelianer W. Vatke schreibt im September 1828 an seinen Bruder: „Dieser Mann [Sebbers] will eine Galerie von Gemälden der berühmtesten Geister unserer Zeit anlegen und ist deshalb zu Goethe gereist, hat ihm sein Projekt eröffnet und ihn gebeten, den Anfang an sich machen zu lassen. 'Ehre, dem Ehre gebührt,' hat Goethe geantwortet, 'malen Sie erst den Hegel in Berlin!' So hat er ihn denn gemalt und gut getroffen.“[1])

Im übrigen ist es bei Hegels Verhältnis zur Farbenlehre Goethes nur begreiflich, wenn er ihre Ergebnisse auch bei der Betrachtung der Malerei verwertet und dies nicht nur in physikalischer Beziehung: auch die „symbolische“ (bei Goethe: sinnlich-sittliche) Seite kommt zu ihrem Rechte.[2])

Mit der Malerei sind wir ins Reich der „romantischen“ Künste eingetreten. Den Gipfelpunkt dieser Kunstgattung stellt die Musik dar. Es könnte müßig scheinen, ihrer zu gedenken, da hier von gegenseitiger Beeinflussung nicht die Rede sein kann. Aber immerhin läßt sich auch hier zeigen, wie Goethe und Hegel, unabhängig voneinander, in den einzelnen Ergebnissen ihrer Betrachtung zusammenstimmen. Wir besitzen von Goethe eine tabellarische Skizze: 'Tonlehre', die Goethe am 7. September 1826 dem Freunde Zelter mitgeteilt hat.[3]) Wenn es nun hier heißt: „Auf diesen Stufen schreitet der Ton zur Höhe und Tiefe fort, bis er sich selbst wiederfindet (Oktave)“, so ist schon diese

---

[1]) H. Benecke: 'Wilhelm Vatke'. Bonn 1883. — [2]) Hegels Werke 10, 3, namentlich S. 66. — [3]) Naturwiss. Schriften 11, 287ff.; Briefwechsel mit Zelter (Hecker) 2, 462ff. —

Ausdrucksweise Hegelisch, und demgemäß läßt sich Hegel in der 'Ästhetik' über die Tonleiter vernehmen wie folgt[1]): „Die Grundbestimmung derselben ist die Tonika, die sich in ihrer Oktav wiederholt und nun die übrigen sechs Töne innerhalb dieser doppelten Grenze ausbreitet, welche dadurch, daß der Grundton in seiner Oktav unmittelbar mit sich zusammenstimmt, zu sich selbst zurückkehrt." Ein anderes Beispiel. Hegel von der menschlichen Stimme: sie bilde die ideelle Totalität des Klingens, „das sich in den übrigen Instrumenten nur in seine besondern Unterschiede auseinanderlegt"[2]); Goethe: die Instrumente seien nur ein Surrogat der Menschenstimme.[3])

In einem Briefe vom 12. bis 23. März 1829 unterrichtet Zelter in seiner Weise den Weimarer Freund über die Stellung, die Hegel zur Aufführung seiner Passionsmusik einnehme. „Er hält eben mit seinem Kollegium bei der Musik. Was ihm Felix [Mendelssohn] recht gut nachschreibt und wie ein loser Vogel höchst naiv mit allen persönlichen Eigenheiten zu reproduzieren versteht."[4]) Wir dürfen annehmen, daß, als Mendelssohn im Mai 1830 bei seinem Besuche in Weimar von Hegels Ästhetik erzählen mußte[5]), vor allem von Musik die Rede gewesen sein wird.

Die Poesie wurde bei Hegel wohl aus zwei Gründen mit besonderer Liebe behandelt. Einmal durfte er hier ausgiebig bei den Griechen verweilen, die seinen Blick immer wieder fesseln: Homer und die Tragiker, er liebte sie von Jugend auf, hier dringt seine Analyse am tiefsten, meisterlich weiß er die historischen Bedingungen zur Entstehung von Epopöe und Tragödie aufzuzeigen, und auch sein Wertmaßstab ist wesentlich von Hellas bestimmt. Zum andern ist die Poesie diejenige Kunst, die der Philosophie am nächsten steht. Beide richten sich gegen die rein verstandesmäßige Prosa, beiden ist es um ein geistig Konkretes zu tun. Durch diese beiden Gesichtspunkte, den klassischen und den philosophischen, ist nun auch Hegels Urteil über Goethe bedingt: den Erzeugnissen der Jugend weiß er im ganzen wenig

[1]) Hegels Werke 10, 3, 175. — [2]) Ebenda S. 170. — [3]) Naturwiss. Schriften 11, 291. — [4]) Briefwechsel mit Zelter (Hecker) 3, 131. — [5]) Biedermann, Gespräche[2] 4, 273. —

Geschmack abzugewinnen, wie er sich überhaupt öfters gegen die „expressionistische" Poesie ausspricht, welche nur in Interjektionen schwelge. Auch die Jugendlyrik muß stets vor derjenigen des 'West-östlichen Divan' weichen. Hier finde man den substantiellen Gehalt, wie er sonst vornehmlich dem Morgenlande eigen sei. 'Iphigenie', 'Tasso' und 'Faust' werden mit hohen Worten gerühmt, wenn für Hegel auch nach wie vor die 'Antigone' das dramatische Meisterwerk bleibt. Überhaupt steht ihm im ganzen die romantische Charaktertragödie hinter der gediegenen Substantialität des griechischen Chores zurück. Und gerade auf diesen Wegen wäre ihm Goethe wohl schwerlich gefolgt. Durch das Büchlein eines Hegelianers, des Professors der Philosophie Hinrichs, wurde er nämlich mit den Anschauungen bekannt, die Hegel über das Wesen der antiken Tragödie geäußert hatte. Er entwirft eine kurze Anzeige des Büchleins, die er indessen ungedruckt gelassen hat[1]); eingehender aber und kritischer als in dieser knappen, wohlwollenden Besprechung äußert er sich darüber in einem langen Gespräch mit Eckermann (Dritter Teil, 28. März 1827). Neben Klagen über den dunklen und bis ins Unverständliche gehenden Stil des Hegelzöglings wendet sich das Gespräch zu einigen Punkten, die Hegeln allerdings sehr wichtig waren. Hegel hatte den Konflikt zwischen Staat und Familie als das tragische Grundmotiv angesehen ('Antigone'), daneben aber durchaus andere Hauptkollisionen gelten lassen.[2]) Goethe dagegen legt nun besonders Wert darauf, daß es nur auf den unauflöslichen individuellen Konflikt ankomme, während Staat und Familie als die allgemeinen Grundlagen jedes menschlichen Daseins dabei nebensächlich seien. Was dann die 'Antigone' im besondern betrifft, so hatte Hegel schon in der 'Phänomenologie'[3]) auf das Gleichgewicht und die Ruhe des Blutes hingewiesen, die zwischen Bruder und Schwester walte, und hatte aus dieser begierdelosen Beziehung heraus auf das Unvergleichliche des Verhältnisses gedeutet. Nach Eckermann hätte Goethe nun gerade auf die sinnlichste Neigung, die oft zwischen Schwester und

---

[1]) Werke 42 II, 80f. — [2]) Hegels Werke 10, 3, 551. — [3]) S. 340. —

Bruder stattfinde, aufmerksam gemacht und erklärt, er gäbe etwas darum, wenn ein Philologe jene Worte der Antigone, was sie für den Bruder getan, hätte sie für Mutter, Kinder oder Gatten nicht unternommen, als unecht dartun könnte. Dieser Gegensatz des Urteils erklärt sich daraus, daß Goethe rein vom Ästhetischen ausgeht (ihm ist die fragliche Stelle als geradezu komisch vorgekommen), während Hegel alles geistesgeschichtlich sieht. Den Staat und den Einzelnen gab es erst in Griechenland, im Orient war alles vom Despoten vergewaltigt. Darum konnte die wahre Tragödie erst auf griechischem Boden erwachsen. Dafür war ihm der Konflikt Kreon-Antigone eben symbolisch. Das Bruder-Schwester-Verhältnis in seiner Einzigkeit dagegen ist in der Philosophie der Anerkennung des einen Selbstes durch das andere verankert.

Solchen Gegensätzen gegenüber wurde mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß sich Hegel und Goethe in der Auffassung der Versöhnung im Drama stark begegnen.[1]) Wenn Hegel nämlich im ganzen aufs Individuelle wenig Wert zu legen scheint, so ist es doch stets nur das Partikuläre als solches, die Sprödigkeit des Subjekts, dessen Tod er wünscht; nur die Einseitigkeit soll aufgehoben werden, und auch diese war nicht umsonst da: der Geist mußte sich einmal in dieser Form darstellen, um sich für ewig auch so zu wissen.

Gewiß hat Hegel dem Weimarer Dichter in seiner 'Ästhetik' einen Ehrenplatz eingeräumt; aber man kann dies Verhältnis nicht leicht verfänglicher darstellen, als es in Überwegs 'Grundriß der Geschichte der Philosophie' geschehen ist, wo es heißt: „Die Poesie als die höchste der Künste nimmt die Totalität aller Formen in sich auf. Auch die romantische Kunstform löst sich auf, nachdem ihr Gehalt erschöpft ist. Eine neue Kunstform muß sich entwickeln. Das neue Menschenideal ist repräsentiert in Goethe."[2]) Dazu ist zu sagen, daß nach unseres Philosophen Meinung die Kunst nicht über die romantische Stufe hinauswachsen kann; sie müßte ja zur Philosophie werden, wollte sie

---

[1]) 'Goethe-Handbuch' 2, 136. — [2]) Überweg-Heinze, 'Grundriß', Berlin 1916, 4, 86. —

es tun. Es bleibt ihr nur eines: im Gesamtgebiet des Künstlerischen, abgesehen von allen Stufen, heimisch zu werden. Nicht eine neue Kunstform muß sich entwickeln; der Künstler soll vielmehr innerhalb der historisch erfahrenen Grenzen sich gleichsam zeitlos entfalten. So sagt Hegel: „In diesem Hinausgehen . . . der Kunst über sich selber ist sie ebensosehr ein Zurückgehen des Menschen in sich selbst, ein Hinabsteigen in seine eigene Brust, wodurch die Kunst alle feste Beschränkung auf einen bestimmten Kreis des Inhalts und der Auffassung von sich abstreift und zu ihrem neuen Heiligen den Humanus macht."[1]) Nach dieser genauen Präzisierung und Einschränkung darf man Goethe allerdings einen Künder des neuen Heiligen nennen[2]), er ist Vollkünstler.

* * *

Hegel hatte in Berlin öfters auf den Mangel eines würdigen kritischen Unternehmens hingedeutet. Seine Versuche, von Staats wegen ein solches ins Leben zu rufen, schlugen fehl, aber 1827 ließ sich Cotta für den Plan gewinnen, und unter der Hauptredaktion Hegels und Varnhagens konnten die 'Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik' herauskommen. Auch Goethe sollte zur Mitarbeit veranlaßt werden, und er nahm das Einladungsschreiben der Herausgeber mit großer Befriedigung auf. Ja, er vergleicht den Schritt der beiden Redaktoren mit der einstmaligen Aufforderung Schillers, sich an den 'Horen' zu beteiligen. Selbstverständlich blieb es ihm freigestellt, was er als Beitrag geben wolle. In den Briefen Hegels wird auf die neuerscheinenden Schriften von Lenz hingewiesen; aber auch Stoffe, die Goethe weder in den Heften 'Zur Naturwissenschaft' noch in 'Kunst und Altertum' gut unterbringen könne, seien willkommen. Goethe ist denn auch im ersten Bande der 'Jahrbücher' mit einem Aufsatze über die 'Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen' vertreten (Nr. 58—60), im zweiten Bande mit einer Anzeige der vielberufenen 'Briefe eines Verstorbenen' des Grafen Pückler-

[1]) Hegels Werke 10, 2, 235. — [2]) Vgl. sein Gedicht 'Die Geheimnisse'. —

Muskau (Nr. 52. 53); berühmt wurden die 'Jahrbücher' hauptsächlich, weil Goethes Arbeit über die 'Principes de Philosophie Zoologique' des Geoffroy Saint-Hilaire hier zuerst erschienen ist (September 1830 und März 1832): allerdings erst kurz vor Hegels Tod. Wenn also nicht eben ein eifriger Mitarbeiter, so ist Goethe doch ein eifriger Leser der 'Jahrbücher' gewesen; das geht aus manchen Zeugnissen hervor. Mit einzelnen Aufsätzen wie mit denen Purkinjes[1]) war er zwar nicht einverstanden; aber gegenüber Hegel selbst bekennt er wieder einmal deutlich genug (17. August 1827): „Ich halte meinen Sinn möglichst offen für die Gaben des Philosophen und freue mich jedesmal, wenn ich mir zueignen kann, was auf eine Weise erforscht wird, welche die Natur mir nicht hat zugestehen wollen." Das Verständnis für die Gaben der Philosophie war wohl am leichtesten auf mündlichem Wege zu gewinnen[2]), und so mag es für Goethe ein freudiges Ereignis gewesen sein, als ihn Hegel noch im gleichen Jahre 1827 besuchte. Eckermann weiß von einer Unterhaltung über die Dialektik zu berichten[3]), wobei Hegel ihr Wesen als den geregelten, methodisch ausgebildeten Widerspruchsgeist, der jedem Menschen innewohne, bestimmt habe. Eckermann war nicht gerade gut auf Hegel zu sprechen; darum ist es wichtig, wenn er sich zu folgendem Geständnis gedrungen fühlt: „Man sprach sehr viel über Hamann, wobei besonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geist so gründliche Ansichten entwickelte, wie sie nur aus dem ernstesten und gewissenhaftesten Studium des Gegenstandes hervorgehen konnten." Es scheint mir sehr wohl möglich, daß Goethe bei dieser Gelegenheit seinen Gast dazu aufgemuntert habe, seine Gedanken über Hamann zu veröffentlichen, und so erschien denn diese Kritik[4]), die Goethe „ge-

---

[1]) Übrigens hatte auch Hegel kein Gefallen an Purkinjes „subjektiven Grüblichkeiten" (vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 16, 71). — [2]) Goethe an Adele Schopenhauer, 16. Nov. 1827: „Hegel besuchte mich auch, eher mündlich als schriftlich zu verstehen". — [3]) Unter dem 18. Oktober 1827 (Dritter Teil). Vgl. auch die launige Schilderung eines Mittagsmahles in Gesellschaft Ottiliens v. Goethe (Biedermann, Gespräche[2], 3, 476). — [4]) Hegels Werke 17, 38—110. —

lesen, wieder gelesen und sehr gelobt hat".[1]) Es ist aber auch eine der lichtvollsten Darlegungen Hegels und behauptet würdig ihren Platz neben Goethes Betrachtungen über Hamann im 12. Buche von 'Dichtung und Wahrheit'. Goethe sieht den Grundzug des Hamannschen Geistes in Hamanns Wort, daß alles, was der Mensch unternehme, aus seinen vereinigten Kräften entspringen müsse, fügt dann aber hinzu, daß es keine Lehre ohne Sonderung gebe; Hegel meint im Grunde Ähnliches, wenn er Hamann spekulative, über-verständige Gedanken zuschreibt, die aber nur in chaotischer, dunkler, geballter Form vorhanden seien. An die berühmte Äußerung Hamanns, er überlasse es dem Leser, die geballte Faust in eine flache Hand zu entfalten, schließt Hegel folgendes an: „Hamann hat sich seinerseits die Mühe nicht gegeben, welche, wenn man so sagen könnte, Gott, freilich in höherm Sinne, sich gegeben hat, den geballten Kern der Wahrheit, der er ist . . ., in der Wirklichkeit zu einem System der Natur, zu einem System des Staats, der Rechtlichkeit und Sittlichkeit, zum System der Weltgeschichte zu entfalten, zu einer offenen Hand, deren Finger ausgestreckt sind, um des Menschen Geist zu erfassen und zu sich zu ziehen".[2])

Auch die andere große Rezension Hegels, über Solgers Nachlaß[3]), hat Goethe gelesen, wohl mit um so größerer Anteilnahme, als er selbst ja kurz zuvor das gleiche Werk in warmen Worten angezeigt hatte.[4])

Bakkalaureus und Homunkulus.

Die Hegelianer haben sich zwar eingehend mit dem 'Faust' beschäftigt; sie haben ihn aber philosophisch betrachtet, und in allem ihrem Deuten, Aus- und Unterlegen sind sie nie von literarhistorischen Interessen geleitet worden. H. Titze hat uns löblicherweise die Geschichte dieser „philosophischen Periode der Faustforschung" in der oben genannten Greifswalder Dissertation vorgelegt. Es bleibt daher die Frage immer noch

[1]) Gespräch mit Eckermann 17. Febr. 1829. — [2]) a. a. O. S. 88. — [3]) Hegels Werke, Bd. 16. — [4]) Werke 41 II, 269ff. —

offen: hat Hegel auf die „philosophische" Dichtung Goethes einen sichtbaren Einfluß ausgeübt? Nicht, wie sich der 'Faust' mit dem Rüstzeug der Hegelschen Dialektik bearbeiten lasse, sondern ob wir dem Philosophen in der Dichtung wieder begegnen, ist unsere Frage. An sie können wir, wie sich zeigen wird, erst jetzt gehen, nachdem wir das gemeinsame Naturdenken verfolgt haben.

Einen Ansatz zu unserer Untersuchung machte Borinski in seinem schon erwähnten Aufsatz 'Goethes Faust und Hegel'.[1]) Er hält es für gewiß, daß im Bakkalaureus des Zweiten Teiles „eine gewisse Klasse idealer Philosophen", wie schon Eckermann vermutet hatte, verkörpert sei und daß dies 1829 niemand anders gewesen sein könne als die Hegelianer oder gar Hegel selbst.[2]) Jedem aber, der Hegel kennt, muß diese Vermutung höchst unglücklich vorkommen. Gerade Hegel hatte doch den „Subjektivismus", den man im Bakkalaureus verkörpert sieht (sei das Vorbild nun, wer es wolle), aufs entschiedenste bekämpft, und Goethe wußte das sehr gut. So sagt er im Gespräch mit Parthey vom 28. August 1827: „Kant ist der erste gewesen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf diesem Grunde hat man denn in verschiedenen Richtungen weitergebaut. Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur vorangestellt; Fichte faßte vorzugsweise das Subjekt auf: daher stammt sein Ich und Nicht-Ich, womit man in spekulativer Hinsicht nicht viel anfangen kann. . . . . Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben. Wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Objekt und Subjekt hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben." Und dann war Hegel gewiß der letzte, sich original zu gebärden, er, der der große Verehrer der Geschichte gewesen, dem man Geschichtsvergötterung und reaktionäres Wesen von je zum Vorwurf gemacht hat, der, um wiederum auf Werke hinzuweisen, die Goethe kannte, jene Kritiken über Hamann und Solger geschrieben und gerade hier dargetan hatte, welches feine Verständnis er selbst für das Hypochondrisch-Romantische

---

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 9 (1888), 198ff. — [2]) a. a. O. S. 214. —

besaß. Den zwei aus allem Zusammenhang herausgerissenen Stellen Borinskis, die, wie immer bei Hegel, einen Bewußtseinszustand darstellen, ließen sich unzählige andere gegenüberhalten, die sein positives Verhältnis zur Geschichte beleuchten. So schienen für die Gestalt des dreisten Jünglings nur zwei Vorbilder übrigzubleiben: Fichte und Schopenhauer, wenn man nicht Goethes Worten zu Eckermann völligen Glauben schenken wollte, daß nur eine Personifikation anmaßlicher Jugend überhaupt gemeint sei, wozu man sich jedoch nie recht entschließen konnte. Die Frage ist immer noch im Fluß und wurde neuerdings von Wilhelm Hertz wieder aufgegriffen.[1]) Nach dem Vorgange Sievekings ('Goethe-Jahrbuch' 16, 209 ff.) glaubt er nachweisen zu können, daß von Fichte nicht die Rede sein könne, daß aber eine Menge von Anzeichen auf Schopenhauer hinwiesen, der im Jahre 1813 als Fünfundzwanzigjähriger mit Goethe bekannt geworden ist.

Hertz gibt zunächst eine gründliche Kritik der Deutung auf Fichte, welche vor allem durch Heinrich Düntzer auf Grund einer Mitteilung von Fichtes Sohn in die Welt gesetzt worden ist. Ich halte diese Kritik für durchaus berechtigt; aus dem persönlichen Verkehr in Jena war Goethe doch wohl etwas besser über Fichte unterrichtet, als daß er ihn in so naiver Weise mißverstanden hätte, wie man wohl geglaubt hat. Im oben angeführten Gespräch mit Parthey, wo Goethe jedem der zeitgenössischen Philosophen seinen Platz anweist, zeigt er, wie sehr er Fichtes Art zu schätzen wußte. Die Auffassung, als schwebe der junge Schopenhauer vor, findet nun namentlich zwei sichere Stützen. Die eine beruht auf Vers 6787 f.: „Hat einer dreißig Jahr vorüber, So ist er schon so gut wie tot", der zweifellos dem Eindrucke entsprungen ist, den Schopenhauers briefliche Ankündigung seines Hauptwerkes (23. Juni 1818) hervorgerufen hatte. „Ich bin der Meinung", sagt Schopenhauer hier, „daß Helvetius recht hat zu sagen, daß bis zum 30., höchstens 35. Jahre im Menschen durch den Eindruck der Welt alle Gedanken erregt sind, deren er fähig ist".[2]) Dann scheint mir

[1]) 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 9 (1922), 55. — [2]) 'Goethe-Jahrbuch' 9 (1888), 72. —

zum zweiten die Stelle: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf, Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf . . ." gerade mit der Einführung der Sonne am ehesten auf jenes berühmte Gespräch Goethes mit Schopenhauer zurückzuweisen, in dessen Verlauf Goethe nach Schopenhauers eigenem Bericht gesagt hat: „Was, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe"[1]) — wie denn überhaupt die Wirkung von Philosophengesprächen als das lebendige Hin und Her auf Goethe größer erscheint als die Lektüre von Büchern, die er, wie Schopenhauers 'Welt als Wille und Vorstellung', bald wieder aus der Hand legte. Sind nun auch zwei wesentliche Bestandteile unserer Szene in ihrem Ursprung näher bestimmt, so bleibt doch immer noch genug des Zweifelhaften übrig. Der Hertzschen Ansicht nämlich, daß „die Szene auch keine Ungleichheit oder Lötstellen entdecken lasse, die auf die Einschmelzung älterer Teile hinweise"[2]), kann ich nicht beipflichten, und sicherlich ist nicht jede hervorstechende Stelle auf Schopenhauer zu deuten, so vor allem nicht das Wort: „Original, fahr hin in deiner Pracht!", das auf niemand weniger paßt als auf Schopenhauer, der die Veden wieder ans Licht gezogen[3]), der den „göttlichen Plato" und den „erstaunlichen Kant" mit dauernder Ehrfurcht verehrt hat. Ich möchte daher eine andere Vermutung wagen, die uns noch manchen Aufschluß geben wird.

Im November 1812 wurde Goethe durch Eichstädt auf ein eben erschienenes Buch aufmerksam gemacht und dazu veranlaßt, es gleich zu lesen. Es war von dem schweizerischen Arzt und Naturphilosophen Ignaz Paul Vitalis Troxler (1780—1866) geschrieben und führte den Titel: 'Blicke in das Wesen des Menschen'. Als Motto hatte Troxler eine Hegelstelle abgedruckt: „Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; ebenso wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an Stelle von

[1]) Grisebach, 'Schopenhauers Gespräche', Berlin 1898, S. 4. — [2]) a. a. O. S. 57. — [3]) Max Hecker, 'Schopenhauer und die indische Philosophie', Köln 1898. —

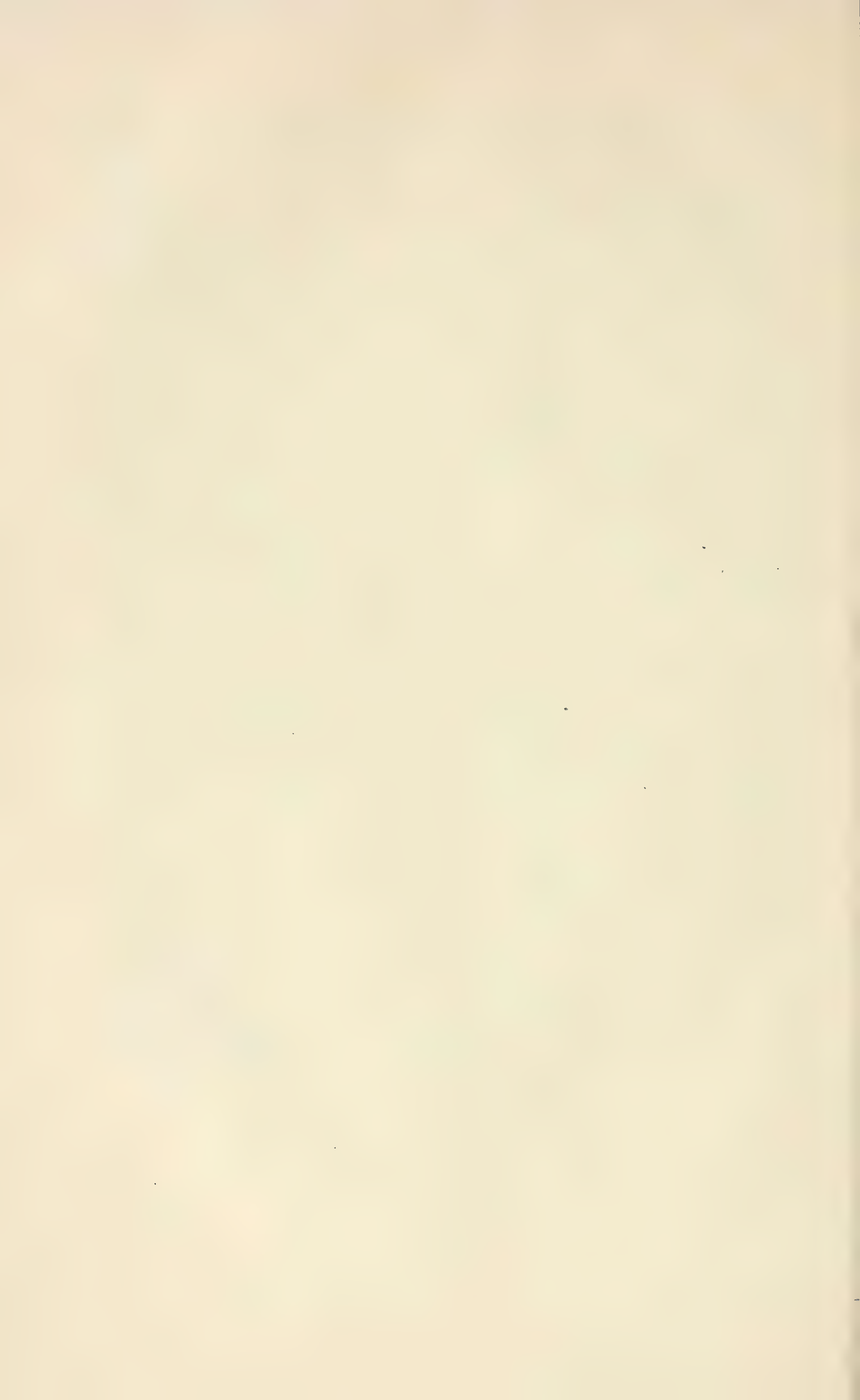
dieser." Goethes Zornesader ist über diesen Ausspruch kräftig angeschwollen. Am 22. November 1812 läßt er Eichstädt wissen, daß das Werk trotz „brillanten Partien" die Köpfe eher verwirren als zurechtsetzen werde. Er fährt fort: „Es ist jammerschade, daß die herrlichen Bemühungen unserer Zeit auf solche Weise wieder retardiert und die Blüte durch die Frucht (aber nicht wie Herr Hegel und Troxler meinen) Lügen gestraft wird; so lügen die Kirschen nach dem gemeinen Sprüchwort."[1]) Besonders dies hat Goethen betrübt, daß es gerade Hegel war, der eine so unglaubliche Ansicht über das Pflanzenwesen hege. Goethes Meinung war es doch, daß in der Blüte das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung trete, in der Frucht aber in sich selbst zurückgehe. Die Frucht war für ihn eine Art Abfall von der höchsten Manifestation des Pflanzengesetzes. Die Frucht ist darum auch nie schön.[2]) „Über Rosen läßt sich dichten, In die Äpfel muß man beißen"[3]), dieses Wort hat bei Goethe einen tiefen Sinn, und seine Aufregung ist begreiflich, wenn nun durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanzen erklärt werden sollte. Sofort hat er sich denn auch nach dem Zusammenhang der Stelle umgesehen; in einem Briefe an Seebeck vom 28./29. November 1812 führt er sie schon ausführlicher an, als er sie bei Troxler gefunden hatte. Wer sie ihm dergestalt erweitert hat (nicht ganz genau), weiß ich nicht; auf alle Fälle war Goethe noch nicht befriedigt und auch nicht gut unterrichtet. Er spricht nämlich immer von einer Stelle „aus der Vorrede von Hegels Logik"; er könne des Buches nicht habhaft werden. Er hätte jedoch nur aus seiner Bibliothek Hegels 'Phänomenologie' hervorholen dürfen, wo sich die Stelle schon auf der vierten Seite der Vorrede findet: doch wohl ein Beweis, daß er das Werk nur durchgeblättert hat. Es war dieser Augenblick eine eigentliche Krisis in der Freundschaft Goethes zu Hegel: „Wenn . . ein vorzüglicher Denker, der eine Idee penetriert und recht wohl weiß, was sie an und für sich wert ist und welchen höheren Wert sie

[1]) Genau so wiederholt im Briefe an Seebeck vom 28./29. Nov. 1812. — [2]) 'Maximen und Reflexionen', herausg. von Max Hecker, Nr. 1345 (Werke 48, 204, 23). — [3]) Werke 15 I, 26 Vers 5168 f. —



Georg Friedrich Wilhelm Hegel

Steinzeichnung von Ludwig Sebbers (siehe S. 86)



erhält, wenn sie ein ungeheures Naturverfahren ausspricht, wenn der sich einen Spaß daraus macht, sie sophistisch zu verfratzen und sie durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen zu verneinen und zu vernichten, so weiß man nicht, was man sagen soll." Er sei von solchen Arbeitern im Weinberge alles gewärtig und gewohnt, wenn er aber auch Hegeln verlieren sollte, dies würde ihm leid tun. Seebeck hat sich beeilt (13. Dezember 1812), durch die Mitteilung des vollständigen Textes Goethe zu beruhigen. Goethe dankt am 15. Januar 1813: „Die Stelle, die mir einzeln so sehr zuwider war, wird durch den Zusammenhang neutralisiert . . . Hegel ist bei mir entsühnt, aber die Schuld fällt auf Troxlern, und dieser begeht den so oft wiederholten und fast unvermeidlichen Fehler, daß man bedeutende Stellen der Dichter und Philosophen einzeln aufführt, um etwas zu sagen, woran im Zusammenhange nicht zu denken ist." Nun war es aber nicht allein die falsche Auffassung der Pflanzenmetamorphose, welche Goethe erregte; er sah noch etwas anderes, was der ganze Ton des Troxlerschen Buches nahelegte: er meint (28. November 1812), genau besehen heiße das Motto nichts weiter, „als daß die Herrn wie Melchisedek ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig seien". Dieser „leidige Irrtum" empörte ihn ganz besonders, er findet sich neben dem Hegelzitat im Buch des jungen Arztes nur allzu häufig. Schon in der Vorrede S. VIII heißt es: „. . . und ich hege auch für mich die Hoffnung, nicht mehr das Unrecht erleiden zu müssen, einer Schule beigezählt zu werden, welcher ich längst mich entwachsen glaubte . . .". Einige Seiten weiter: „Sprechet mir immerhin von dem göttlichen Plato, dem natürlichen Spinosa, und der Weisheit unserer Zeit! — es ist Philosophie! — und das, was Philosophie von jeher war, hat ungeachtet der Vortrefflichkeit, die ich an ihr nicht verkenne, doch nur eine Pfahlwurzel, die dem Wesen der Menschen parasitisch entkeimt, ist eine Pflanze, die, an einem innern dunklen Orte aufgeschossen, ihre Blüten dem äußern Lichte zustreckt, und an ihm verdorret."[1]) Immer wieder hören wir,

[1]) Troxler, 'Blicke in das Wesen des Menschen', S. 7. —

wie der Verfasser außerhalb jeglicher Schule seinen eigenen Weg gegangen sei; die Selbstzufriedenheit ist etwas gar stark aufgetragen.[1]) Es scheint mir daher keinem Zweifel zu unterliegen, daß das kleine Gedicht Goethes, das 1815 unter dem Titel: 'Den Originalen' im 2. Band der zweiten Cottaschen Ausgabe zuerst gedruckt worden ist, der Bekanntschaft mit unserm Buche seine Entstehung zu verdanken hat:

> Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
> Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
> Auch bin ich weit davon entfernt,
> Daß ich von Toten was gelernt."
> Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
> Ich bin ein Narr auf eigne Hand.

Das Gedicht trägt das Datum vom 4. November 1812.[2])

Goethe hat das Büchlein Troxlers auch in anderer Weise benutzt. Da Troxler in bezug auf das Knochengerüst als die tragende Grundlage des tierischen Baues eine ähnliche Ansicht wie Goethe vertrat, so wird er von diesem auf dem Umschlage des 2. Heftes des 1. Bandes 'Zur Morphologie' mit folgendem Worte angeführt: „Das Skeleton ist überhaupt das wichtigste und gültigste physiognomische Zeichen, welch ein schaffender Geist und welch eine geschaffene Welt sich im irdischen Leben durchdrangen."[3]) Dann scheint mir, ein Motto Troxlers habe Goethes Beifall gefunden: „Est in homine aliquid anonymum, utpote homini ignotum, in illo vivente faciens impetum, simplicissimum in se, effectis tamen compositum, sapientibus imprimis notum, quasi sapientiae invidum, aemulum, victor, quod certo respectu hominis magister, sed civis tyrannus, annorum fere 6000 interrupta nunquam experientia contranitentem ipsum ho-

---

[1]) Vgl. S. 21 ff., 199, 207. — [2]) Nach der Meinung anderer (Herrigs 'Archiv' 114, 162 f.) soll der Quidam Achim v. Arnim sein, der in der Vorrede zu seinen 'Novellen' (1812) sagt: „Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule, Daß ich um keines Menschen Beifall buhle." Über die Beziehung Troxlers zum Gedicht 'Groß ist die Diana der Epheser' siehe Kuno Fischer, 'Erinnerungen an Moritz Seebeck', 1886, S. 128 ff. — [3]) Troxler S. 190. —

minem pellere et cogere observatum est. Tronchin."[1]) Man darf kaum daran zweifeln, daß sich Goethe dies so übertrug[2]):

> Ihr sucht die Menschen zu benennen,
> Und glaubt, am Namen sie zu kennen.
> Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
> Es ist was Anonymes dabei.

Wir kehren zur Gestalt des Bakkalaureus zurück. Man hat einen Zug beim Bakkalaureus bisher ganz unberücksichtigt gelassen, nämlich den, daß er Mediziner ist, was doch aus der Schülerszene des Ersten Teiles klar hervorgeht. In Troxler trat nun aber Goethen ein besonders Dreister dieses Berufes entgegen, und ich glaube, daß die erste Konzeption der Szene eben an das Erlebnis mit ihm von 1812 anknüpft. Das „Original, fahr hin in deiner Pracht" mit seinen Folgeversen scheint mir ganz aus dieser Atmosphäre zu stammen, etwa als ein Vierzeiler, der ebenso aus der Lektüre des Troxlerschen Buches wie die beiden eben erwähnten entsprungen ist. Er ist in sich abgeschlossen, ist auch in der Dichtung durch einen Gedankenstrich vom Folgenden getrennt, und warum sollte er nicht im „Walpurgissack" gelegen haben, bis die Begegnung mit Schopenhauer und die neueren Erfahrungen weiteren Stoff zutrugen? Aber noch eine weitere Beziehung auf Troxler glaube ich aufweisen zu können. Die Verse 6776/7 lauten:

> Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
> Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?

Eine medizinische Anspielung, die wir klar ausgeprägt bei Troxler finden: „Das Blut ist der Inbegriff aller Kräfte und Säfte des Organismus, die Hauptflüssigkeit, aus welcher der Weltkörper des Menschen selbst anschießt; und wie in einem licht und leis aus einer überirdischen Welt herüberquellenden Äthermeere die Himmelskörper schwimmen, so wallt des Menschen Blut mit tausend Sphären im Pneuma des Lebens."[3])

Zusammenfassend wäre zu sagen: die Bakkalaureusszene wurde auf Grund des Erlebnisses mit dem „originalen" Medi-

[1]) Troxler S. 59. — [2]) Werke 2, 247. — [3]) Troxler S. 156. —

ziner konzipiert und skizziert, wovon jetzt noch einiges durchschimmert, vielleicht gegen Ende 1812, als Goethe eine Bühneneinrichtung des Ersten Teiles bedachte; die Bekanntschaft mit Schopenhauer gab dann später (1829) dem selbstbewußten Neuesten die philosophische Vertiefung und einige Einzelzüge. Und damit würde auch das Wort Goethes zu Eckermann gut zusammenpassen, daß nur die Anmaßlichkeit der Jugend, nicht „eine gewisse Klasse ideeller Philosophen" gemeint sei.[1])

In unmittelbarem Anschluß an die erste Vorlesung der Bakkalaureusszene soll Goethe zu Eckermann gesagt haben, daß er nun seit fünfzig Jahren über den Zweiten Teil des 'Faust' nachdenke und daß sich da das innere Material gar sehr gehäuft habe. Er habe den Jugendbesitz von Silber- und Kupfergeld in Gold umgewechselt. Wenn der Philologie nun auch, nicht immer mit Unrecht, der Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie das Gold wieder in Kupfer verwandle, so gewinnt sie andererseits doch einen Einblick in die Genesis des Werkes, in das stets bedeutende Wirken eines großen Geistes und das überpersönliche Entstehen und wandelnde Leben der Ideen des Zeitalters. In diesem Sinne möchten wir nach weiteren Spuren suchen, die Hegel im 'Faust' zurückgelassen, nachdem wir bei der Bakkalaureusszene auf andere Wege geführt worden sind.

Wir haben schon kurz darauf hingewiesen, daß die Verwertung der Pendelversuche und siderischen Erscheinungen in den 'Wahlverwandtschaften' auf unmittelbare Anregung Hegels zurückzuführen ist. Den Zusammenhang der zeitgenössischen Naturphilosophie mit diesen Stellen hat zuerst Brahm in der

[1]) Nun sagt Goethe nach Eckermann am 6. Dez. 1829 allerdings, es sei die Anmaßlichkeit der Jugend personifiziert, „wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten". Das kann jedoch Versehen Eckermanns sein, oder Goethe hatte hier die Bestrebungen des deutschen Studententums gemeint, welche Vers 6801 f. auch tatsächlich als weiteres Element hervorzutreten scheinen. Die Verse 6803 bis „Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken" sind vielleicht bewußter Gegensatz zu 4715: „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken" und der unidealistischen Quintessenz daraus: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

'Zeitschrift für deutsches Altertum' (Bd. 26, 1882, S. 194 ff). ausgesprochen. Er zeigt, daß die entsprechenden Versuche von Baader, Ritter und Schelling in München ums Jahr 1806 angestellt und dann gleich den Freunden mitgeteilt worden sind. Darunter befand sich auch Hegel. Wenn man nun in neuester Zeit auf diese Dinge zu sprechen kam[1]), so wies man immer auf Brahms Darstellung zurück; dieser aber konnte Hegels Brief an Goethe vom Januar 1807 noch nicht kennen, der erst 1895 im 'Goethe-Jahrbuch' veröffentlicht worden ist. Hier aber haben wir den Weg, der von München nach Weimar führte. Schelling hatte Hegeln genaue Angaben über die Versuche gemacht, dieser sie sogleich für sich wiederholt, doch ohne rechten Erfolg; trotzdem wird Goethe sofort von der neuen Naturkraft unterrichtet, sein anfänglicher Zweifel wird gleich an Schelling zurückgemeldet[2]). Goethe scheint die erste Scheu bald überwunden zu haben; denn von nun an begegnen wir in allen großen Dichtungen Gestalten, die in Beziehung zu dem Erdinnern stehen: Ottilie in den 'Wahlverwandtschaften', Montan und seine rätselhafte Begleitfigur in den 'Wanderjahren', so auch die Gnomen[3]) und Mephistopheles im 'Faust'. Bei Ottilie scheint dieser Zug noch am ehesten entbehrlich zu sein. In den 'Wanderjahren' jedoch stehen die Vertrauten der Unterwelt der geheimnisvollen Vertreterin der oberen Sphären, Makarien, gegenüber. Ein ähnlicher Gegensatz im 'Faust': zur Rechten des Kaisers der Astrolog, der das Wesen der Gestirne ausdeutet, zur Linken der Höllengeist Mephistopheles. — Das mag eine erste Nachwirkung Hegels sein. Halten wir aber weiter Umschau.

Witkowski sagt in seinem trefflichen Faustkommentar dort, wo er auf die Gestalt des Homunkulus zu sprechen kommt, dieser besitze außer der Weisheit, wie sie schon von Paracelsus den künstlichen Menschlein beigelegt worden, die aus seiner rein geistigen Existenz hervorgehende Entstehungslust, wofür „zum Glück" noch niemand eine Quelle aufgefunden habe.[4])

[1]) z. B. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 8 (1921), 139; 9 (1922), 141. — [2]) Brief Hegels vom 23. Febr. 1807. — [3]) Vers 8937 ff. — [4]) Witkowski, 'Goethes Faust', Leipzig 1910, 2, 314. —

zum Glück? An diesem Orte kommt einem eine solche Bemerkung sonderbar vor; der ganze Kommentar handelt doch von Quellen, und gerade hier sollen wir „Goethes eigenes Streben und Denken sehen, das er auf den Kleingesellen übertragen hat". Und doch ist die Klassische Walpurgisnacht, wohin des Homunkulus Entstehungsnöte gehören, derjenige Teil des 'Faust', in dem am meisten Auseinandersetzung mit den Zeitgenossen zu finden ist! — Als wir die naturwissenschaftlichen Bestrebungen Goethes und Hegels besprachen (oben S. 68), teilten wir einen Brief Hegels mit, worin von nichts anderem die Rede ist, als wie das Absolute, das sich nach der Welt sehnt, in sie hinaustreten könne und wie da die Urphänomene Goethes gute Dienste leisten. Die Parallele mit Homunkulus ist auffallend und wird noch durch gar manches gestützt. Der Pate des munteren Zwergleins ist der Philosoph Thales, und dieser scheint mir manchen Zug von Hegel entlehnt zu haben. Nicht nur daß Goethe dem philosophischen Freunde scherzhaft die Patenschaft an den entoptischen Versuchen zugestand, die Verwandtschaft liegt tiefer. Die ganze Hegelsche Philosophie hat den Charakter des Flüssigen, langsam sich Verwandelnden, Vernünftig-Gesetzlichen. So hat sie ja Goethe selbst aufgefaßt: „'Die Natur tut nichts umsonst', ist ein altes Philisterwort; sie wirkt ewig lebendig, überflüssig und verschwenderisch, damit das Unendliche immerfort gegenwärtig sei, weil nichts verharren kann. Damit glaube ich sogar mich der Hegelischen Philosophie zu nähern, welche mich übrigens anzieht und abstößt."[1] Je genauer wir aber die Gestalt des Thales betrachten, desto größere Ähnlichkeit mit Hegel gewinnt sie. Die Gestalt der Dichtung sagt von Homunkulus (Vers 8249f.):

> Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
> Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.

Die reale Person hatte geschrieben: „In diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder

---

[1]) An Zelter, 13. Aug. 1831 (Ausgabe Max Heckers 3, 453). Das Anziehende war sicherlich der Gehalt, das Abstoßende die schwer verständliche Sprache. —

greiflich durch seine Sinnlichkeit, begrüßen sich die beiden Welten."[1])

Gegenüber dem Skeptizismus des Proteus bekennt Thales (Vers 8333f.):

. . . 's ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu sein,

was fast wörtlich an den Spruch gemahnt, den Hegel dem Sohne Goethes ins Stammbuch geschrieben (oben S. 48).

Von weiteren Parallelen will ich nur noch eine herausgreifen, eine Stelle, die den Kommentatoren bisher besondere Schwierigkeiten verursacht hat. Auf die kindliche Freude des Homunkulus an der rein mechanisch-gewaltsamen Entstehung des Berges sagt Thales (Vers 7946): „Sei ruhig. Es war nur gedacht." Gedacht! Dennoch läßt sich an dem realen Vorgang nicht zweifeln. Aus Hegels Naturphilosophie jedoch, die Goethen in der 'Encyclopaedie' von 1827 vorlag, konnte er sich eine solche Ansicht leicht herausgelesen haben. Es heißt da über die Schwere: „Dieses Bestimmen der Schwere ist a. abstrakte einfache Bestimmtheit — spezifische Schwere; b. spezifische Weise der Beziehung materieller Teile — Kohäsion; c. diese Beziehung der materiellen Teile als die Idealität derselben existierend und zwar a) als das nur ideelle Aufheben derselben — der Klang; b) als reelles Aufheben der Kohäsion — die Wärme".[2]) Auf eine Interpretation dieser Anschauung kann ich hier nicht eingehen, bemerkt sei aber, daß sie in der Mechanik Hegels immer wieder ausgesprochen ist; Hegel hat eben einen besonderen Wirklichkeitsbegriff, besondere Bedeutungen der Worte „abstrakt" und „existierend", und dem uneingeweihten Leser mußte da manches Wirkliche als „nur gedacht" erscheinen.

Wir glauben also, daß Thales nicht nur eine Verkörperung des Neptunismus sei, sondern daß Goethe bei der liebevollen Ausmalung dieser Gestalt in manchem seinen philosophischen Freund vor Augen gehabt habe.

---

[1]) 'Briefe von und an Hegel' Nr. 176 (von Goethe abgedruckt Naturwiss. Schriften 5 I, 372ff.). — [2]) 'Encyclopaedie' von 1827 § 291. Gerade im Abschnitt über spezifische Schwere wird in der Ausgabe der Werke 7, 1, 192f. die Ansicht Goethes behandelt.

Ausklang.

Auch nachdem Hegel bei Goethe 1812 wegen der „Logik"-stelle „entsühnt" war, fehlt es im Laufe der Jahre nicht an Vorkommnissen, die eine Gefahr für die Freundschaft hätten bilden können. So wandte sich Goethe am 9. Mai 1827 an Hegel mit der Bitte, sich in Berlin für den jungen Schubarth zu verwenden, der ihm durch seine Beurteilung 'Fausts' wert geworden war. Hegel ging auch bereitwilligst darauf ein und bezeichnete genau den Weg, den Schubarth zu gehen habe.[1]) Dieser vergalt ihm den Dienst aber schlecht: schon zwei Jahre darauf trat er als Gegner des Philosophen auf. Das Manuskript seiner (in Gemeinschaft mit Carganico verfaßten) Schrift[2]) wurde zuerst Goethen zugesandt, der es anfangs 1829 gelesen und mit Eckermann besprochen hat.[3]) Nach Eckermanns Bericht hätte sich Goethe durchaus anerkennend über das Buch geäußert. Der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, den Schubarth gegen die Philosophie vertrete, sei auch der seinige. Eines jedoch hat er an dem Buche zu tadeln: die Verquickung von Religion und Philosophie, jene Verbindung, die ihm schon bei der Hegel-Medaille mißfallen hatte. Die Philosophie könne die Unsterblichkeit der Seele nicht begründen, die Überzeugung der Fortdauer entspringe vielmehr dem Begriff der Tätigkeit: „denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."[4]) Das Wort vom gesunden Menschenverstand wird so oft für Goethes Ablehnung der Philosophie angeführt, daß man es wohl etwas genauer betrachten darf. Es ist auffallend, daß es, wie ein später anzuführender an den Kanzler v. Müller gerichteter Ausspruch, aus sekundärer Quelle stammt. Gewiß kann Goethe einmal im Gespräch eine solche Äußerung hin-

---

[1]) Brief vom 29. Juni 1827, gedruckt 'Goethe-Jahrbuch' 16, 69. Goethe dankt am 17. Aug. 1827. — [2]) 'Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyclopaedie der philosophischen Wissenschaften insbesondere'. Berlin 1829. — [3]) Tageb. 27. Nov. 1828; 26., 27., 28., 30. Jan. 1829; 1. Febr. 1829. — [4]) Gespräch mit Eckermann 4. Febr. 1829. —

geworfen haben; aber die authentischen Zeugnisse zeigen immer wieder, daß seine Anteilnahme an den Fragen der Philosophie lebhafter war, als jenes Wort uns glauben machen will, daß er, „obwohl ihm die Natur das eigentliche Organ für diesen Wissenschaftsbereich versagt, sich immer offen hielt für die Gaben des Philosophen". Das geht nun auch aus dem Schreiben (10. Mai 1829) hervor, mit welchem er das an Schubarth zurückkehrende Manuskript begleitete. Er sagt: „Da ich kein anderes Bestreben kenne, als mich selbst nach meiner Weise soviel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in das wir gesetzt sind, immer reiner und froher Anteil nehmen möge, so kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weise eingeschlagen haben." Für das Polemische habe er allerdings weniger Sinn als die Jugend, und in bezug auf das Werk, das er doch so gründlich gelesen und mit Eckermann durchgesprochen hat, beschränkt er sich auf kühle Abweisung: „Hiebei das früher Übersendete, worüber ich kein Urteil habe, indem sich meine Gedanken in diesen Regionen nicht mehr umsehen." Hier hat ihm offenbar die Rücksicht auf Hegel die Feder geführt; denn wie sehr er sich in „diesen Regionen" umgesehen, zeigt ja Eckermann. Hegel wandte sich in einer scharfen Rezension gegen Schubarth; für das Verhältnis zu Goethe blieb der Zwischenfall ohne Folgen. Wie wenig sich Goethe in Beziehung auf seinen vieljährigen Freund irremachen ließ, hatte er schon kurz vorher bei anderer Gelegenheit bewährt. Je mehr sich die Hegelsche Philosophie ausbreitete, desto mehr wuchs auch die Bedenklichkeit ihr gegenüber. Namentlich machte die Sorge um den Glauben manchen zum Gegner der Alleinherrschaft oder doch Oberherrschaft des reinen Gedankens, wie ihn Hegel verkündete. Unter den Mißtrauischen befand sich auch Sulpiz Boisserée[1]), der, wie später König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, seine Zuflucht bei Schelling suchte. Über Schellings Münchener Vorlesungen und seine Angriffe auf Hegel berichtet er in einem Briefe vom 16. Januar 1828 an Goethe.[2])

[1]) Vgl. 'Hegel-Archiv' von Georg Lasson, Bd. 1 Heft 2 S. 50. — [2]) 'Boisserée' 2, 499f. —

Schelling habe Hegel ohne alle Schonung als den Kuckuck behandelt, der sich ihm ins Nest gesetzt habe; er vergleiche sich selbst mit einem Künstler, der versucht habe, die menschliche Gestalt zu bilden: nun habe ein Zweiter seinen Versuch wiederholt und gerade das Unvollkommene, Mißlungene nachgeahmt, so daß er ganz ins Affenartige geraten sei. Es ist begreiflich, daß auf diese Nachricht hin Goethe, der über die Münchener Tätigkeit gern etwas „Freundliches" in 'Kunst und Altertum' veröffentlicht hätte, von diesem Plane abgekommen ist und einsehen mußte, „daß dergleichen nicht wohl tulich sei".[1])

Zu solchen Widerständen der Zeit gegen seine Philosophie bildeten die Besuche Hegels in Weimar ein starkes Gegengewicht. Als Hegel von Heidelberg nach Berlin übersiedelte, versäumte er es nicht, mit seiner Gattin im Haus am Frauenplan anzukehren (23. September 1818); bedeutender ist sein Aufenthalt in Weimar Oktober 1827, als der Philosoph eben von Paris kam und dem Freunde von den Neuigkeiten der Weltstadt erzählen mußte. Die gemütliche Seite des Besuches schildert uns Hegel in einem Briefe an seine Frau vom 17. Oktober 1827[2]): „Ich mußte Goethe von den politischen und literarischen Ansichten und Interessen in Frankreich viel erzählen, es interessierte ihn alles sehr; er ist ganz kräftig, gesund, überhaupt der Alte, d. h. immer junge — etwas stiller — ein solches ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unversiegbarer Energie des Talents darüber vergißt; wir sind als alte, treue Freunde ohnehin nicht auf dem Fuße der Beobachtung — wie er sich zeige oder was er gesprochen, sondern kordat zusammen, und nicht um des Rühmens und der Ehre willen, dies von ihm gesehen und gehört zu haben usf.". Goethes Bericht zieht die Summe des geistigen Gehalts, der in dem Zusammensein gelegen. „Hegels Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von großer Bedeutung und Erquickung. . . . die Unterhaltung mit dem ersteren . . mußte den Wunsch erregen, längere Zeit mit ihm zusammen zu bleiben: denn was bei gedruckten Mitteilungen eines solchen

[1]) An Boisserée 7. April 1828. — [2]) 'Briefe von und an Hegel' 2, 280. —

Mannes uns unklar und abstrus erscheint, weil wir solches nicht unmittelbar unserem Bedürfnis aneignen können, das wird im lebendigen Gespräch alsobald unser Eigentum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Gesinnungen mit ihm übereinstimmen und man also in beiderseitigem Entwickeln und Aufschließen sich gar wohl annähern und vereinigen könne."[1]) Auch das finale capricioso fehlte nicht; Zelter und Hegel fuhren gemeinsam nach Berlin, und Zelter klagt (22. Oktober 1827) Goethen das Leid, das er mit dem polternden, scheltenden und über die Unbequemlichkeiten der Fahrt maulenden Philosophen ausgestanden. Goethe tröstet ihn (27. Oktober) über die „verdrießliche Koda", wiewohl es ihn einigermaßen gewundert habe, „im Flor des neunzehnten Jahrhunderts einen Philosophen zu sehen, der den alten Vorwurf auf sich lud, daß nämlich diese Herren, welche Gott, Seele, Welt (und wie das alles heißen mag, was niemand begreift) zu beherrschen glauben und doch gegen die Bilden und Unbilden des gemeinsten Tages nicht gerüstet sind".

Zu Hegels natürlichem Sohne Ludwig Fischer, der bis 1817 in Jena lebte, ist Goethe in flüchtige Beziehung getreten; er schrieb ihm unter dem Datum des 30. März 1817 folgenden Vers ins Stammbuch[2]):

> Als kleinen Knaben hab' ich dich gesehn
> Mit höchstem Selbstvertraun der Welt entgegengehn.
> Und wie sie dir im Künftigen begegnet,
> So sei getrost, von Freundes Blick gesegnet.

Aber auch die geistige Nachkommenschaft Hegels fand stets liebenswürdige Aufnahme, die namentlich Cousin zu rühmen wußte, den Goethe, wiewohl krank, dem Freund zuliebe empfing. In einem Gespräch über diesen Verkünder Hegelscher Philosophie in Frankreich soll Goethe am 16. Juli 1827 nach Kanzler v. Müller nun das Wort gesprochen haben: „Ich mag nichts Näheres von der Hegelschen Philosophie wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt." Wir haben schon zu viele Zeugnisse für

---

[1]) Goethe an Knebel 14. Nov. 1827. — [2]) Werke 4, 251; vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 15 (1894), 265. —

das Verhältnis Goethes zur Gedankenwelt Hegels beigebracht, um diese Äußerung, falls sie wirklich so gelautet, nicht auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen; sie ist in ihrem Wortlaut so wenig zutreffend, daß wir vielmehr sagen dürfen, der Geist des Philosophen habe den Dichter bis kurz vor seinem Tode gefangengehalten. Der fünfundsiebzigjährige Greis hatte an den philosophischen Freund Worte gerichtet (3. Mai 1824), die billig in die Nähe der v. Müllerschen gerückt werden: „Möge alles, was ich noch zu leisten fähig bin, sich immer an dasjenige anschließen, was Sie gegründet haben und auferbauen." Und er fährt fort: „Erhalten Sie mir eine so schöne, längst herkömmliche Neigung und bleiben überzeugt, daß ich mich derselben als einer der schönsten Blüten meines immer mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Ursache finde." Bei seinem letzten Besuche in Weimar glaubte Hegel bei einem achtzigjährigen Jüngling gewesen zu sein[1]) — unerwarteterweise hat ihn das Geschick des Todes noch vor dem Weimarer Freunde ereilt. Zelter, der in der letzten Zeit den Verkehr zwischen beiden aufrechterhalten und Nachrichten übermittelt hatte, mußte am 16. November 1831 die traurige Post vom Abscheiden Hegels nach Weimar abgehen lassen. Hegel, mutiger als die meisten Professoren der Universität, hätte trotz der Choleraepidemie seine Vorlesungen frisch angefangen, um sich „totzulesen". Goethe zeigt sich wahrhaft ergriffen; bescheiden erklärt er zwar, das Fundament der Lehre des Toten, des „hochbegabten bedeutenden Reihenführers", des „so wohl gegründeten und mannigfaltig tätigen Mannes und Freundes" habe außer seinem Gesichtskreise gelegen: „wo aber sein Tun an mich heranreichte oder auch wohl in meine Bestrebungen eingriff, habe ich immer davon wahren geistigen Vorteil gehabt."[2]) Der letzte Ausspruch Goethes über Hegel endlich ist nicht nur dadurch ehrwürdig, daß er kurz vor seinen eignen Tod fällt[3]), sondern er verrät auch, daß Goethe nicht so weit vom Mittelpunkt Hegelscher Philosophie

[1]) 'Briefe von und an Hegel' 2, 331. — [2]) An Varnhagen 5. Januar 1832. — [3]) An Zelter 11. März 1832.

gestanden, als jene vom Kanzler v. Müller überlieferte Äußerung glauben machen will. Er versucht das Wesen Zelters in Worten auszudrücken und muß sich dazu ganz eigentlich Hegelscher Kategorien bedienen. Wir lesen: „Glücklicherweise ist dein Talentcharakter auf den Ton, d. h. auf den Augenblick angewiesen. Da nun eine Folge von konsequenten Augenblicken immer eine Art von Ewigkeit selbst ist, so war dir gegeben, im Vorübergehenden stets beständig zu sein und also mir sowohl als Hegels Geist, insofern ich ihn verstehe, völlig genugzutun."

* * *

Goethes Geburtstag fiel auf den 28. August, derjenige Hegels auf den 27. Schon zu Lebzeiten des Dichters und seines Philosophenfreundes feierte man von einem in den andern hinüber, und auch noch in spätern Zeiten hielt man daran fest. Es war damals das Gefühl dafür lebendig, daß die beiden Männer einander verwandt seien. Von welcher Art ihre Geistesverwandtschaft war, das möchten wir zum Schlusse noch einmal zusammenfassen, indem wir glauben, daß einige Grundbegriffe, die sich ergeben werden, durch das Vorausgegangene vor Abstraktheit bewahrt seien. Beider Kultur kämpfte mit Macht gegen alle Vereinzelung, und wenn Goethe in diesem Kampfe bis zu Urpflanze und Urphänomen vordrang, so kann man Hegel recht wohl einen Philosophen nennen, „der die Metamorphose der Ideen darzustellen versucht hat", wie Rudolf Steiner treffend bemerkt.[1]) Totalität war es, was beide Geister, in Übereinstimmung mit Schleiermacher und Humboldt, forderten. Abgerundete Totalitäten sind die Dichtungen Goethes, und auch Hegels Begriffe haben ihr Anderssein an sich: sie sind nicht abstrakte Gebilde, sondern die Wirklichkeit in Form des Gedankens. Trotz diesem Streben nach Totalität verloren sich diese Denker nicht im Grenzenlosen. Sie hatten ein Mittelziel, das der Mensch selbst ist. Ihre Art war durch und durch anthropozentrisch. Die menschliche Stimme ist für Hegel

[1]) Steiner, 'Goethes Weltanschauung' [4], 167. —

das Instrument der Instrumente, die Farbe des menschlichen Inkarnats die Ineinsbildung aller Farben.[1]) Goethe seinerseits betrachtet gerade bei den Farben auch diejenigen, die vom Auge selbst hervorgebracht werden: er untersucht ihre sinnlich-sittliche Wirkung; das Tierreich ist für ihn ein auseinandergelegtes Menschsein. Da alle großen Synthesen bei verständiger Betrachtung paradox erscheinen, so zeigt sich bei Goethe und Hegel neben der unbedingten Hochschätzung des Menschen, ja jedes Einzelnen, doch auch ein ausgesprochener Vernichtungswille dem Individuellen gegenüber. Namentlich Hegel muß sich den Vorwurf gefallen lassen, als hätte er dem Allgemeinen jede Individualität geopfert. Man muß hier genauer zusehen: Alles Geistig-Allgemeine verwirklicht sich doch durch das Einzelne. Rein Menschliches und Individuelles leben voneinander. Was Simmel von Goethe sagt, das gilt für beide: „Wie er keinen Augenblick daran zweifelt, daß die sittliche Forderung als Idee eine einzige, schlechthin allgemeine ist, und dabei doch überzeugt ist, daß sie sich schlechthin individuell ausgestaltet und jedem ein für ihn und vielleicht für niemand sonst gültiges Verhalten auferlegt — so verliert für ihn das Allgemein-Menschliche in keiner Weise seine Einheit und fundamentale Identität dadurch, daß die Art seiner Existenz eine in beliebig verschiedene, ja polar entgegengesetzte Erscheinungen auseinandergehende ist.“[2])

So müssen wir weiter betonen: obwohl beider Anschauungen tief menschlich sind, so doch nicht subjektivistisch. Genau das Gegenteil ist wahr: Goethe will, daß sich die Phänomene selbst aussprechen, Hegel will uns nur „das Zusehen“ lassen. Beide schauten die Welt hellenisierend, die musikalisch-subjektive Auffassung lag ihnen ferner, und so ist ihnen die Pflege der Subjektivität in der Romantik unangenehm. Für Goethe ist das Romantische das Kranke, und namentlich konnte er ihm gegenüber dann unduldsam werden, „wenn er jene andere Vitalidee wittert, von der aus er sich zu der der Form und Ordnung hinüberentwickelt hatte: Prinzip und Intention des Unend-

[1]) 'Ästhetik' III, Werke 10. 3, 170. — [2]) Simmel, 'Goethe' S. 163.

lichen".[1]) Hegel sieht ganz ähnlich in der romantischen Ironie eine „schlechte" Unendlichkeit, die immer weiter transzendiere, ohne durch doppelte Negation die Position zu erobern. Und um die Eroberung von Erkenntnissen war es ihnen wahrlich zu tun. Beide „Klassiker" hielten es nicht für Vermessenheit, sondern für unsere Aufgabe, die Gedanken Gottes nachzudenken.[2])

> Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
> Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
> Nachzudenken.[3])

Das Verhältnis zum Höchsten wird ganz eigen gefaßt. Auch hier Ineinsbildung von Freiheit und Gnade. Wie sich für Goethe das Auge „am Lichte fürs Licht bildet, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete"[4]), so sieht auch Hegel die Vernunft durch den Menschen zu sich selbst gelangen.

Zweifellos bestehen auch große Verschiedenheiten zwischen den beiden Männern: was der Eine als poetisches Bild entrollt, das hebt der andere hoch hinauf in den kühlen Äther des reinen Gedankens. Aber das Große ist ja dies, daß sich beide wissend begegneten in der Mitte des Wegs zwischen Welt und Unendlichkeit, daß beide die Welt zum Weltbild gestalteten und daß sie verbunden sind in ihrem innersten Streben, von der Realität zur geistigen Schaubarkeit, zur Idee durchzudringen.

[1]) Ebenda S. 249. — [2]) Vgl. das oben S. 45 über Herder Gesagte. — [3]) 'Metamorphose der Tiere' Vers 57 f. (Werke 3, 91). — [4]) 'Farbenlehre', Naturwiss. Schriften 1, XXXI.

Briefe des Herzogs Karl August an die Herzogin Luise von der Schweizerreise

Mitgeteilt von Hans Wahl (Weimar)

1.

Franckfurth, d. 19ten [September] 1779.

Guten Morgen, liebe Frau, seit Gestern Abend bin ich hier, u. in Göthens Hauß. Seine Mutter ist eine gantz trefliche Frau, voll Liebe, u. Größe. Die Meße ist nicht lebhaft. Diedens sind hier, ich will hernach zu Ihnen gehn. Unsere Reise ist äuserst glücklich gewesen, es ist nichts vorgefallen, daß nur wie eine Beschwerlichkeit außsehen hätte können. Wir u. unsere Pferde sind gesund, u. daß Wetter ist gantz vortreflich gewesen. Hast Du gestern Abend, als Sonnabend, daß wunderbare Nordlicht gesehen? Was wir nun weiter machen werden, kan ich noch nicht sagen, mit der nächsten Post ein mehreres. Laß doch den Lichtenberg sagen, daß ich sehr vielen Antheil an seiner Frauen Unfall nehme. Schreib mir etwas neues, meine größte Neuigkeit ist, daß es gantz unglaubl. viel Obst giebt, u. ich mich sehr delecktieren werde. Grüße Herdern von mir; Seyler ist davon gelaufen u. hat seine Truppe sitzen laßen.

Leb wohl, grüß Steinen, u. die Hofdamen wie auch die Oberhofmeisterinn. Leb wohl u. bleib gesund. C. A.

2.

Emmetingen, d. 29ten Sept. 1779.

Biß hierher, liebe Frau, sind wir gelangt, glücklich, wohl, u. zufrieden. Wir sind den Mittewoch Mittag mit etwas Regen von Franckfurth weg, auf Darmstadt, haben von Weiten die

glücklichen Wände gesehen, welche dich in deiner Kindheit umschloßen, u. verwahrt haben. Hierauf ging es auf Mosers Garten loß, dessen Riß mein Bruder, von mir selbst verfertigt, erhalten hat, u. dir zeigen kan; von da führte uns Merck, welcher uns begleitete, nach einer vortrefl. schönen Krabb-Fabrick, welche dir wohl bekant seyn wird, u. nun langten wir in Eberstadt an, u. übernachteten. Merck verließ uns, u. wir wanderten durch die Bergstraße nach Heidelberg. Unterwegs, um ehr nach Heidelberg zu kommen, nahmen wir einen lehr[?] wagen mit zwey Sitzen, u. Göthe campirte auf den estrapontain. Ein vortrefl. Fuhrwerck. Auf den Heidelberger Schloß brachten wir den gantzen Nachmittag zu, Göthe zeichnete, u. ich kroch in den alten schönen Trümmern herum. Es ist vortrefl. schön. Den andern Tag ritten wir über Schwetzingen nach den Rhein, setzten uns auf eine Fähre mit den Pferden, u. so gings nach Speyer. Wir gingen zu den Domherren von Beroldingen, ein[en] großen Liebhaber der Künste, u. einen sehr liebenswürdigen Mann, aßen, u. brachten den gantzen Tag mit ihm zu. Den Abend gingen unsere Pferde voraus, u. wir fuhren bis Rhein Zabren, einen Frantzösischen Ort, übernachteten u. fütterten den andern Tag in Seltz, einen Zweybrückischen Städtchen. Von da ritten wir auf Drusenheim, sahen unterwegs die Stelle u. Merckmahle, wo vor 3 Wochen ein Frachtwagen mit einer Ladung mit Kostbarkeiten für die Meße, u. für die K. v. Rußland, auf freyer Straße verbrant ist. Die Ursache weiß man nicht; den Verlust schätz man an die 2 Millionen. Drusenheim gehört deinen Vater, u. ist ein schlecht Gasthöfchen im Ort, dieses nahm uns auf. Ich brachte ein Theil des Abends auf der Brücke zu, u. sahe den Mond wunderschön aufgehn. Den Andern Tag ritten wir nach Straßburg, kehrten im Raben ein, u. hielten uns ruhig biß nach Tisch: alsdenn gingen wir nach den Grabe des M. von Sachsen, von da auf den Münster, u. endlich in die Comédie. Ich blieb beständig unerkant, wolte zwar deinen jüngsten Bruder sehn, fand ihn aber nicht; der älteste ist Gott weiß wo, in Straßburg aber nicht. Ich that also die Sache mit einen Brieflein ab, u. strich fahrend nach Kehl den andern Morgen. Dort waren unsere Pferde, wir ritten auf Dinglingen,

fütterten, hatten eine Unterredung mit einen Preusischen Deserteur, welcher nicht genug die Wichtigkeit der Preusischen Stöcke rühmen konte, u. ritten durch ein Oestereichisches Städtchen, wo Garnison von den Regiment Bender liegt, auf Emmetingen, zu Göthens Schwager. Hier fand ich Briefe, aber keinen von dir, dein rühml. Eifer hatte dich verlaßen. Gestern führte Uns Schloßer auf das alte Schloß Hochburg, ließ uns die Sonne aufs Prächtigste hinter die Lothringischen Berge untergehn sehn, u. eine Saure Milch auf einen Vorwerck, welches mit Wiedertäufern besetz ist, geniessen. So ist unsere Reise biß jetz gegangen; auß dicken Nebel schreibe ich dir. Morgen früh reiten wir auf Basel, u. dann solst du mehr hören. Jetz leb wohl. C. A.

3.

Bern, d. 16. Oct. 1779.

Seit gestern Mittag sind wir wieder hier, liebe Frau. Die erste Gletscher Reise ist vollbracht, die Ordnung derselben war folgende. Wir strichen nach empfangenen Mittagsmahl von hier ab, u. ritten nach Thun. Hier wurde übernachtet; den andern morgen darauf setzten wir uns bey regnigten Wetter auf ein verdeckt Schiff, u. fuhren über den Thuner See. Unsere Pferde blieben zu Thun. Wir stiegen am Ende des Sees, weil er uns auf den Lande nicht mehr schwimmen laßen konte, aus; Und gingen biß Untersewen zu Fuß; hier ward ein schmaler 4 raddrigter Karn gemiethet, u. uns, nebst der bagage darauf gelegt, bald aber wieder abgestiegen, u. zu Fuß biß Lauterbrunn gegangen; An den Ufern der Lutschene geht der Weg, in einen nicht gantz schlechten Thal. Wir kamen endl. nach Lauterbrunn, kehrten wie gewöhnlich bey den Pfarrer ein, u. besuchten sogleich den Staubbach. Er fällt 900 Schu hoch vor das Pfarrhaus Fenster hinunter. Ob dieses Schauspiel Interessant sey, od. nicht, ist leicht zu beantworten. Es war zu viel Regen u. Nebel, als daß wir die Gletscher hetten sehn können, ohngeachtet sie uns vor der Nase lagen. Den andern Tag ward der sogenante Steinberg bey schönen Wetter bestiegen, hier zeigten sich nun Gletscher u. Eisgebirge in Menge; 4 volle Stunden stiegen wir,

u. endl. ward das Jungfernhorn, Lutschin Gletscher, u. Schingelhorn endeckt u. erblickt. Der Anblick war auserordentl. groß. Wir fanden oben auch ein klein Teichelchen: hier aßen wir daß, was wir durch Bauern hatten hinauftragen laßen. 3 Stund stiegen wir wieder abwärts, u. wurden entsetzl. naß, kamen müd u. spät wieder nach Lauterbrunn. Den andern Tag gingen wir an den Ufern der Lutschene wieder zurück, biß an die zwey Lutschenebrücker, u. von da an den Ufern der Grindel hinauf nach Grindelwald. Hier besuchten wir gleich den Gletscher, aus welchen die Grindel entspringt, u. fanden Erdbeeren, welche in einen äuserst romantischen Erlenwäldchen neben den Eise wachsen. Grindelwald ist ein Dorf, an den Fuß des Mettenbergs, welches einer der höchsten Eisberge ist. Rechts deßelben liegt der Eichert, u. lincks das Wetterhorn. Wir übernachteten hier, u. den andern Morgen gingen wir nach den obern Gletscher, von da über den Schindeckberg, im Schwartzwald. Aßen zu Mittag in einer Hütte, u. sahen rechts das Wellhorn, u. Englihorn; letzters ist zumahl interessant, u. den Roselauigletscher; von hier kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher man das gantze Oberhaßlier Land übersehn kan. Wir schlugen uns lincks, u. sahen den himmlisch schönen Fall des Reichenbachs, deßen stürmischen Lauf wir gefolgt waren; dieses Flüßchen raucht ordentl. bey seinen Fall, u. benetz einen auf 200 Schritt. Von hier gingen wir über die Aar, welche hier durch enge Felsen geht, u. setzten unsern Weg durch das Fürchterlichst gröste Thal, daß mir jeh vorgekommen, unsern weg biß Guth Tanne. Hier waren wir schlecht und kehrten den andern Tag zurück, nach den Oberhaßli, in das Örtchen Meyringen; wie schön hier es ist, kan ich nicht beschreiben, wir aßen hier; nach Tisch gings nach Brientz, an den schönsten See, den man sehn kan, welchen wir den andern Tag überfuhren, u. von da nach Thun, ebenfalls nach Passierung des Thuner Sees. Am Thuner See besuchten wir die Höhle des Heil. Beatus, eines der ersten Christen in der Schweitz. Sie ist äuserst Merckwürdig. Den andern Tag ging die Reise hierher. Hier schlug sich der Sohn des Stadt Schultheiß Sinners zu uns, welcher viel Höflichkeit für uns hat, u. uns heute nach den Landgut des Landvoigts Scharner begleitet hat.

Dieser Scharner scheint ein Mann von Verstand zu seyn. Hier hast du unsern fernern Lebens Lauf. Es wird weiter helfen; Göthe, u. Wedell empfehlen sich. Leb wohl, liebe Frau, vergiß mich nicht. Grüß den Hof, Mänlich, u. Weiblichen Geschlechts. Adieu. C. A.

4.

Bern, d. 18. Oct. 1779..

Heute, liebe Frau, habe ich zwey Briefe von dir, nehml. vom 6ten u. 8ten Oct. erhalten. Vorgestern habe ich dir geschrieben, u. vieleicht bekomts du auch beyde Briefe zugleich. Unser Leben ist derweile um 2 Tag u. 2 Nächte älter, u. um so viel kürtzer; wie wir die zugebracht, will ich melden. Die Nächte NB. nehme ich auß, denn diese sind beständig in Betten, zwar an verschiedenen Orten, u. schlafend zugebracht worden. Den Nachmittag da wir angekommen waren, ward auf die Promenade gegangen, wo wenige Leute waren; überhaupt ist Bern jetz sehr leer, weil alles noch auf den Lande ist. Ich ging mit Wedeln spatzieren, u. begegneten Göthen, welcher mit des Schultheiß Sinners Sohne angestiegen kam. Dieser gesellte sich zu uns, führte uns auf die remparts, u. aß bey uns zu Nacht. Den andern Tag führte er uns ins Zeughauß, welches sehr merckwürdig ist, u. von da in das Hauß des äusern Standes. Dieser äusere Stand ist eine Geselschaft junger Leute, welche in einen eignen Hause zusammen kommen, u. alles daselbst thun, od. vielmehr vorstellen, was ihre Väter im Rathe thun. Es ist dieses eine politische Übung. Alle Jahre halten Sie einen Umzug in Schweitzer Tracht, welches wir gemahlt mitbringen werden. Mündl. hierüber ein mehreres. Wir besahen ein Naturalien Cabinett. Darnach ward zu Hause gegeßen. Nach Tisch fuhren wir aufs Land zu einen ehmaligen Landvogt Tscharner mit Nahmen, ein Mann von vieler Weltkenntniß, wie es scheint. Den Abend zu Hauß. Gestern Früh fuhren wir nach Langenau zu Michel Schuppach den berühmten Artz. Dieser ist sehr merckwürdig. Er ist 72 Jahr alt, sehr dick, bonhomisch, u. erstaunlich ruhig. Er sprach nicht viel; sein Hauß liegt sehr schön. Seine Enckelinnen sind zieml. hübsch. Es war ein

Chevallier Holborn mit seiner Schwester aus England bey ihm in der Cur. Es schienen gute Leute zu seyn, u. freuten sich in der Einsamkeit wieder Leute zu finden, mit denen sie sprechen konnten. Wir brachten einen zieml. lustigen Abend mit Ihnen zu, u. übernachteten daselbst, doch aber alleine, nehml. ohne der Engländerinn. Heute früh fuhren wir wieder herein, u. da fand ich deine Briefe mit einer gantzen Fuhre anderer. Wir aßen allein, u. diesen Nachmittag ritten wir auf ein Erlachisches Guth mit Nahmen Hindelbanck. Es ist dort folgendes Merckwürdig. Der Bildhauer Nahl aus Caßel ward durch die Familie herberufen, dem alten Erlach ein Grabmahl zu setzen. Er thats; sie aber verguldeten dieß Monument. Dieses verdroß ihm, u. er sagte, er wolte etwas machen, daß alle ihr Gold außstechen solte. Er thats indem er einer Pfarrers Frau von diesen Dorf einen Leichenstein, mit der größten Kunst machte. Es stellt die Frau vor, welche mit Ihren Leichenstein durchbricht u. unter demselben hervorkomt. Der Stein sieht auß als wäre er in drey Stücke zersprungen. Es ist sehr sonderbar. Wir kehrten bey einen schönen Abend zurück, u. ich schrieb an dir diese lange Epistel. Leb wohl, u. bleib mit dem Kinde gesund. Grüß deine Damens, exclusive der Waldner, welcher ich schon 200 mahl geschrieben habe. Meinen Bruder u. Knebeln laß wißen, daß wenn sie so wenig äßen als schrieben, sie sehr bald verhungern würden. Adieu. C. A.

5.

Genf, d. 28ten Octb. 1779.

Guten Abend, liebe Frau, ich habe mich eintager achte mit schreiben außgeruht, nun hole ich nach. Den 20ten sind wir von Bern weg; vor meiner Abreise machte ich noch eine gute Endeckung, nehmlich ich erfuhr, daß bey der Erlachischen Familie die sämtl. Briefschaften des Hertz. Bernharts wären, ich bat mir das Verzeichniß davon aus, u. bekam auch ein schön Portrait von ihm zu sehn, welches ich copiren laßen. Wir gingen bey schönen Wetter biß Murten, fuhren über den See, u. besahen in Avanche den Mosaisch Römischen Fußboden, der da zu sehn ist. Es ist fast gantz durch die Nachläßigkeit zu Grunde, ein eintziger

Kopf ist noch übrig, welcher von der größten Schönheit ist. Von hier gingen wir nach Pajerne, u. blieben über Nacht. Den Andern Tag ritten wir auf Cheire, am Neuchateller See, u. besahn wieder einen Fußboden, es stellt Orpheus vor, der den Thieren spielt; zieml. gut erhalten, aber daß Werck ist mittelmäßig. Von hier gingen wir noch den Abend biß Moudon, u. den andern Tag biß Lausanne. Von diesen Ort will ich nichts sagen, weil er dir bekant ist, nur will ich dir ein Compl. von der Hertz. von Curland außrichten, welche ich besucht habe. Wir besahen Vevay, u. gingen endl. nach Rolles; hier stieß ein Schwager von Mercken zu uns, u. führte uns nach den lac de joux; von diesen will ich jetz nichts sagen, in meinen journal habe ich mich weitläufig darüber herausgelaßen, aus diesen will ich dir Nachricht davon geben, wenn ich wiederkomme. Das merckwürdigste ist, daß er auf den Rücken des Jura Berges liegt. So wird das Gebirg genant, daß von Basel biß Genf läuft. Wir bestiegen 2 sehr hohe Berge, einer die Dole, u. der andere die Dent de voglion genant. Die Außicht davon war gantz göttlich, die gantze reyhe der Schweitzer Eisgebirge lag vor uns, wir übersahen einen großen Theil der Schweitz, u. etwas von Savoyen. Endlich kamen wir [nach] Genf. Hier sind wir leider an einen Banquier adreßiert, der [der] fatalste Narr, Schlingel u. Hasenfuß von der Welt ist. Wir besahen mit ihm heute eine Indienne Fabriq, u. ein Bildergewölbe; dieser Bilderkrämer hat ein Portrait von Titian den Ariost vorstellent, ein hohes Werck, schade daß er nur 10000 fl. dafür verlangt. Unsern Banquier wollen wir uns von Halse schaffen. Das Wetter ist so schön als möglich gewesen, heute aber ists schlecht. Etl. Tage wollen wir es hier abwarten, u. dann treten wir die Reise nach den Gletschern des Faucigny, in Savoyen, u. den Wallislande an. Den St. Gotthardt wollen wir besteigen, u. von da auf Zürch gehn; unter 14 Tagen kan ich dir nicht schreiben, eher finde ich auch keine briefe von dir als in Zürch. Leb wohl, liebe Frau, grüß Steinen, u. seine Frau, deine Damens, u. sag daß ehr als ich dir gesagt habe, ich niemanden schreiben kan. Mach daß ich gut Nachricht von dir bekomme, u. treibe alles gute. Adieu. C. A.

6.

Genf, d. 2ten Nov. 1779.

Ich habe mich, liebe Frau, zwey Tage länger hier aufgehalten als ich gewolt habe, aber ich konnte nicht loß kommen. Eine Adreße von Basel wieß uns an den Banquier Pasteur, machte uns seine Bekantschaft; welche aber bald geschloßen wurde, denn er ist gantz ein fataler Kerl. Hierauf ward sich weiter, u. zwar nach einer alten Bekantschaft von dir umgesehn, nehml. nach bibliothécair Deodati. Dieser hat uns viel Höflichkeit erzeigt, uns auf sein Landgut zu eßen gegeben, uns zu Bonnet, u. endl. heute zum Brigadier von Chateauvieux geführt. Alle diese Leute sind deines Lobes voll, u. tragen mir auf, sie dir zu empfehlen, wie auch Md. la Brigadiere. Gestern früh wahren wir zu Fernai, doch ohne den Besitzer zu sehn. Morgen wird endl. die große Reise nach den Gletschern des Faucigni angetreten. Ich hatte einigen Zweifel, ob wir es bey jetziger später, obgleich schöner Jahrszeit vornehmen könten, ich gab fast dieses Unternehmen auf, endl. ging ich, um einen festen Entschluß zu nehmen, mit Diodati zum Mr. de Sausure, welcher diese Eisgebirge von in, u. außwendig kennt, solche zu aller Jahrszeit durchreist hat, u. wo nur ein Mensch hin kan, gewesen ist; diesen entschloß ich mich zu meiner Richtschnur zu nehmen, u. blindlings zu folgen was er mir sagen würde. Dieser aber zu meiner großen Freude sagte, daß, da noch kein Schnee auf denen Alpen läge, ich sicher hinreißen könnte, wo ich wollte, u. wenn auch Schnee fiele, er uns nie so übereilen könne, daß wir etwas von ihm zu befürchten hätten. Wir reisen also morgen, über Bonneville, Valenche, Chamouni, u. Martinach, u. sehn die Eisgebirge, u. Gletscher, welche ohne Unbequemlichkeit in der Nähe besehn werden können. Wie wir weiter die Schweitz genießen werden, wird uns das Schicksal eingeben. Begleite uns also, liebe Frau, mit deinen Guten Wünschen, u. leb wohl. Grüß meine Mutter, Bruder, die Steins, u. dein Frauen Volck. Leb wohl. Deine Briefe bekomme ich nicht eher als in Zürch. Demohngeachtet schreib doch fleißig. C. A.

7.

Zürch, d. 29ten Nov. 1779.

Vorgestern, liebe Frau, habe ich deinen letzten Brief bekommen. Er hat mich noch hier angetroffen; aus einigen Tagen, die ich dachte hier zuzubringen, sind beynahe schon 2 Wochen geworden. Es dient dieser verlängerte Aufenthalt sehr zu unsren leiblichen Nutzen, denn unterwegs wäre es jetz nicht gut seyn, daß Wetter hat den Regen Mantel umgenommen, u. verbietet den Reisenden ziemlich den Außgang. Im grunde aber nimts sich nur nach Vermögen zusammen, um sich uns nicht unangenehm zu machen, u. sobald unsere Abreise wird bestimmt seyn, werden sich die Wolken zerspalten, u. die freundl. Sonne uns wie Mosen auß der Wüsten führen. Was den geistlichen Nutzen anbetrift, den dieser Aufenthalt geben muß, so dünckt michs (u. ich bemercke über meine eigne Persohn in diesen Stücken oft zieml. richtig, denn manche gute Stunde habe ich schon damit verdorben, mir u. andern), habe er mir wirckl. große Dienste gethan; die Gegenwarth Lavaters hat etwas gantz eigen Balsamisches; ich gebrauche ihrer soviel als nur immer möglich, so viel es seine Zeit zuläßt; im grunde ist ers alleine, der mich hier hält, denn mit sonst jemanden gehn wir garnicht um. Unsere Bekantschaften hier sind wirckl. sehr eingeschränckt; außer einigen Leuten, die Cabinetter von Gemähldeu, od. Naturalien besitzen, sonst haben wir niemanden kennen lernen als Bodmern, den Salomon Geßner, welchen ich ein paar male gesehn habe, u. den D. Hirtzel, nebst seinen, von ihm verschundenen, u. verzeichneten, sogenanten Philosophischen Bauer. Nichts ist doch abscheulicher als die Vergleichung zwischen Hirtzels Vorstellungsart des Klingjoggs, u. Kl.j. selber. Du kenst ihm selber, u. er hat dir, wie mir Lavater gesagt hat, wohl gethan. Er hat einen entsetzl. durchdringenden, wahren Verstandt, aber so viel mich dünckt nichts weniger als einen esprit raisonneux. Die tiefsten Gefühle, von gewißen Seiten, nehml. menschliche, besitz er in einen hohen Grad, aber komt man ihm mit einer od. der andern Art von untersuchen von Begriffen, so ist er nicht zu Hauß. Auch ist sein Verstand, u. Gefühl, so vortrefl. es seyn mag, bloß auf ein Wesen, u. Treiben u. Nothdurften eingeschränckt, u. ist

wirckl. was man nennen kan: beschränckt; es ist also schwer, sich in die Vorstellungsart des D. Hirtzels zu setzen, u. Klingjoggen für einen Philosophen, u. Dencker anzusprechen, wie er es gethan hat; Hr. Hirtzel ist mir ein sehr wiedriger Mann. Ich weiß nicht, ob du ihn gesehn hast. Bodmern habe ich in seinen 81 Jahre sehr munter, u. gut gefunden. Er hat uns viele seiner neueren Schriften gegeben, welche zieml. unleßbar sind. Die Eintheilung dieses Geschencks hat er auf eine wunderliche Art gemacht. Mir hat er seine Übersetzung der Argonauten von Apollonius, Göthen eine kleine Brochüre, u. Wedeln alle seine neueren, sogenanten Politischen Schauspiele geschenckt. Die Übersetzung außgenommen daß andere ist alles Maculatur. Die Argonauten empfehle ich dir. Sie werden dich nicht wie der Homer freuen, es ist selbst die Frage, ob du sie wirst gantz außlesen können; aber hie u. da sind sehr schöne Sachen, u. was mir am vorzüglichsten daran ist, ist der Reichthum von Mythologie, Tradition, u. Mährchens, womit es angefüllt ist. Der gäntzliche Mangel von hervorstechenden Figuren, selbst die Bilder, welche mich nicht sehr bewegt haben, u. daß, mir so scheinende, stockige, u. prosaische in der Poesie, nebst denen unerträglich langen Büchern, haben mir den Effeckt des gantzen verdorben, u. dieses wird wahrscheinl. sie dir schwer lesen machen. Die Abhandlung Bodmers über dieß Gedicht, welche hinten dran steht, ist elend; aber suche in derselben eine Stelle aus den Orpheus, wo er beschreibt, wie sie zu dem Centhauer Chiron kommen, u. Orpheus mit ihm um die Wette spielt, dieses Stellchen, ist mir so lieb, wie die gantzen Argonauten. Ein ander Werckchen haben wir hier gefunden, u. daß schaffe dir doch; es heißt der Schweitzer Bund, ein Drama in Göthens Geschmack. Es wird dich freuen, es ist viel gutes drinnen. Von Cabinetten haben wir eines, in allen Fächern merckwürdiges gesehn. Es gehört einen Obrist Escher, einen sehr fatalen subjecto. Er hat es zusammen geerbt, u. versteht nichts davon; es besteht aus vortrefl. Gemählden, einer großen Müntzsammlung, u. vielen ausgesucht kostbaren Naturalien, zumahl Cristallen. Ich hoffe hier die acquisition von ein paar guten Gemählden zu machen, u. daß um ein leichtes Geld. Lavatern sehe

ich wie ich schon gesagt habe viel, gestern wolte ich ihn wieder predigen hören, aber ich versäumte es. Die Sanfte Leichtigkeit seines Geistes, seine Beweglichkeit, u. durchdringende Richtigkeit, mit der geduldigen Mittheilung, u. Liebe, macht einem, ohne es zu wißen, Höhen erreichen, über die man selbst erstaunt, sie erreicht zu haben. Ich kan nicht beßer, als mit den Wort, Aufräumung des Verstandes, außdrücken daß, was mich dünckt, er auf mich gewürckt hat. Sein Verhältniß zu Göthen ist äuserst schön; sie lieben sich auserordentl. u. verstehn einander, ohngeachtet sehr von einander unterschieden, in die tiefsten Falten von Gefühlen, u. Begriffen. Ich habe dir, liebe Frau, zeither ziemlich richtig unsere körperliche Reisebeschreibung gemacht, jetz aber, da der Geist mehr als der Körper vorschreitet, so muß ich dir auch deßen Bewegungen, u. manoevres zukommen laßen. Von Neuigkeiten weiß ich keine, als daß der Postwagen zwischen Eisenach u. Franckfurth, ohnweit Alsfeld ist beraubt worden. Dieses sagen unsere Zeitungen. Die Nachricht, die du mir vom Kinde giebst, ist gar brav, erhalte sie ja bey guter Gesundheit u. entferne nur so weit als immer möglich die künstl. Medicinischen Kranckheiten, welche mir meine Gesundheit, u. das Glück meiner Jugend gekostet haben. Eben die Ärtzte, die dich und daß Kind behandeln, sinds, die a force, um mich unsterbl. u. sich bey dieser Gelegenheit wichtig, u. nöthig zu machen, mich fast wie Jasons Vater durch Medeen, zerstückt, u. verbrennen haben laßen, hätte nicht der Himmel fast durch ein Wunder mich auß ihren wohlthätig affenmütterlichen Armen gerißen, u. mich erleuchtet. Ohngeachtet ich zieml. überwunden, so sind doch noch Überbleibsel, welche ich vieleicht nie gantz untherthänig machen werde, u. die mich von unglaubl. vielen guten abhalten, u. mir zu unangenehmen Anlaß geben. Um mich deutl. zu erklären, so ists eine Art von Humor, welche aus der Schwäche meiner fast zerrütteten Nerven herkommt, welche mir unendl. viel schief, u. zumahl erstaunl. langsam Begriffe faßen macht. Wenigstens habe ich daß davon, daß ich in einer beständigen Arbeit, ohne reinen Genuß leben muß. Verzeih mir, liebe Frau, diese selbstische Ausbiegung, aber meine Erfahrung ist ein traurig Beyspiel, welches ich jeden vorstellen

möchte, um sich zu wahren; u. sagen muß ich es, weil mein Auseres, was inwendig vorgeht, sehr deckt, u. vor den Augen der bloß sehenden, betrüglich macht. Diese Reise hat, hoffe ich, meine Gesundheit sehr gestärckt. Ich habe mehr außgehalten, als ich mir selbst zutraute, u. statt schwächer, habe ich mich immer gestärckt gefunden. Lavater hat mir aufgetragen, ihm dir zu empfehlen. Er ehrt u. liebt dich sehr. Grüß deine sämtl. Damen, u. lebe wohl. C. A.

P. S. A propos; Ich wolte, ich hätte Flügel der Morgenröthe, um auf einen Augenblick nach Weimar zu fliegen, u. dir einen danckbaren Fußfall zu thun, für die Wohlthat, die du mir durch die Gothische Reise angethan hast. Meine beyden H[erren] emphehlen sich. Leb wohl, liebe Frau.

8.

Costnitz, am Boden See, d. 3ten Dec. 79.

Alleweile,liebe Frau, haben wir den Deutschen Boden wieder betreten, ich muß dieses Pflicht schuldiger weise als eine große revolution der Reise, melden. Gestern schliefen wir zu Winther=thur, u. heute Abend kamen wir, unter großen Winde, (welcher jetz mit einwerfen der Buden beschäftigt ist) hier an. Die Lage ist sehr prächtig, soviel wir es in der Dämmerung haben sehn können. Daß Wahrzeichen dieses Hauses, wo wir wohnen, ist sonderbahr, der Gasthof hat einen Adler zum Schilde, welcher von so ungeheurer Größe u. Schwere ist, daß man zu fürchten hat, er riße daß Hauß ein. Alleweile ist ein trefl. schön aller=liebst Ständchen auf der Gaßen, welches zum Heulen des Windes vortrefl. klingt. Zürch verließen wir endl. gestern Mittag; es ist der eintzige Ort, der uns auf der gantzen Reise so lange ge=halten. Lavater, die gute Seele, begleitete uns bis 1/4 St. vor die Stadt. Er trug mir nochmahls auf, dir zu sagen, was ich vor gut fände, er unterschriebe alles; ich laße dir die Wahl. Unser Scheiden war hart, wolle daß Schicksal, daß es nicht zum letzten mahle sey, daß ich Ihn gesehn. Morgen Mittag werden wir von hier wieder aufbrechen, u. biß Stein gehn, übermorgen dann längß des Rheins nach Schafhausen, dieß wird der letzte Rück=tritt in die liebe Schweitz seyn, u. dann — ihr vieleicht auf ewig den

Rücken gekehrt. Der Falsche Prophet Christoph Kaufmann ist heute vor uns her gegangen, getroffen haben wir ihm aber nicht, auch ist uns eben nicht viel daran gelegen. Seine Schelmenstücke sind sehr an den Tag gekommen, u. wo wir her kommen, steht er in einen garstigen Geruch. Er wohnt hier in der Jegend auf einen Gut, daß er gepachtet. Den von Hauchwitz mit seiner Frauen hat er aus Schlesien zu sich geholt, man befürchtet, er werde müßen seine Pachtgelder für ihm bezahlen. Dieses sind unsere neusten Tags Nachrichten, liebe Frau, nun bald ein mehreres u. näheres. Leb wohl, u. schreib, ob du gesund bist. Grüß meine Mutter, u. deine Damen. Meine H[erren] empfehlen sich. Adieu. C. A.

9.

Stuttgard, d. 12ten Dez. 1779.

Seit gestern Abend, liebe Frau, sind wir nun entl. auch hier angekommen, 2 Drittheile der Schwäbischen Charte liegen hinter uns. So glücklich sind wir hierher geführt worden wie auf unserer gantzen Reise. Einen Tag blieb ich länger in Costnitz als ich dachte. Es ist aber wircklich eins u. das andere sehnswürdige da. Zumahl ist die Gegend Merckwürdig. Wir stiegen auf den Thurm der Domkirche, um selbige zu übersehn. Der See ist so lang, u. etwas breiter als der Genfer, seine Ufer, auser nach der Schweitz u. Tirol zu, flächer, aber von Städten, Dörfern, Schlößern u. Clöstern gantz bedeckt. Dieses macht die Außsicht sehr mannigfaltig. Das Hauß, wo das Concilium ist gehalten worden, sahn wir, jetz ists eine Rüstkammer. Die Stühle, auf die der Pabst, u. Kayser Sigismund bey dieser Gelegenheit geseßen, wie auch das Zelt, unter dem der Rath den Pabst empfangen, sind noch da. Das Gefühl, welches ich Historisches Gefühl heiße, ist ordentl. angreifend, welches einen an so einen Ort durchläuft, wo ein Theil, gewiß nicht der unintereßanteste, der Welt zusammengekommen, wo der Glauben u. Unglauben von Nationen durcheinandergeworfen, der Saame zu den fürchterlichsten Kriegen gesäät, u. 2 große edle Menschen, wie Johann Huß u. Hieronimuß von Prag verbrant worden; jetz ists nichts als ein elends Nest, welches durch

Unfrieden u. Ungeschicklichkeit aus einer freyen Reichsstadt eine Östreichische Landstadt geworden ist. Das Verschlingen der Zeit, daß so viel 1000 Existenzen in den großen Brey gerührt werden, ehe nur einmahl eine hervorleuchtent u. groß wird, u. daß von der unendl. Geschichte nur so wenig Punckte der fühlend u. sehenden Nachwelt übrig bleibt, dieses packt einen an einen solchen Ort, auf den Tummelplatz so vieler großer Figuren, wie ein Löwe an, u. lehrt einen säuberlich mit seiner Existenz umgehn; daß historische Vergeßen nach seinen Tode liegt schwer auf einen. Nach diesen vortrefl. Betrachtungen strichen wir den andern Tag nach Schafhausen längst des untern Sees, u. des Rheines hinunter. Der Regen u. etwas Gestöpper begleiteten uns. In einen Ort, Stein, wo der Rhein aus den Untersee fließt, fütterten wir. Hier liegt ein Schloß, von welchen mit einer Canon geschoßen wird, sobald als mehr als drey Pferde kommen, sowohl beritten als vor einer Kutsche. Diese Ehre wiederfuhr uns auch. Nach Schafhausen kamen wir noch bey Tage. Du kennst den Ort, also brauche ich nichts davon zu sagen. Den andern Tag ritten wir nach den Rheinfall; daß du diesen nie gesehn hast, da du doch so nahe dabey warest, begreife ich nicht, wenigstens ist mir gesagt worden, daß du ihn nie gesehn. In dieser Ungewißheit will ich, u. auftrig [aufrichtig?] zu bekennen, kan ich nichts dir darüber sagen. Nur, was wir gethan. Wir setzten uns auf 2 zusammengebundene Schiffe, u. fuhren biß unter den Mittelsten Felsen im Falle; daß niedrige Wasser erlaubte uns da auß zu steigen, u. wir klimten biß fast auf die Hälfte des Felßen, hier steht ein Busch, wir brachen zum Siegeszeichen von seinen noch grünen Ästen ab, u. hier schicke ich dir ein Bouquet davon, welches ich bitte gütigst aufzunehmen. Darauf stiegen wir aufs Schloß Lauffen, von wo man den Fall von seinen Anfang an sieht; er ist, weil man ihn von oben herunter ansieht, bey weiten nicht so imposant, als wenn man in denselben, am Fuß des Felßen steht. Von da unten kanst du dich gar nicht vorstellen, liebe Frau, wie einem zumuthe wird. Es traf sich eben, daß wir einen schönen Tag hatten, u. da es noch früh u. die Sonne niedrig stand; dieses machte uns daß Schauspiel, daß wir die Sonne durch die unbegreifl. Maße über

uns herüberstürtzenden Waßers sahn. Es ist der Eindruck der Nähe des Falles mit nichts zu beschreiben, noch weniger zu vergleichen. Für Fremde, welche sich dem Waßer nicht so gantz anvertraun wollen, ist auf Zürcher Seite ein Häußchen, unmittelbar an den Fall angebaut, von diesen Ort hat man den großen Anblick fast so gut als in der Mitte; nur weil man auf festen Lande ist, imponiert er nicht so. Von sehr vielen Seiten macht der Rheinfall ein schönes mahlerisches Bild, nur eben von vorn, wo ihn alle Mahler faßen, thut er, dünckt mir, den geringsten Effect. Meines Erachtens solte man ihn nie gantz, sondern bloß theilweise mahlen. Je länger man ihm ansieht, je mehrere Verschiedenheiten von Cascaden findet man in selbigen; viele eintzelne Theile geben schöne Partien in einen Garten. Wir kehrten zurück u. aßen bey einen gewißen im Thurn, einen rechten guten Mann. Hier fanden wir Lavatern, welcher uns zu überraschen hierher gereist war. Wir brachten diesen Tag mit ihm zu Hause, u. den andern wieder beym Rheinfalle zu. Es war trübes Wetter, der Rheinfall aber drum nicht geringer, sondern, in der Trübheit des Wetters, fast noch imposanter. Diesen Abend brachten wir beym Imthurn zu. Den dritten Tag ritten wir großmüthig weiter, brachten 3 zieml. böse Wettertage unterwegs, u. in unbeträgtichen Stationen zu, u. kamen vorgestern nach Tübingen. Wir haben Hechingen paßirt; das Unglück des Fürsten ist dir vieleicht noch unbekant; er wurde, als er den Kayser in Costnitz seine Aufwartung gemacht, umgeworfen, geschleift, u. die Nase vom Kopfe gerißen. Seine Begleiter zerbrachen Arme, Beine etc. In Tübingen sahe ich gestern meinen alten Lehrer, den Profeßor Mejer, welcher wieder in seinen Vaterland angestellt ist. Wir nahmen da einen Wagen, u. fuhren folgends in aller Stille hierher. Heute werden wir Examina in der Militar Schule mit ansehn, u. dem Hertzog eine Rede halten hören. Übermorgen ist das große Jahrs Fest des Instituts. Wie wir unsern Morgen zugebracht, liebe Frau, errähts du gewiß nicht. Mit anmeßen der Prächtigsten Hofkleider, mit außuchen der schönsten Waaren ist er vergangen, um? — — — — — — — — — — — —
in Carls Ruh meine curialien zu machen. Sobald alle An-

stalten gemacht sind, laße ich mich anmelden, u. wandere hin. Ich muß meinen Brief schließen. Deine Briefe habe ich noch nicht, sie sind auß Versehn in Franckfurth liegen geblieben, in Carlsruh finde ich sie. Leb wohl, liebe [Frau], u. gieb mir gute Nachricht. Meine Herren empfehlen sich, meine Compl[iments] wie gewöhnl. C. A.

10.

Manheim, d. 22ten Dec. 1779.

Vorgestern bin ich, liebe Frau, mit Edelsheimen, u. in seiner Kutsche, von Carlsruh hierhergekommen. In Carlsruh bin ich 2 Tage, u. 3 Nacht gewesen. Der Marg. Margfn. Erb P. übrige Prinzen, u. deine Schwester, empfehlen sich dir tausendmahl. .... Ich habe auf den Schloß gewohnt, aber keine Aufwartung angenommen. Vorgestern Abend gingen wir gleich zu Dahlberg, u. mit ihr in die Comedie. Die Truppe hat gestern, Göthen zu Ehren, welches bey Ankünden, u. auf den Comedien Zetteln gesagt wurde, Clavigo sehr Erbärmlich gegeben. Den Stadthalter dachte ich hier zu sprechen, er kann aber wegen des Capitels nicht von Maintz weg. Ich dencke, ich treffe ihn in Franckfurth, wo ich morgen hingehe. Edelsheim empfiehlt sich, u. hängt sich schrifftl. an. Er geht morgen zurück. Salm ist von seiner Wiener Reise zurück, u. hat 11000 fl. Einkünfte geerbt. Es ist in Carlsruh viel von dir gesprochen worden. Ich muß jetz schließen, liebe Frau; habe die Güte u. sage meiner Mutter, daß ich ihr von Franckfurth aus schreiben würde. Von hier kann ich nicht. Grüß deine Damen. Übermorgen bin ich auch um ein Stück näher an Weimar. Laß die Redouten angehn, u. thue mir den Gefallen u. fange Schrittschu fahren wieder an, deine Schwester hat mir aufgetragen, es dir zu sagen. Leb wohl. C. A.

11.

Franckfurth, d. 4ten Jan. 1780.

Gestern Abend, liebe Frau, da ich von Homburg zurückkam, fand ich deinen Brief. Die erste Nachricht, die du mir von deiner Gesundheit giebst, ist mir die liebste, die ich seit langen

bekommen. Mit den Nachrichten der meinigen bin ich frey-gebiger, ich muß wieder melden, daß ich wohl bin. In Darmstadt bin ich drey Tage gewesen, auf einen Tag bin ich nach Dieburg gegangen, und von da zu deinen Bruder zurück gekehrt, bey welchen ich das Neue Jahr gefeiert, u. sodann in einen Zug biß Homburg gegangen bin. Gestern bin ich zurückgekommen, und heute gehe ich wieder nach Darmstadt, um doch Lampedo u. die Anglomanie spielen zu sehn. Ich sehe noch gar nicht ein, warum ich keine Comedie in Darmstadt soll spielen sehn. Hälst du mich denn für einen Critiquer von Handwerck, oder einen Tadelsüchtigen? Deine Schwägerinn soll gut spielen, u. ist hübsch, cela me suffit, ich habe gern, was gut u. hübsch ist. Mit deinen Bruder habe ich eine Sau gejagt, u. viel Latein gesprochen. Ich habe ihn zu meiner großen Freude ganz unverändert gegen mich gefunden. Er hat mir wirckl. Freundschaft u. Zärtl[ichkeit] bezeugt, deßen ich sehr froh war. Wenn du ihm schreibst, so kanst du ihm dieses sagen, u. sagen, daß ich es (wahrscheinlich wieder dein vermuthen dießmahl) aufrichtig meine. Dein Bruder ist ein guter Kerl, u. hat viel Treue. Bey der alten Printzeß Georg stehe ich dick angeschrieben, meine ich, sie lacht wenigstens gewaltig über meine unterthenigsten Schnacken. Deiner Cousine Charlotte habe ich aus langerweile die Cour gemacht, u. dencke dieses auch heute wieder fortzusetzen. Sie ist, dünckt mich, ein gutes Mädchen, u. lustig, u. dieses brauchte ich, also kanst du selbst begreifen, wie sich diese Intrigue geknüpft hat. Ihren Geist will ich nicht eben tief untersuchen. Thue doch meiner Eitelkeit die Liebe, u. erkundige dich, was die alte Printzeß Georg von mir gesagt hat, u. wie sie mich genossen hat. Es liegt mir eines gewissen Kunstücks, welches ich dir bey Gelegenheit sagen will, viel daran. Schrautenbach ist mit mir in Homburg gewesen; auch begleitete er uns nach Dieburg, wo ich den Stadthalter gesehn habe. Schrautenbach ist mir die Tage her von großer Hülfe gewesen, es ist ein gar schöner Mensch, u. Kopf. Deinen Bruder wünschte ich mit jemanden verbunden zu sehn, dem er traute, u. der ihm seine Ideen etwas berichtigte. Er hat wirckl. sehr viel Gutes. Ich bin recht vergnügt in Darmstadt gewesen. Deine gantze Famielie, dort,

wie in Homburg, Schrautenbach, u. eine Menge Leute empfehlen sich dir. In Homburg habe ich alle Mühe angewant, das Schrittschu fahren einzuführen, u. deiner Schw[ester] ältesten Jungens schicke ich welche. Ich bin so starrköpfig, so hartsinnig, dich noch dazu zu bitten, mir das regal zu machen, u. es wieder anzufangen, um daß ich zuhauße, wenn ich noch zur Eisbahn kommen solte, die Freude hätte, dich laufen zu sehn. Du kanst mir keinen größeren Gefallen thun. Die Printzeß Georg schickt dir eine Devise, die ich salva venia verlohren habe, bedancke dich doch bey ihr, sonst komme ich in die Patsche. Hier schicke ich dir einen Neujahrs Wunsch von Göthen und Wedeln an die Oberhofmeisterinn. Vieleicht gefällt er dir. Meine Herren empfehlen sich dir. Deinen Damens viel compl[iments]. Dein Bruder hat mir einen schönen Hund geschenckt. Bostan wird wohl bey dir angekommen seyn. Beyliegendes Wörterbuch gieb Seckendorfen, u. grüß ihn. Leb wohl, beste Frau, u. hab mich ein bißchen lieb. Geitziger u. eigensinniger komme ich wieder, auch etwas falscher. Adieu. C. A.

Anmerkungen.

Die Briefe des Herzogs Karl August an die Herzogin Luise waren ursprünglich bestimmt für das groß angelegte Karl August-Werk, das aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Erhebung Sachsen-Weimars zum Großherzogtum (1815) „Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes" bringen sollte und mit dem Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe in Erscheinung trat. Sie sollten eingereiht werden in den Teil, der die persönliche Korrespondenz des Herzogs umfaßte. Wenn nunmehr ein Bruchstück: die Briefe, die auf der unter Goethes Führung unternommenen Schweizerreise im Jahre 1779 geschrieben wurden, hier dargeboten wird, so tritt naturgemäß das Persönliche zurück hinter dem Tatsächlichen des mit Goethe gemeinsam Erlebten. Der fast durchweg berichtende Inhalt der Briefe bildet eine willkommene Ergänzung zu Goethes eigener Darstellung der Reise, wie er sie fragmentarisch in Schillers 'Horen' (1796) gegeben hat und wie sie im ganzen im 11. Bande der Cottaschen Ausgabe vom Jahre 1808 abgedruckt ist. Wir wissen seit kurzem, daß für denjenigen Teil der 'Briefe aus der Schweiz', der die Wanderung durch das Wallis bis zum Gotthard umfaßt, Goethe aus Mangel an eigenen Aufzeichnungen das Reisetagebuch des Herzogs grundlegend benutzt hat (vgl. H. Wahl in 'Funde und Forschungen, eine Festgabe

für Julius Wahle', Leipzig 1921, S. 180—192). Aber auch eine Zusammenstellung der während der Reise gemachten Aufzeichnungen Goethes und seiner an Ort und Stelle geschriebenen Briefe ergibt z. B. fast nichts über die Tage in Genf selbst, und die wenigen Briefe Goethes aus Luzern, Zürich und Schaffhausen bieten kaum einiges Tatsächliche, geschweige denn seine Veröffentlichung vom Jahre 1808, die die Reise auf dem Gotthard ausklingen läßt. Konnte das oben genannte 'Journal' des Herzogs die Reisestrecke vom Gotthard bis Schwyz, über die nichts bekannt war, beleuchten, so legen unsere Briefe nicht nur die Reiseroute von Frankfurt bis Basel fest, sondern berichten auch mannigfache Einzelheiten. Auch der Aufenthalt in Genf wird lebendiger, zumal da hier die Anmerkungen zu des Herzogs Briefen aus dem noch unveröffentlichten Teile seines 'Journals' gespeist werden konnten. Endlich wird auch der von Goethe in Briefen wortkarg behandelte Aufenthalt in Zürich durch des Herzogs eifrige Erzählungen vielfach bereichert, und der Tag in Konstanz und besonders der wiederholte Besuch am Rheinfall erfahren eine Illustration, die, da sich hier Reflexe Goethischer Betrachtungen zeigen, angesichts des Schweigens Goethes über die Erlebnisse jener Tage biographisch wertvoll sind.

Für Goethe bedeutete die Reise jedoch nicht nur ein Eigenerlebnis, sie sollte auch das stille Erziehungswerk an dem damals zweiundzwanzigjährigen fürstlichen Freunde krönen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Begegnung mit Lavater den Herzog ganz nach Goethes Wunsche außerordentlich bewegte und vertiefte, nachdem ihm Natur und Welt ein erweitertes Blickfeld geschenkt hatten.

So sind die Briefe auch ein Dokument für die dem Abschlusse sich nähernde Bildungsarbeit Goethes an dem jungen Freunde, das im gemeinsamen Jubeljahre des Fürsten und des Dichters eine eigene Bedeutung gewinnt.

Die Briefe selbst sind aufbewahrt im Weimarischen Staatsarchiv, Abteilung Hausarchiv, unter A XIX, Nr. 74; das mehrfach genannte Reisejournal des Herzogs liegt im Goethe- und Schillerarchiv unter Goethes Schweizer Papieren. Beim Abdruck sind für die Schreibweise des Herzogs dieselben Grundsätze maßgebend gewesen, die in der großen Ausgabe des 'Briefwechsels des Herzogs-Großherzogs Karl August mit Goethe' (Berlin 1915—18) einleitend dargelegt wurden. Sachlich bieten die Briefe Karl Augusts an Knebel (Düntzer, Leipzig 1883, Nr. 1—4, 6) manche Ergänzung.

1. Franckfurth: vom 18.—21. September nahmen die Reisenden ihr Standquartier in Goethes Vaterhause. Einzelheiten darüber berichten die bekannten Briefe der Frau Rat an die Herzoginmutter Anna Amalia. — Diedens: Wilhelm Christoph v. Diede zum Fürstenstein

und seine Frau Margarethe Constantia Luise, geb. Gräfin v. Callenberg waren häufige Gäste des weimarischen Hofes. — Nordlicht: auch von Goethe (an Charlotte v. Stein, 20. September 1779) erwähnt und glückverheißend gedeutet; vgl. 'An Lida' („Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst"), Vers 10f. — Lichtenberg: der Rittmeister beim weimarischen Husarenkorps Friedrich Ernst v. L., Adjutant des Herzogs (gest. 1790). Er war seit Juni 1778 mit Karoline v. Ilten verheiratet. Vielleicht handelt es sich um ein nicht lebend geborenes Kind beider. — Seyler: richtig ist, daß der Schauspieldirektor Abel Seyler, dessen Truppe bis zum Schloßbrand (Mai 1774) in Weimar aufgetreten war, mit dem Kern seiner Truppe zum Mannheimer Hoftheater überzugehen im Begriffe war. — Oberhofmeisterinn: Wilhelmine Elisabeth Eleonore Reichsgräfin v. Gianini (gest. 1784) war seit 1775 die Oberhofmeisterin der Herzogin.

2. Mosers Garten: der Garten des hessischen Staatsmanns Friedrich Karl Ludwig v. M., von dem Merck in seinem Brief an den Herzog vom 19. Juni 1780 (Gräf, 'J. H. Mercks Briefe', S. 52) sagt, er habe dem verschuldeten Besitzer 24855 fl. gekostet (vgl. K. Wolff, 'J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel', 1909, 1, 243). Käufer wider Willen wurde nach Mosers Sturz, wie Merck dem Herzog am 15. Juli 1780 (Gräf, a. a. O., S. 59) berichtet, Karl Augusts Schwager, der damalige Erbprinz, spätere Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt (1753—1830). Der Grundriß von der Hand Karl Augusts ist nicht mehr nachweisbar. — Krabb-Fabrick: Tuchfärbereien, deren Farbstoff aus den Krappwurzeln gewonnen wurde. Die Unternehmer waren in der Regel Schweizer. Der Wunsch, den Krappbau auch im Weimarischen einzuführen, veranlaßte den Herzog nach der Rückkehr von der Reise, Merck um genaue Auskunft zu ersuchen, die dieser in seinem Brief vom 30. April 1780 (Gräf, a. a. O., S. 41 ff.) ausführlich gab. — estrapontain: wohl estrade pontée, verdeckter Wagentritt. — Göthe zeichnete: den gesprengten Turm. Die Zeichnung ist im Goethe-Nationalmuseum noch erhalten und trägt die eigenhändige Bezeichnung: „Heidelberg den 23. September 79". Veröffentlicht in den 'Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins', Bd. 4. — Beroldingen: der 1738 geborene Domherr Joseph Anton Sigismund v. B. war ein bekannter Kunstkenner und Sammler. Genaueres über den mit ihm verbrachten Tag erzählt Goethe in seinem Brief an Charl. v. Stein aus Rheinzabern vom 25. September 1779. — Drusenheim: diesen Abend verbrachte Goethe, seitwärts reitend, in Sesenheim, wo sein Friedrikenerlebnis einen ruhigen Ausklang fand. — M. von Sachsen: das prachtvolle Grabdenkmal für den 1750 gestorbenen Maréchal de Saxe, den Grafen Moritz von Sachsen, in der Thomaskirche zu Straßburg kannte Goethe noch nicht, da es erst 1776 von Pigalle geschaffen worden war. — Comédie: wo L'Infante de Zamora von Païsiello gegeben wurde. — jüngsten Bruder:

Prinz Christian Ludwig von Hessen-Darmstadt; der älteste s. o. unter „Mosers Garten“.

3. Sinners: Sohn des Schultheißen Friedrich v. Sinner: Karl Ferdinand v. Sinner (1748 — 1826). Über seine Beziehungen zu Karl August vgl. Seufferts 'Vierteljahrschrift f. Lit.-Gesch.' 3 (1890), 113 ff. Dazu unter Nr. 5 „Herß. Bernharts“. — Scharner: das Landgut des Herrn v. Tscharner hieß Kehrsaß.

4. Vgl. zu Nr. 3. — äusere Stand: spielerisch genaue Nachahmung der Verwaltung der Berner Republik. — Naturalien Cabinett: des Pfarrers Sprüngli nahe der Stadt; es enthielt neben den ausgestopften Vogelarten der Schweiz Mineralien, darunter alle italienischen Marmorarten. — Michel Schuppach: der bäurische Wunderdoktor zu Langnau im Emmentale, über den Goethe an Charl. v. Stein unterm 20. Oktober schreibt. — Erlach: Hieronymus v. Erlach, Schultheiß von Bern. Vgl. ferner unter Nr. 5 „Herß. Bernharts“. — Nahl: den Bildhauer Joh. August N. in Cassel hatten die Reisenden auf der Fahrt nach Frankfurt besucht. Gemeint ist sein berühmtes Grabdenkmal für die Pfarrerin Langhans, das Goethen in seinem Brief an Charl. v. Stein vom 20. Oktober zu Betrachtungen Anlaß gibt.

5. Herß. Bernharts: ein Vorfahre der Familie v. Erlach (vgl. zu 4), Hans Ludwig v. E., war Obergeneral in der Armee des Herzogs Bernhard v. Weimar gewesen. Das damalige Oberhaupt der Familie, Albrecht Friedrich v. E., besaß viele Urkunden aus dem Dreißigjährigen Kriege, die für die Biographie Herzog Bernhards von Wichtigkeit waren. Von dem Porträt erhielt Karl August nach Überwindung erheblicher Widerstände eine Kopie von Jean Hartmann angefertigt. Die Feststellung der Dokumente veranlaßte Goethes Plan, das Leben Bernhards zu schreiben. Vgl. dazu den Briefwechsel K. A.s mit dem jungen Sinner, zitiert unter Nr. 3. — Herß. von Curland: die Herzogin Luise von Kurland, lebte am Genfer See nach ihrer Scheidung. Sie war eine geborene Prinzessin von Waldeck. — Schwager von Mercken: ein Kaufmann Charbonnier. — journal: zum Teil gedruckt vom Herausgeber dieser Briefe in der einleitend zitierten Festschrift für Wahle. Was aus den ungedruckten Teilen zu unseren Erläuterungen der Briefe dient, wird im folgenden eingefügt. — Banquier: Pasteur. Im Journal (S. 72): „Endl. kam Mr. Pasteur der Banckquier, an den wir adreßirt sind. Der zweite Prinz Louis v. Coburg, schmutziger, Kaufmannsdienerischer, mit einem Wort, ein abscheulicher Kerl. Mit ihm auf die Promenade. In eine sehr schöne und große Ziß Fabriq. Zu einen Bilderhandler, Chappuis Francillion. Er hat einen trefl. Titian, Ariosts Portrait. Forderte 10000 fl. 2 schöne Hamiltons . . . Nach Tisch zu einen Portrait Mahler Juel, ein Dähne, nicht viel besonderes.“

6. Deodati: der Pfarrer und Bibliothekar Johannes Diodati, der auf Lavaters Empfehlung hin aufgesucht wurde. Des Herzogs Journal

meldet (Diktat an den Kammerdiener Wagner, S. 73): „Freytag, d. 29ten, Regen; früh geschrieben und gelesen. Nach 10 Uhr kam der Bibliothecair Diodati, mit dem jungen Dobler zu uns; ersterer ist Geistlicher, ein Mann von vielem Verstand, und wie es mir scheint, vieler Gelehrsamkeit, und sehr angenehm, schwächlicher Gesundheit; er mahlt auch zieml. hübsch; letzterer [der mit dem Herzog gleichaltrige Georg Christoph Tobler, Sohn des Chorherrn Johannes Tobler aus Zürich] ist ebenfalls geistl., soll viel Kentnüße besitzen, und scheint ein hübscher, fähiger Mensch zu seyn: etwas scheint er mir gleich an Kauffmannen. Sie führten uns auf die Bibliothèque, wo wir sehr schöne Portrait Gemählde sahen, wie auch eine Samlung von Rembrandischen Ratirungen. Es sind sehr schöne Abdrücke, die Sammlung aber sonst sehr unvollständig. Auch ist hier ein silbernes Schildlein merckwürdig, welches in der Arve . . . . gefunden worden ist. Es ist dieses ein Preiß, welches die römischen Kayser ihren Soldaten bey einer oder der anderen Gelegenheit zu geben pflegten; dieses ist, deucht mir, vom Kayser Adrian; einige sehr verwaschene menschliche Figuren sind auf demselben sichtbar." — Bonnet: über den Besuch bei dem damals sechzigjährigen Naturforscher und Philosophen Charles Bonnet (1720—1793) berichtet der Herzog im Gegensatz zu Goethe ausführlich, weshalb hier aus seinem Journal eingeschaltet sei (Diktat an Wagner, S. 73): „Wir fanden ihn beschäftigt, sich von einem dähnischen Mahler, Juel mit Rahmen, mahlen zu laßen. Dieser mahlt sehr praf. Bonnet ist gar ein lieber, zutraulicher Mann; er freute sich, daß wir zu ihm kamen. Wir sahen bey ihm einen lebendigen Salamantor, mit welchem er folgenden sonderbaren Versuch gemacht hat. [Folgt die Beschreibung des Experiments vom Nachwachsen abgeschnittener Glieder.] Die Madam Bonnet hilft ihm, wie er sagte, viele Bemerckungen und Versuche machen; er selber hört etwas schwer. Ich erhielt von ihm die kleinere Edition der neusten Ausgabe seiner sämtl. Wercke, weil er die größere nicht gleich bey der Hand hätte." — Chateauvieux . . . Fernai . . . Sausure: die im Hinblick auf das Journal knapp gehaltene Schilderung der Tage 30. Oktober bis 2. November folge hier aus den Tagebuchaufzeichnungen des Herzogs; die beiden ersten Vormittage saß Karl August dem Maler Juel zu dem jetzt auf der Weimarer Landesbibliothek befindlichen Gemälde. Journal, S. 74, eigh.: „30. Oktober ... Nach Tisch ins Cabinet des Herrn de Luc, dem Bruder des lecteurs der Königin von England [Guillaume Antoine und Jean André Deluc]. Sie haben auf den Eisgebürgen gewaltige Reisen gemacht, und die Berge gemessen; haben den Buet erstiegen, einen der höchsten Gletscher. Schöne merckwürdige Cristalle mit der SonnenErde, mit Aspest angefüllt, mit Marcasiten etc., eine wunderbahre Versteinerung, eines See Igels mit den Stacheln, und eines Pectiniten in Hornstein. Von da zu der Frau von der Burg [van der Borch], einer Holländerinn, ihr Mann ist bey der Printz[essin] von Oranien in Dienst.

Eine feine, gute Frau, welche hübsch wäre, wenn man ihr nicht ihre Kräncklichkeit gar zu sehr ansähe. Nach Hause. Abends laß mir Göthe das Buch der Richter, u. Ruth vor. Sehr schön gestimmt. — Sontag. d. 31ten. [Nach 11 Uhr] zu Diodati gefahren auf seine Campagne nach Verny. Hat sehr schöne Lage. Dort gegeßen. Den Abend im Hereinfahren gantz herrliches Wetter. Die Eisgebürge wieder wie glüender Demant. Wie beynahe alles verloschen war, so stand noch der Mont Blanc wie das blendende Zauberschild, die andern wurden theils dunckel, oder blau, die andern bekamen das gantz abgestorbene weiß, und alle diese hatten einen Himmel hinter sich, der so sonderbahr, aber wieder weniger als die Eisgebürge, roth glühte, so eine Wölbung bekam, daß die Berge wie in einen hohl Spiegel standen, in dem die Farbe einer vorliegenden Glut sich wieder vorstellt. Sehr viel Leute gingen spatzieren. Wir noch auf die Promenade. Scheußlich Volck. Fast nicht ein leidlich Weib. Nach Hauß. — Montag. d. 1ten November. [von hier an Diktat.] Um 7 Uhr zu Pferde und nach Ferney geritten. Voltaire hat nie particulier Häuser dort bauen laßen. Das Schloß hat eine schöne Lage. . . . In Voltaires Schlaf Zimmer hat der jezige Besitzer, der Marquis de Villette ein Monument von Holtz grau, schwarz und weiß angestrichen, wo Voltaires Herz hinkommen soll. Man kann es so gut vor einen fournierten [?] Ofen als für ein Monument ansehen. . . . Der Marquis de Villette läßt den Kirchhof umreißen, um sich eine gerade Einfarth zu verschaffen. Die Besitzung wird verkauft. . . . Ich ging zu einem Bader und badete mich in der Rhone. Göthe aß bey der Mad. von der Borck und fuhr mit ihr den Nachmittag zu Mr. Hubert [dem Maler Johann Huber, Freund Voltaires] und brachte von ihm den Abend 2 Ratierungen mit. Ich ging zum Mahler nach Tisch und saß zum letzten mal. Herr Diodati kam hin und wir gingen mit ihm und dem Mahler Juel zum Landschaftsmahler Hacker [Georg Hackert], ein Berliner. Er ist ein Bruder von dem, [von dem] ich den berühmten Kastanienbaum bey Erdmannsdorfen [dem Architekten Friedrich Wilhelm v. Erdmannsdorf] in Dessau gezeichnet gesehen habe. ... Seine Mahlerey wollte mir gar nicht zu Halse, kam mir gewaltig kalt und hart vor. [Nach einem weiteren Atelierbesuch bei einem nicht genannten, sehr schwatzhaften Architekturmaler ging man in das Gasthaus.] Um 7 Uhr kam der Mahler Juel und fing an, Göthe mit Bleystift zu zeichnen. — Dienstag, den 2. Nov. Früh um 8 Uhr sezten wir uns in die Kutsche und fuhren nach Verni zu p. Diodati, frühstückten dorten und fuhren in seiner Begleitung nach Chouillx [Choulex] zum Brigadier von Chateauvieux, welcher meiner Frau viel Höflichkeit erzeugt hat, wie sie hier war. Hier ward sehr weise über die Thorheit unseres Vorsatzes, in dieser Jahreszeit nach den Savoyischen Gletschern zu reisen, gesprochen. ... Sie trieben ihren Eifer so weit, daß ich mich genöthigt sahe, mich durch einige Lügen aus der Sache herauszuhelfen; hätte ich dieses Mittel nicht ergriffen, so würde

mich der Eckel über ihre kluge Vorsichtigkeit zum Erbrechen gebracht haben. Wir fuhren wieder herein; ich ging noch vor Tisch zu Madam le Foir, einer gebohrenen Schmettau. . . . Diodati aß bey uns, nach Tisch fuhren wir mit ihm zum Profeßor de Sauçure [dem Alpenerforscher Horace Benedict de Saussure] auf sein Landguth. Es liegt am See und ist auserordentl. schön. Er ist von sehr schöner Figur, und hat eine Tochter, die mir dem Ansehen nach sehr liebenswürdig schien. Seine auserordentl. Reisen nach den Eisgebürgen haben ihn bekannt gemacht. Wir fragten ihn wegen des Projects um Rath, und er sagte, daß wir ohne alle Gefahr, und ohne große Beschwernüße die Reise unternehmen könnten. Wieder nach Hauß. Juel endigte Göthens Bild, es ist, dünckt mir, sehr gut gerathen. An meiner Frau geschrieben [= Brief Nr. 6]. In Diodati habe ich mich betrogen, er ist ein solcher verfluchter Welt Pfaff als einer unter der Sonne."

7. Gegenwarth Lavaters: diese und spätere Auslassungen Karl Augusts über Lavater bestätigen aus des Herzogs eignem Munde glänzend, daß Goethe die Wirkung der Persönlichkeit des Zürichers auf den jungen Fürsten im Sinne der Erziehung zu edlerer Reife nicht zu hoch angeschlagen hatte: „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird." — Bodmern: über die Besuche der Weimarer hat Bodmer selbst ausführlich berichtet (Biedermann, 'Gespräche'² 1, 100ff.). Da Goethe sich in Tagebuch und Briefen über die Begegnungen ausschweigt, so erhalten K. A.s Bemerkungen besonders in ihrer Kritik der Bodmerschen Erzeugnisse eigne Bedeutung. — Geßner: den Besuch bei dem Idyllendichter und Maler Salomon Geßner erwähnt Goethe nicht, ebensowenig die Begegnung mit dem Stadtrat Dr. Hirzel, wie den Besuch bei dem von Hirzel übertrieben gepriesenen philosophischen Bauer Jakob Gujer, gen. Kleinjogg (Klingjogg). Goethe hatte ihn schon auf seiner ersten Schweizerreise am 12. Juni 1775 besucht. — Argonauten: Bodmers eben erschienene Hexameterübersetzung: 'Die Argonauten des Apollonius', Zürich 1779. In den dem Epos angehängten 'Erinnerungen zu Appollonens Argonauten' S. 217ff. wird der Wettgesang zwischen Orpheus und Chiron erzählt. — Brochüre: das Gastgeschenk war wohl die 'Literarischen Denkmale von verschiedenen Verfassern', Zürich 1779, die trotz dem Titel Bodmer allein geschrieben hatte. Nach Bodmers eigner Darstellung erhielt Goethe außerdem dessen 'Evadne' und 'Kreusa'. — Politischen Schauspiele: erschienen 1768 und 1769. Bodmer hatte diese 1776 auch Goethen „zugefertigt" und war unangenehm berührt, daß Goethe dessen jetzt nicht erwähnte. In Goethes Bibliothek befindet sich keine der Gaben, nur die Ausgabe der 'Noachide' von 1781. — der Schweitzer Bund: das in Zürich 1779 erschienene Schauspiel von Johann Ludwig Ambühl. Weder in Goethes noch auf der Landesbibliothek findet sich das Werk. — Escher: der Oberst und Kauf-

mann Johannes Escher, dessen Gastfreundschaft Goethe auf seiner 3. Schweizerreise wiederholt genoß. — vom Kinde: die am 3. Februar 1779 geborene Tochter Karl Augusts und Luisens: Luise Augusta Amalia, die fünfjährig im März 1784 starb. — Auf welche Erkrankung des jungen Karl August sich die lange Anklage gegen die Hausärzte bezieht, läßt sich nicht sagen; die Auslassung selbst bestätigt manche Nachricht über K. A.s Jugend und Gesundheit, scheint aber gleichzeitig eine kleine captatio benevolentiae gegenüber seiner nicht immer leidlichen häuslichen Laune darzustellen. — Gothische Reise: die Herzogin hatte vom 17.—21. November den Gothaischen Hof besucht, vielleicht um wegen der Erkrankung des Erbprinzen dort eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Erbprinz starb am 5. Dezember.

8. Der Brief ist die einzige Tatsachenquelle für den Aufenthalt der Reisenden in Konstanz. — Kaufmann: der den Weimarern aus seinem Besuche 1776 wohl bekannte pseudogeniale Apostel Christoph Kaufmann (siehe oben S. 133). Seine Verbindung mit Goethes Reisegenossen der ersten Schweizerfahrt, dem späteren Grafen Kurt v. Haugwitz, ist sonst nicht bekannt.

9. Auch dieses Schreiben ist bei völligem Mangel Goethischer Briefe und Tagebuchbemerkungen einzige Quelle für die Erlebnisse der Tage am Bodensee; besonders durch die ausführliche Darstellung der Beschauung des Rheinfalls aufschlußreich. — vortrefl. Betrachtungen: sie gehen wohl auf Goethe zurück. — Rheinfall: über die Besteigung des Mittelfelsens schreibt Ottokar Reichard 1805, daß sie von einigen deutschen und britischen Wagehälsen gelegentlich unternommen worden sei. Man nannte ihm 25 Jahre später „von Deutschen unter andern den berühmten Goethe". Dagegen hat sich der Baron Offenberg, der wenige Wochen nach Karl August den Rheinfall besah, von Einheimischen erzählen lassen, der Herzog habe „sich einfallen lassen, mit einem kleinen Boote an den Felsen in der Mitte zu fahren und ihn hinaufzuklettern; Herr Goethe . . . war gescheiter und sah diesem reizenden Gemälde vom Ufer zu." Des Herzogs Beschreibung des Falls mag in einigen Punkten an den „starken Dialog über das Erhabene" anklingen, den Goethe (an Charl. v. Stein, 7. Dez. 79) dort mit Lavater führte. — im Thurn: der spätere Landvogt Georg Friedrich Imthurn, ein Freund Lavaters, den Goethe 1797 in Zürich wieder traf. — Profeßor Mejer: Johann Christian Majer (1741—1821) hatte den Erbprinzen Karl August als außerordentlicher Professor der Rechte in Jena in den Jahren 1774 und 1775 im Staatsrecht unterrichtet. — Militar Schule: in der von Karl Eugen von Württemberg gegründeten Militärakademie nahmen der Herzog und Goethe am 14. Dezember an der festlichen Preisverteilung teil, bei der auch der junge Friedrich Schiller bedacht wurde. — Carls Ruh: dort galt es den befreundeten Markgrafen Karl

Friedrich von Baden zu besuchen, an dessen Hofe die Herzogin Luise seit dem Tode ihrer Mutter bei ihrer mit dem Erbprinzen Karl Ludwig von Baden vermählten Schwester Amalie gewohnt hatte. Dort hatten sich Karl August und Luise im Januar 1775 verlobt. Die Markgräfin Karoline Luise war auch eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt.

10. Edelsheimen: der badische Hofmarschall und Minister Georg Ludwig von Edelsheim (1740—1814). Sein kurzer, humorvoll nichtssagender, liebenswürdiger Brief liegt bei. — Marg. Margfn.: s. unter „Carls Ruh" zu Brief Nr. 9. — Salm: welcher der zahlreichen Fürsten oder Grafen Salm hier gemeint ist, lohnt sich in unserem Zusammenhange kaum festzustellen. Jedenfalls handelt es sich nicht um einen der aus seinen Beziehungen zu Goethe bekannten Salms. — Dahlberg: der Mannheimer Intendant Wolfgang Heribert v. Dalberg. Über die Aufführung des 'Clavigo' zu Ehren Goethes mit dem jungen Iffland als Carlos hat Iffland selbst berichtet (vgl. Biedermann, 'Gespräche'², 1, 103ff.). — Stadthalter: der kurmainzische Statthalter Karl v. Dalberg aus Erfurt, der damals in Mainz weilte.

11. Dieburg: Schloß des kurmainzischen Ministers K. Fr. W. v. Groschlag. Dort hatten die Reisenden mit Diedens (vgl. zu Nr. 1), dem Statthalter (vgl. zu Nr. 10) und andern das neue Jahr „mit kleinen Spielen" angetreten (Goethe an Charl. v. Stein vom 1. Januar 1780). — Homburg: die dort wohnende Landgräfin Karoline war eine Schwester der Herzogin Luise. Karl Augusts Schwager war der regierende Landgraf Friedrich V., der zehnjährige Erbprinz, dem Karl August die Schlittschuhe versprach, war der 1829 gestorbene Prinz Friedrich. — Anglomanie: das von Goethe in seinem Briefe an Charl. v. Stein (1. Januar 1780) erwähnte Melodrama? — Schwägerinn: Luise, auch eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm), die damals achtzehnjährige Gemahlin des Erbprinzen. — Bruder: wohl gemeint ist der Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, der seit 1790 regierende Landgraf Ludwig X., späterer Großherzog Ludwig I., der den Sommer 1776 in Weimar verbracht hatte. — Latein gesprochen: Jagdlatein. — Printzeß Georg: die Gemahlin des Landgrafen Georg von Hessen, Marie Luise Albertine, geb. Gräfin Leiningen-Dachsburg-Heidesheim (1729—1818). — Cousine Charlotte: Tochter des Landgrafen Georg, seit 1784 vermählt mit dem Erbprinzen Karl v. Mecklenburg-Strelitz. Die Prinzessin Georg hatte im Jahre 1774 eine Verbindung ihrer Tochter mit Karl August angestrebt. — Schrautenbach: der Diplomat und Herrnhuter Ludwig Karl v. Sch. (1724—1783); er war Reisebegleiter der „großen Landgräfin" gewesen auf der russischen Reise, an der auch die Herzogin Luise teilgenommen hatte. — Neujahrs Wunsch von Göthen: an die unter Nr. ! genannte Gräfin Gianini; wenn er in poetischer Form abgefaßt war, dann würde es sich vielleicht um ein verlorengegangenes

Gedicht Goethes in der Art der am 30. Dezember 1778 gemeinsam mit Seckendorf verfaßten Verse (vgl. 'Goethe.-Jahrbuch' 25 (1904), 53 ff.) handeln. — Bostan: der Zweibrücker Hund des Herzogs, der ihn auf der Reise begleitet hatte und von dem Karl August erzählt (an Knebel, a. a. O. S. 21), er habe in Genf dem Schneider ein Fenster eingeschlagen.

Karl August im Fürstenbunde
Neue Dokumente

I. Ein unbekannter Brief Karl Augusts an Goethe

Mitgeteilt von Walther Schleicher (Dessau)

Der folgende Brief, der unter den Akten des Fürstenbundes im Staats-Archiv zu Weimar liegt (D 1653, 'Akten betr. den Fürstenbund', Vol. I, 1783—1784/5, Bl. 70), führt in die Zeit, da der Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der Markgraf Friedrich von Baden und sein Minister Wilhelm v. Edelsheim versuchten, aus der allgemeinen Mißstimmung heraus gegen die seit 1780 immer stärker hervortretenden Bestrebungen Habsburgs nach Machterweiterung im Reiche einen Abwehrbund unter den kleineren deutschen Fürsten ins Leben zu rufen. Die großen Staaten, Preußen, Hannover und Sachsen, sollten zunächst unbeteiligt bleiben. Aus diesem Grunde, und um nicht vorzeitig die Aufmerksamkeit des Wiener Hofes zu erregen, wurden die Verhandlungen, um peinlichst geheimgehalten werden zu können, nicht schriftlich, sondern meistens in persönlichen Unterredungen geführt. So erklärt sich das Dunkel, das über diesen Bestrebungen liegt. Zuerst gelang es dem Fürsten von Dessau, den Herzog Karl August von Weimar zu gewinnen, dann auch den Herzog von Gotha. Dagegen lehnte der Braunschweiger Herzog wegen seiner nahen Beziehungen zu Preußen den Antrag des Fürsten ab. Da die geistlichen Fürsten eigene Wege zu gehen versuchten, handelte es sich in der Hauptsache um den Beitritt des Herzogs Karl von Zweibrücken. Dieser war stark verschuldet und stand deswegen in Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich und Österreich. Ihn dem Unionsgedanken geneigt zu machen, gab es kein anderes Mittel als Bezahlung seiner Schulden. Da die bisher vereinigten Fürsten dazu nicht in der Lage waren, so mußte man versuchen, die Hilfe Preußens in Anspruch zu nehmen. Man wandte sich jedoch nicht an den König Friedrich, dessen Mißtrauen man fürchtete, sondern an den Thronfolger Friedrich Wilhelm, der nun auch, hinter dem Rücken seines Oheims, die Verhandlungen mit den Fürsten aufnahm. Freilich gelang es auch auf diesem Wege nicht, Geld für den Zweibrückener Herzog aufzutreiben, und so galt es, einen anderen Weg zu finden, ihn dauernd zu beeinflussen, um so

mehr, als sein Minister Hofenfels sich neuerdings dem dessauisch-badischen Unionsplane ganz abgeneigt zeigte. Wie dies geschehen sollte, geht aus unserm Briefe hervor.

Welchen Erfolg die Reise des Fürsten von Dessau zum Prinzen von Usingen gehabt, war nicht festzustellen, auch nicht, welche Pläne der Prinz von Preußen mit Schlosser hatte. Jedenfalls lehnte dieser die Einladung, nach Berlin zu kommen, in erster Linie aus politischen Gründen, ab.

Die Zweibrückensche Frage kam auch weiterhin zu keinem Fortschritt, bis sie plötzlich eine Entwicklung nahm, die den Fürsten zunächst keineswegs genehm sein konnte: Ende 1784 hatte der kaiserliche Hof den kinderlosen Karl Theodor, Kurfürsten von Bayern, zu dem Entschlusse gebracht, die bayrischen Erblande unter Übergehung der Ansprüche des Herzogs von Zweibrücken an Österreich abzutreten, um die seit dem spanischen Erbfolgekrieg mit Österreich vereinigten Niederlande als Königreich Burgund dafür einzutauschen. Als Karl von Zweibrücken, auch durch russische Drohungen, gezwungen werden sollte, diese Abmachungen anzuerkennen, wandte er sich hilfesuchend nach Berlin. Und Friedrich der Große, der bisher von den Sonder-Unionsbestrebungen noch nichts erfahren, ging nun mit allen Kräften an die Gründung eines Fürstenbundes. Zunächst schlossen sich (23. Juli 1785) die drei Kurstaaten Preußen, Sachsen und Hannover zusammen. Dann folgten, wohl oder übel, fast alle andern Staaten nach. Franz von Anhalt-Dessau und Karl August, nachdem sie sich von der Undurchführbarkeit ihrer eigenen Pläne überzeugt hatten, stellten sich hochherzig in den Dienst der neuen Union, Karl August noch für längere Jahre nach dem Tode des großen Königs bestrebt, ihr lebendigen Geist einzuhauchen.

Eisenach, den 20. July 1784.

So eben lieber komme ich von Vach[1]) zurück wohin ich den F. v. Deßau begleitet habe. Ich eile dir den Endzweck seiner Reise, und seine Aufträge an mich, dir mittzutheilen.

Der Printz von Preußen wünschte daß ich nach den Mayn und Rhein ginge, um erstl. den Printzen von Usingen, welcher sonst in Pr[eußischen]. Diensten stand, zu bereden, daß er sein künftiges domicilium in Zweybr: aufschlüge, wenigstens oftmahls dahin reise und das Vertraun des Hertzogs gewinnen möchte, damit der Printz und wir andere jemanden sicheres hätten, der den H[erzog]. wider Hoffenfls[2]) einrathe, im Feuer

[1]) Vacha bei Eisenach.

[2]) Hofenfels, Zweibrückenscher Minister.

erhielte, und durch den wir allerseits in Connection mit einander blieben. Der Pr. von Usingen war sonst ein sehr braver Mann und guter Soldat, wie er aber jezt ist, weiß man nicht. Diesen Auftrag muste ich natürl. ablehnen, weil er meine Braunschw. Reise verwirckt hätte, der Fürst also, der Schloßern [1]) hier zu finden hofte, wie er es ihm versprochen hatte, entschloß sich nach dem Reich zu gehn um Schl. aufzusuchen, welcher vermuthl. in Schwalbach ist, und unterzog sich bey dieser Gelegenheit der Negotiat: mit den Usinger. Zweytens verlangt der Printz von Preußen, ich solle nach Zwbr: gehn, dem Hertzog Briefe von ihm, die ich erhalten soll, einhändigen und aufträge von ihm, die er mir geben will, außrichten: ich habe diese commission übernommen, und folgendes ist mein Plan. Ich muß die Reise nach Braunschweig ehr als ich wolte, das heist gantz zu anfange August, antreten und sie auch ebenfalls ehr beendigen. Von Braunschweig, od. vielmehr vom Hartz ginge ich alleine, wenn es der Pr. v. P. noch verlangen solte, nach Deßau und in cog: nach Potsdamm, um die Aufträge des Pr. mündlich zu erhalten, dann kehrte ich auf etl. tage nach Weimar zurück, verließ etwa solches bald wieder unter den Vorwand, meinen Schwager in Darmstadt sprechen zu müßen; ich ging dann würckl. nach Darmstadt, besuchte ihn, wolte dann eine Reise auf den Rhein machen, machte sie würckl. und fiele dann wie von ohngefehr nach Zwbr: wo ich dann auf eine geschickte weise an den Hertz. zu kommen suchen würde, um ihm meinen Auftrag außzurichten. Der F. v. Deßau giebt mir Briefe an die Kindels in Mannheim und Zwbr. mit, die mich von der Art, mich zu verhalten, unterrichten würden. Daß ich auf deine Begleitung bey dieser Reise Rechne, ist natürl., ich nehme auch dagegen gar keine entschuldigung an. Edelsheimen gäbe ich ein rendez vous nach Franckf. und Darmstadt, und so gerüstet bestünden wir dann das Unternehmen. Der F. hat mir viel mich persönl. Schmeichlendes vom Printzen gesagt, und mir zutraun von ihm zu erkennen gegeben. Vor allen Dingen werde ich aber

---

[1]) Badischer Hofrat, Schwager Goethes, als Agent bei den Verhandlungen des Fürstenbundes tätig.

einen schriftl. Aufsatz mit Frage Punckten[1]) machen, welche mir der Printz, ehe ich nach Braunschw. gehe, beantworten muß, welche hauptsächl. in sich faßen sollen, die bestimmung meiner Verschwiegen- od. offenhertzigkeit jegen den H. v. braunschw. und jegen Edelsh., die Zwbr. Reise und unser gantzes Verhältniß betreff. Diese Anfragen nimmt der Fürst bey seiner Rückreise, welche in etl. tagen erfolgen wird, mit, und schaft mir bald antwort vom Printzen.

Printz August verläßt uns morgen. Meine Frau ist wohl, bald hoffe ich sehn wir uns wieder, leb wohl, du bist mir sehr lieb. C. A. H. z. S.

II. Karl August und die Erfurter Coadjutorwahl 1787

Von Kuno Des Fours (Kunštát, Mähren)

Karl August hatte die Sache des Fürstenbundes in allen Phasen ihrer Entstehung zu der seinen gemacht und im Laufe der weitern Entwickelung wiederholt die Rolle eines Vertrauensmannes des führenden Staates übernommen. Als es sich um den Beitritt von Kurmainz handelte, machte er seine persönlichen Beziehungen dort geltend, und Kurfürst Friedrich Karl Joseph v. Erthal (1719—1802) war — was übrigens seiner derzeit Österreich abgeneigten Politik vollkommen entsprach — noch im Oktober des Jahres 1785 dem Fürstenbunde beigetreten.

Mit dem ganzen ihm innewohnenden Schwunge geht Karl August nun auch zu Werke, als sich, in Anbetracht des Alters, des Gesundheitszustandes und wohl namentlich auch der stets zu befürchtenden Beeinflußbarkeit des Kurfürsten Friedrich Karl, die Ernennung eines Coadjutors, eines schon zu Lebzeiten des Kurfürsten bestimmten Nachfolgers als Notwendigkeit fühlbar macht, als Notwendigkeit für diejenigen, die sich der kurmainzischen Politik auf längere Zeit hinaus vergewissern wollen.

Der Wiener Hof stellt als seinen Kandidaten zur Coadjutorie den Mainzer Domdechanten Freiherrn v. Fechenbach auf; des Fürstenbundes und Karl Augusts Mann ist Karl v. Dalberg, Statthalter von Erfurt. Der Herzog scheint an Dalbergs Eignung und ehrlicher Absicht, der Politik des Fürstenbundes treu zu bleiben, nie gezweifelt und ihm,

---

[1]) Ranke, 'Die deutschen Mächte und der Fürstenbund', 2, 256.

selbst in Augenblicken, da man in Berlin seine Aufrichtigkeit zu beargwöhnen nicht ungeneigt war, die Stange gehalten zu haben.

So arbeitet der Herzog einen ausführlichen „Plan d'opération pour Mayence" aus, den er im November 1786 dem Könige Friedrich Wilhelm II. in Berlin vorlegt und der von diesem gutgeheißen wird. Karl August macht sich in diesem Operationsplane, der ganz auf die Person Dalbergs eingestellt ist, anheischig, dem Kurfürsten den Wunsch nahezulegen, „que les excellents principes du prince puissent être rendu comme héréditaires dans les maximes de la cour de Mayence", und ihm auf diese Art die Coadjutorie mundgerecht zu machen. Weiter wird eine persönliche Fühlungnahme Karl Augusts mit den maßgebenden Faktoren in Mainz vorgesehen; dieser diplomatischen Arbeit unterzieht er sich denn auch in den nächsten Monaten.

Mittlerweile hat sich das Verhältnis zwischen Kurfürsten und Statthalter getrübt. Der Kurfürst, verletzt namentlich durch Dalbergs persönliches Auftreten, hat sich von ihm als Coadjutor-Kandidaten gänzlich abgewandt und seine Unterstützung dem Domherrn Freiherrn v. Dienheim zugesagt. Berlin hat sich mit der möglichen Wahl Dienheims abgefunden und rechnet nicht mehr unbedingt auf die Dalbergs.

Karl August gibt die Absicht, Dalberg durchzusetzen, trotz den Unstimmigkeiten zwischen Kurfürsten und Statthalter nicht auf; unermüdlich wird von ihm und seinen Gehilfen bis zum letzten Augenblick gearbeitet. In der Nacht des 30. März wird mit der Sammlung der Stimmen begonnen; es zeigt sich, daß sich von den 24 Wählern 10 auf Fechenbach, 10 auf Dienheim, 4 auf Dalberg geeinigt haben; jede Schwenkung des letzteren kann den Ausschlag zugunsten eines der beiden Gegenbewerber geben. Es gelingt, den Statthalter am Nachgeben zu hindern; der Kurfürst entschließt sich, die 10 Stimmen seines Günstlings auf Dalberg zu übertragen, und so bringt die „vorläufige Wahl" am 1. April 1787 den Sieg für Karl Augusts Kandidaten.[1])

Wie immer auch Karl August später über die oft recht eigenartigen Schwankungen seines Freundes Dalberg, deren Schwingungsweite am besten zwischen Fürstenbund und Rheinbund gemessen werden kann, gedacht haben mag — im Augenblicke der gelungenen Coadjutorwahl, die seinen ersten selbständigen Eingriff in die große deutsche Politik mit sichtbarem Erfolge krönt, empfindet er helle Freude und gibt ihr übersprudelnden Ausdruck.

---

[1]) Die hier nur kurz skizzierte Coadjutorwahl findet sich in allen Einzelheiten geschildert in Frhr. v. Beaulieu-Marconnays 'Karl v. Dalberg und seine Zeit', Weimar 1879. Die „formelle" Wahl erfolgte erst nach Einholung des päpstlichen breve elegibilitatis, im vorliegenden Falle am 5. Juni 1787. Das breve war durch den eigens nach Rom entsandten Joh. v. Müller eingeholt worden.

Am 3. April nachmittags bringt ein Kurier dem Herzog die Freudenbotschaft. Am Abend desselben Tages schreibt er einen enthusiastischen Dankesbrief an seine Getreuen in Mainz; sein Schreiben ruft einen längern Bericht der Frau v. Coudenhove, seiner Mainzer Freundin, hervor. In diesen zwei Schriftstücken lernen wir die Peripetien der Handlung so wie die Handelnden selbst kennen. [1])

Karl August an die Freunde in Mainz

Tannrode p. W. ce 3 Avril 1787.
Soir huit heures.

Ma joie est beaucoup trop vive, trop petulante et je suis dans une trop grande agitation pour pouvoir dire un mot dans les regles, ou pour ecrire a chaque personne de ceux qui ont de si grand merites a l'accomplissement du plus ancien, du plus cher de mes voeux, une lettre dans les formes; je leur dirai donc a chaqun un mot comme mon coeur trop serré me le permettra; je ne regarde ici a aucun rang, et prendrai Mr. le Coadjuteur le dernier. Donc:

Mon très cher, très admirable, bien aimable excellent Stein[2]); permettez que je vous prenne par les deux oreilles, et que je vous embrasse aussi tendrement que possible. Vous verrant bientot personnellement, je ne vous dirai plus rien ici, si non que je vous mangerai d'amour a notre premiere entrevue. Voila depuis longtems la premiere fois que je vois une croix teutonique se conduire en preux chevalier. Toutes les attaques aux couvents de Nonains Vous sont pardonnez apresent.

Mais que vous dirai-je, Madame la Baronne de Coudenhoven[3]), comment vous exprimer mon admiration et mon

---

[1]) Beide Briefe sind in der Orthographie der Originale wiedergegeben, soweit diese nicht sinnstörend wirkt.

[2]) Johann Friedrich Freiherr v. St. (1749—99), Vertreter Preußens in Kurmainz (neben Herrn v. Böhmer); Komtur des Deutschen Ordens; älterer Bruder des preußischen Ministers Karl v. St.; er ist der „Oberforstmeister v. Stein" in Goethes 'Campagne in Frankreich'.

[3]) Sophie v. Coudenhove, geb. Gräfin von Hatzfeld (1747—1825), Nichte des Kurfürsten. Witwe des 1786 verstorbenen Barons Ludwig

veritable respect pour la fidélité avec laquelle Vous êtes attachée aux bonne causes, et avec laquelle vous soutenez le vrai mérite; j'aime et j'adore Votre prudence, vos autres qualités distinguées, mais entre ceux-ci Votre fermeté et votre attachement a toute epreuve pour vos amis, sont celles que j'idolatrerai toujours et qui vous assurent pour toujours mon inviolable et bien sincere attachement.

Ce n'etait pas a Horschlit[1]), mon General[2]), comme apresent a Tannrode; je vous quittais rongé par des inquiètudes, je n'osai me flatter d'une si heureuse issue. Mais si chaque bonne entreprise etait conduite par des gens aussi integre, et si attachés au bien que le sont ceux qui ont été employez a nous donner un Coadjuteur d'apres nos desirs, on ne devrai plus du tout douter de leur reussite.

Je me crois bien heureux d'avoir eu occasion, en regardant dans l'interieur de cette grande negotiation, de connaitre les merites qui vous distinguent de tant d'autres

v. C., Geheimen Rats, Feldmarschallleutnants und Kapitäns der Leibgarde des Kurfürsten von Mainz. Sophie v. Coudenhove war befreundet mit vielen Großen ihrer Zeit: Friedrich II., Karl August, Karl v. Stein, Goethe, Wieland. Sie führte einen ausgedehnten Briefwechsel mit Karl August (daraus sein oben mitgeteilter Brief); mit ihrem Oheim, dem Kurfürsten v. Erthal; mit den ihr eng befreundeten Joh. Fr. v. Stein und Joh. v. Müller. Außerdem mit: Albini, Bouillé, Edelsheim, Lucchesini, Steinberg, Trauttmansdorff; mit ihren Kindern und nicht zuletzt mit ihren oft in diplomatischen Missionen verwendeten Brüdern, den Grafen Franz und Hugo v. Hatzfeld. Erst die Kenntnis dieser Korrespondenzen, welche z. Z. noch unveröffentlicht und nur teilweise erschlossen liegen, wird es möglich machen, über diese so verschieden beurteilte, an Intelligenz und politischer Begabung das Maß des Durchschnittes weit überragende Frau ein abschließendes Urteil zu fällen.

[1]) Horschlit, Ortschaft in Sachsen-Weimar. Näheres über die Zusammenkunft ist nicht bekannt.

[2]) „mon General“: Franz Graf (später Fürst) v. Hatzfeld, Bruder Sophiens von Coudenhove. Er war es, der die „klingenden Argumente“ während der Wahl sprechen ließ.

personnages qui se mèlent de la grande politique; j'ai distingué de bien pres Votre grande honnêteté, la prudence de Votre conduite et de Vos mesures; je desirerais avoir pu meriter Votre estime, comme Vous Vous êtes assuré la mienne.

Vous connaissez, Madame de Steinberg[1]) l'extreme confiance que je Vous ai voué a jamais, et que Vous Vous êtes acquise a si juste titres aupres de moi; celle ci me rend assez hardi de vous faire part d'un peu (ou plutot de beaucoup) de mauvaise humeur que certains écrit m'avait causé jadis; j'en craignais trop vivement les suites, et mon coeur souffrait de voir trompé ses plus cheres esperances; j'ai été trop vif peutêtre, mais la peur d'etre obligé de quitter un parti auquel j'étais attaché depuis si longtems, mettait mes passions en mouvement, et donnait a mes plaintes un ton que je n'aurai pas du leur permettre; accordez moi mon pardon, et la continuation de votre amitié; doutez a toute occasion aussi peu de la sincerité de mon dévouement pour vous, que des bonnes qualités de vos amis si même ils se permettent de les voiler quelque fois.

Vous aurez recu Monsieur de Steinberg[2]) dernierement les expressions de la veritable estime que mon coeur me dictait, et que Votre caractere noble et loyal, Votre fermeté et Votre sagesse m'imspirait. Permettez-moi que je vous les répète ici; ne me refusez pas Votre amitié!

Wie soll ich Sie nennen lieber Herr — Coadjutor, — Stadthalter, — oder was mir am liebsten ist, mein alter wackerer

[1]) Marie Charlotte v. Steinberg, Gattin des Hannöverschen Gesandten in Mainz. Bekannt ist mir nur ein Brief an Karl August (März 1787), in dem sie Dalberg Dienheim gegenüber in günstiges Licht setzt. Die Gefühlsäußerungen im Briefe Karl Augusts scheinen mir auf eine andre als nur politische Verstimmung anzuspielen. Frau v. Steinberg war die Schwester der Freiherrn vom Stein, also auch der Gräfin Jeanette-Louise v. Werthern, der Freundin Karl Augusts, des Urbildes der Gräfin in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren'.

[2]) Steinberg: Gatte der Vorgenannten.

Freund Dahlberg, u. wie soll ich Ihnen die unbeschreibliche Freude ausdrücken die mir die Nachricht die ich diesen Nachmittag erhielt verursachte; ich bin nicht mehr gewohnt mich sehr lebhaft zu freuen, Sie kennen nicht an mir das laute Aufjauchzen, ich kann Ihnen aber versichern das ich seit vielen Jahren mich nicht in dem Zustand befunden habe in dem ich mich jetzt befinde, in der Unordnung der Freude, in der Rührung in der Fassungslosigkeit. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie Sie mich haben manchmal leiden, u. knirschen machen wenn ich so alle Hoffnung aufgeben mußte, das erfüllt zu sehen was mein Herz so sehnlich wünscht, Ihnen kann ich aber auch nun eben so wenig den Dank bezeigen für die reichliche Belohnung welche Sie jetzt allen meinen Verdruß gewähren, in dem Sie mein ängstliches bemühen nicht verriethen. Dem ewigen Schicksal sei es gedankt das Ihr Herz u. Ihren Geist leitete; Sie möge es zu meiner Freude u. zum Glücke so vieler andern bewahren u. erhalten; tragen Sie das Ihrige dazu bey. Sie habe[n] ächte u. wahre Freunde, die Ihnen trotz ungemach wind u. wetter treu anhängen. Die Frau von Coudenhoven, der Graf von Hatzfeld haben sich bejde auf eine Art gegen Sie benommen, daß es der Menschheit Ehre macht solche wahre Freunde unter sich aufweisen zu können. Nie dürfen Sie dies vergessen, u. diese Personen sind einer ewigen ausgezeichneten Dankbarkeit von Ihrer Seite werth. Sie haben sich unglaublich Edel für Sie u. für die gute Sache bezeigt.

Die kleine Gesellschaft die mit mir hier ist, Wedell, Lichtenberg, Staff bitten mich alle Ihnen recht lebhaft Ihre Freude zu bezeigen. Meiner Frauen jüngster Bruder, Christian, der mit hier ist, trägt mir besonders auf seinen freudigen Antheil auszudrücken. Meine Frau bekommt diesen Abend die gute Nachricht, u. freut sich mit meiner Mutter gewiß so sehr wie ich. Hoffentlich habe ich nicht nötig Sie um die Fortdauer Ihrer Freundschaft für mich zu bitten; wollen Sie mir aber ein rechtes lebhaftes Zeichen davon geben so lassen Sie mir stets bemerken daß Sie Sich immer besinnen welche Leute sich für Sie auszu-[setzen?] wagten wie es Fr. v. Coudenhoven u. Grf. v. Hatzfeld gethan haben, u. das Stein, Hr. u. Frau v. Steinberg mit

ſtetem Glauben ſtets an Ihnen gebunden waren. Möge Ihnen das Glück nie keine Zufriedenheit verſagen. Leben Sie wohl

Carl Auguſt V W.

Que ces Dames et Messieurs pardonnent l'horrible confusion de ceci, et le mettent sur le compte de l'éxès de ma joie.

Frau v. Coudenhove an Karl Auguſt

Monseigneur!

Comment exprimer a votre Altesse l'impression qu'a fait sur nous tous la charmante lettre qu'elle a fait l'honneur de nous ecrire! j'ose L'assurer que j'en ai étée touchée jusqu'au larme. le temoignage flatteur qu'elle daigne rendre a nos sentiments met le comble a notre satisfaction. il n'est pas douteux que toutes les negotiations reussiroi si on avoit toujours a la tête un prince aussi zelée et eclairée que votre altesse. car c'est la grande portée a son voyage de Mayence que l'on doit le succées de cette grande affaire. on n'a eu nul peine a persuader a l'electeur a faire choix du stadthalter, dès qu'il etait bien convaincû que Mr. de Dienheim ne pourai reussir, il avoit depuis long tems prit la resolution de tout sacrifier a ses vues patriotique et tout dependoi de la maniere dont le stadthalter se conduiroi dans le moment critique. heureusement que les exhortations[1]) de votre altesse et de Mr. de Stein ont fait sur lui les impressions auquel on devoit s'attendre. mais nous n'en avons pas moins étée dans des angoisses affreuse. Le baron de Stein arriva ches moi entre 9 et dix heur de soir, au bruit de tonnerre et des eclairs, ce qui me parut augure favorable. Nous restames ensemble j'usqu'a trois heur de la nuit pour concerter notre plan vis-a-vis de stadthalter. Pendant ce tems mon frere et

---

[1]) exhortations: ſie ſind in vollem Umfange wiedergegeben im Werke Beaulieu-Marconnays.

les statsräht furent occupée a recueillir les voix. Tous les chanoines qu'on pouvoit esperer bien intentionés furent attaqués a la meme heur, a 5 du matin Mr. de Stein fait trouvée le stadthalter et apres l'avoir endoctrinée de son mieux, il l'emmena au pied de mon lit ou je fis de mon mieux pour achever le reste. Ce fus moi, qui lui annonca qu'on etoit occupée a fraper le grand coup. Il resta un moment petrifiée d'étonnement, parcequ'il croyai, que cette negotiation pouroit encore trainer six moy. Je fis tout pour le calmer et lui representoi qu'on n'exigeoi de lui, que de rester ferme avec son parti sans se laisser entrainer a aucune autre demarche, ce qu'enfin il promit. je l'engageoi pour lors a me declarer son partie qu'il crut beaucoup plus considerable qu'il n'etoit, il me nomma des voix dont j'avois deja la souscription dans mon lit en faveur de Mr. de Dienheim, je lui fis entrevoir quil pouroit ce faire, qu'ils se trompa dans son talent, puis nous nous quittames, a 10 heur du matin l'electeur avoit deja reuinie dix suffrages en faveur de Mr. de Dienheim. Hutten, Eltz, Hornek, Hettersdorf, Beisel, Kerpen, Bibra, Fechenbach (je ne puis retrouver le 9 me), Schulz. Mais il nous manqua trois voix, sur lesquelles nous avions comptée, qui etoit Bettendorf, Ritter et Redwitz. Nous employames toutes les secours imaginable pour augmenter le partie de l'electeur. Mais sans succées. Car Walderdorf avoit deja emeutée tout le monde, et nous fumes avertis, que 14 de ces messieurs s'étoit rassemblée chez le grand doyen, et que le dimanche ils se reuiniroit tous soit sur le Grand doyen, Ley[1]) ou meme stadthalter, ce que je redoutai le plus, parcequ'alors l'electeur n'eut jamais pûe faire tomber son choix sur lui. Dimanche de grand matin, l'electeur fût avertie par nous de la situation des choses, et il prit son parti sur le champ, fit rassembler le partie de Dienheim et leur demanda de passer sur le stadthalter. Mon frere fit a midi porter les

[1]) Ley: richtig Leyen; Domprobst Graf von der Leyen.

10 voix au nom de l'electeur a stadthalter, auquel il ne restai dans tout son partie que 5 voix d'assurer, qui consistai dans la personne de Mr. de Hock[?], de Ritter, de Redwitz, de Boos et Stadion, ce qui suffisoi pour faire les majora. Je vous laisse a juger Monseigneur de sa surprise d'autant plus que je m'etois bien gardée de lui en faire entrevoir la possibilitée (vûe que cela m'ait donnée un air de faussetée abominable, dans le cas de la reuissite de Dienheim), enfin il vola ches l'elec teur et leur entrevue fut infiniment touchante. Depuis ce moment l'electeur le traite avec une bontée sans egale. Il se porte a merveille et sa satisfaction eclate sur son visage, il le voit tous les jours, et lui dit des choses lumineux. Stein et Steinberg en sont dans l'enthousiasme. Enfin nous sommes tous ivre de joye, de la reussite d'une si belle et grande oeuvre, qui assure la constitution de l'empire — il ne manque a notre bonheur parfait que de voir parmi nous un prince, qui a tout contribuée a l'affermir, et qui dans cette circonstance comme dans toute celle ou il voudra nous employer, trouvera en nous le plus vive desir, de lui prouver les sentiments de l'attachement le plus respectueux avec lesquelles je suis

de votre altesse

la tres humble et obeissante servante

de Coudenhove née de Hatzfeld

Mayence le 6 avril.

jamais je n'oublieroi le poisson d'avril[1]) donnée a Mr. de Trautmansdorf[2]), qui ne soit occupée qu'a empecher la coadjuterie, pour le prince de Prusse.

---

[1]) Poisson d'avril: Gerücht der Kandidatur eines preußischen Prinzen. —

[2]) Trautmannsdorf: Ferdinand Graf (später Fürst) von Trauttmansdorff (1749—1827), österreichischer Gesandter in Mainz.

Goethes 'Egmont' die Tragödie des versagenden Bürgertums

Von Fritz Brüggemann (Aachen)

Die Generationen

Bei Shakespeare steht Individuum gegen Individuum. Jeder kämpft um seine individuelle Existenz. Rücksichten darüber hinaus kennt man nicht. Das gibt den Shakespeareschen Menschen ihre bezaubernde Kraft: Heldennaturen als letzter Ausdruck des Renaissancemenschen großen Schlages vom Ende des 16. Jahrhunderts. Was sie bewegt, ist nicht kühle Berechnung, sondern der spontane individuelle Trieb. Erst der zunehmende Rationalismus des 17. Jahrhunderts brachte jenes egoistisch Überlegende in die Menschen und nahm ihnen die hinreißende Ursprünglichkeit.

Alles, was einst groß war, ward nun klein. Gemeine Nützlichkeit und materielle Gewinnsucht treten an die Stelle des heldenmäßigen Kampfes um die individuelle Existenz. Was übrig bleibt, ist eine Welt kleinlicher Intriganten. Nicht um der notwendigen Existenz willen steht einer gegen den andern. Nicht die eigene Individualität ist das Maß der Dinge, sondern die Außenwelt, in die man das Ziel seines Handelns verlegt: der Gegner, dem man schaden will, wird zum Blickpunkt dieses Handelns. Betrug und Bosheit beherrschen die Welt. Er ist nicht nur eigennützig, sondern er ist gemein, denn er ist falsch: der „politische Mensch", den das beginnende 18. Jahrhundert vorfindet. Nichts liegt ihm ferner als bürgerlicher Gemeinsinn. Steht er an sozial gehobener Stelle, so kennt er statt Gemeinsinn nur die mechanische Gewalt des Staates, die seinem per-

sönlichen Eigennutz dienlich ist. Im übrigen steht er allein. Jeder für sich. Rücksichtslos.

Aber eine neue Zeit bringt Wandel unter die Gestalten. Neben den verstandesmäßigen Tendenzen der Zeit entwickelt eine neue Generation ein Gefühlsleben, das die Isolierung der Menschen aufhebt und diese verbindet. Bürgerlicher Gemeinsinn entwickelt sich, der an Stelle von Betrug und Bosheit Ideale der Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Treue entfaltet. Gellert wird der große Tugendlehrer dieser Zeit. Die individuelle Freiheit des Handelns wird gebrochen. Gemeinbürgerliche Rücksichten binden den neuen Menschen nach allen Seiten. Odoardo Galotti kann sich gegen die Bosheit nicht mehr zur Wehr setzen. Ihn fesselt das „Gesetz", nicht das Gesetz des Staates, sondern das Gesetz des bürgerlichen Wesens, der bürgerlichen Lebensanschauung. Es nimmt ihm alle Kraft.

Verzicht und Unterwerfung wird das Zeichen der Zeit. Unterwerfung auch unter das gottgewollte Schicksal. Persönlicher Anspruch auf die eigene Schicksalsgestaltung gilt als unmoralisch, weil er der Vorsehung vorgreifen hieße. So wird Passivität zur Moral.

Welt- und Lebensanschauung halten das Bürgertum geknebelt. Die Außenwelt, schon für den politischen Menschen das Maß der Dinge, herrscht. Der bürgerliche Mensch unterwirft sich ihr, der Objektivität, die ihn der Verantwortung entkleidet, die keinen Anspruch an seine subjektive Kraft stellt.

Er läßt sich spielend beherrschen. Absolute Gewalt kann sich daher frei ergehen. Niemand wagt, gegen den Stachel zu löcken, den Blick zu erheben über die Bedingtheit der gemeinen Existenz.

Die Erhaltung der gemeinen Existenz gilt als der höchste Sinn des Lebens in dieser bürgerlichen Welt. Ruhe und Sicherheit, die die Existenz gewährleisten, Ruhe und Sicherheit, wie sie im günstigsten Fall der absolutistische Staat verbürgen kann, sind die schwachherzigen Wünsche dieses unfreien Geschlechts. Ruhe und Sicherheit! Wenn ihm die nur werden! Mag alles andere dann nur gehen, wie es will.

Doch die Zeit rollt. Und ein abermals neues Geschlecht stürzt, was den Vätern letzte Weisheit gewesen ist. Eine kraft-

vollere Generation löst die Unfreien ab. Gesteigertes Bewußtsein vom eigenen Ich findet sich nicht mehr ab mit der Objektivität der Dinge. Subjektives Gefühl läßt sich nicht mehr in Schach halten von den objektiven Maximen des Verstandes. Subjektiver Anspruch an das Leben erhebt das Haupt, subjektiver Anspruch an die eigene Schicksalsgestaltung. Werther geht in freiwilligen Tod. Es gibt Dinge, für die man sterben kann, für die man sich unbedingt einsetzt. Der Nützlichkeitsgesichtspunkt der Erhaltung der bürgerlichen Existenz verfällt der Geringachtung. Ruhe und Sicherheit werden Ausrede gemeiner Natur. Wer nicht die Kraft der Unbedingtheit hat, sein ganzes Leben einzusetzen für das, was ihn bewegt, der hat auch keinen Anteil an dem, was des Lebens tiefste Tiefen bedeutet.

Die bürgerliche Lebensanschauung wird damit auf den Kopf gestellt. Die bürgerliche Weltanschauung nicht minder. Die transzendente Schicksalsidee muß einer immanenten weichen. Das Bürgertum ist entsetzt über die „Verwegenen". Und die Vertreter dreier Generationen ringen im letzten Drittel des Jahrhunderts um die Geltung ihrer Welt- und Lebensanschauung: der vorbürgerliche, der bürgerliche und der überbürgerliche Mensch. Und häufig überspringt der Gegensatz die mittlere Generation und stellt unmittelbar den vorbürgerlichen und den überbürgerlichen Menschen einander gegenüber, Alba und Egmont, und der überbürgerliche Mensch kämpft den Kampf um das Schicksal des Bürgertums, dessen kraftlose Unentschlossenheit ihn mit in den Abgrund zieht.

Das politische Drama

Der Gegensatz zwischen dem vorbürgerlichen, dem bürgerlichen und dem überbürgerlichen Menschen ist kein politischer, er ist der persönlich-kulturelle Gegensatz, der Gegensatz der Generationen. Auch Goethen bewegt beim 'Egmont' nur der kulturelle Habitus in der Person seines Helden. Das fatalistische Glücksgefühl, von dem Goethe in der nachwertherischen Periode noch vor der Übersiedelung nach Weimar beseelt war, das, was er gern das Dämonische in sich nannte, galt es ihm, in der Per-

sönlichkeit Egmonts zu verkörpern. Das Politisch-Historische ist ihm nur Symbol, in das sich das Persönlich-Kulturelle kleidet.

Aber so nebensächlich im Grunde die politisch-historische Form auch ist, durch die das Persönlich-Kulturelle zu uns spricht, so gestaltet sich unter dieser Form der persönlich-kulturelle Gegensatz zwischen dem vorbürgerlichen und dem bürgerlich-überbürgerlichen Menschen doch zum politischen Gegensatz, und der 'Egmont' wächst sich (schon vor Weimar!) zum ersten großen politischen Drama der Deutschen aus.

Alba und Egmont stehen einander gegenüber wie die objektive Gewalt des mechanischen Staates und der subjektive Anspruch des Volkes, sein Schicksal selbst (nach Überwindung willkürlicher Übergriffe) zum Guten zu gestalten: wie Ableugnung der Entwicklungsfähigkeit des Volkes zu politischer Reife und Glaube daran. Aber es handelt sich nicht nur um Zweifel und Glauben an Möglichkeiten. Es handelt sich um die Überzeugung von den Notwendigkeiten, die sich aus Zweifel und Glauben für Alba und Egmont ergeben. Was Alba tut, muß Egmont aus tieferer Kenntnis des Volkes als verhängnisvoll betrachten, und was Egmont fordert, ist in Albas Augen Hochverrat.

Historisch spiegelt sich der politische Gegensatz in dem Verhältnis des niederländischen Volkes zu der ihm aufgedrungenen spanischen Herrschaft. Zwischen beiden entsteht eine entwicklungsgeschichtlich unerträgliche Spannung. Die Niederländer sind der Zeit weit voraus. Von alters her zugestandene Privilegien sichern ihnen durch eine Art geordneter Ständeverfassung die Teilnahme an der Schicksalsgestaltung des Landes. Diese Verfassung geht weit über das hinaus, was vor der französischen Revolution im allgemeinen das absolute Regime dem Volke gewährte. Es erscheint im Drama wie eine Freiheit, die zu Goethes Zeit erst errungen werden muß. Unter „Freiheit" und „Freiheiten" sind im 'Egmont' daher denn auch zumeist nichts anderes als die Privilegien, unter „Ordnung" die in ihnen gegründete Verfassung verstanden im Gegensatz zur Willkür des absolut herrschenden Fürsten und seiner dienstbeflissenen Werkzeuge. Ganz anders als im 'Götz' ist es mehr politische als persönlich-kulturelle Freiheit, um die es sich im 'Egmont' handelt.

Die rückständige absolutistische Staatsauffassung der Spanier vermag den entwickelteren geordneten Zustand der Niederländer nicht zu würdigen. Die Ausschreitungen der Bilderstürmer bei der reformatorisch-religiösen Bewegung erkennt der Spanier nicht als Übergriffe, die von dem nach Ordnung verlangenden niederländischen Volke selbst verurteilt werden. Er faßt sie als wesenhaft auf für eine Freiheit, in der er seinerseits nicht Ordnung, sondern Willkür sieht. Und diese Übergriffe geben ihm willkommene Gelegenheit, die niederländische Verfassung zu verleugnen und ihr gegenüber die unbedingte, rücksichtslose absolutistische Herrschaft wieder aufzurichten. Er sieht das Glück des Bürgers nicht in der verfassungsmäßigen „Ordnung", sondern in der „Sicherheit", die die absolutistische Gewalt gewährt, indem sie mit der freiheitlichen Bewegung auch jeden aus ihr erwachsenden Übergriff unterdrückt.

Für Egmont dagegen ist eine solche Sicherheit nur die eines „Totengewölbes". Sie wirkt tödlich, denn sie beruht auf der Unterwerfung unter die Willkür, die nicht so sehr das Wohl des Bürgers als den Eigennutzen des Regierenden im Auge hat oder ihm doch alle Möglichkeiten öffnet. Grundsätzlich — ein so treuer Diener des Königs er als Mann der verfassungsmäßigen Ordnung auch ist — erklärt sich Egmont deshalb (und mit ihm Goethe) in dem großen Gespräch mit Alba doch als Anhänger der Republik und Gegner der Monarchie. Diese legt das Schicksal des Volkes in die Hand des Zufalls, der von den Charaktereigenschaften des Monarchen abhängt. Und Egmont traut dem absolutistisch-monarchischen System um so weniger, als sich die Gefahr des Eigennutzes vom Fürsten auf seine Diener überträgt. Er weiß sehr wohl, daß Alba dem Könige nicht im Interesse des Staatswohls zum Kriege riet, sondern aus dem eigennützigen Streben des Heerführers, der den Krieg um des Krieges willen sucht, der die ordnungsmäßigen Freiheiten des Niederländers nicht achtet, weil das seinem persönlichen Machtgelüst vor allem dienlich ist. Und dieses absolutistische Regiment lastet auf dem Niederländer um so schwerer, als es Fremdherrschaft ist, die an dem Wohl des Volkes innerlich gar keinen Anteil haben kann. Dagegen lehnt das Volk sich auf und verlangt, sich

selbst überlassen zu bleiben, die Gestaltung seines Schicksals in die eigene Hand zu nehmen, wie es ihm von alters her in seinen Privilegien gewährt war.

Das Volk wird vor allem aber von seinen ständischen Vertretern repräsentiert, dem Adel, den Fürsten: von Egmont und Oranien an erster Stelle. Das Bürgertum seinerseits ist gespalten. Zwar dem geliebten Egmont jubelt alles zu! Die politische Bedeutung seiner Persönlichkeit aber vermögen nur die Entwickeltsten unter den Bürgern zu erfassen, sie, die selbst die Kraft in sich spüren, ihre ganze Existenz für „Ordnung und Freiheit" einzusetzen. Deshalb stimmen sie mit Egmonts Soldaten begeistert ein in den Ruf: „Es lebe der Krieg!" Denn der Krieg ist, wenn er ein wirklicher Volkskrieg ist und nicht nur ein Ergebnis der Kabinettspolitik, das Mittel, mit dem ein ganzes Volk die Gestaltung seines Schicksals selbst in die Hand nimmt, wenn ihm Unerträgliches zugemutet wird: „Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt sein", sagt Soest, der Wortführer der jüngeren, subjektivistischen, politisch reifen Partei des neuen Bürgertums.

Aber ihr steht auf der anderen Seite die Partei der alten Bürger, der Zaghaften, gegenüber, die nur an ihr bißchen persönliche Existenz denken, die bei der kleinsten Bewegung gleich Unheil wittern: „Garstige Händel! Üble Händel! Es wird unruhig und geht schief aus!" Jetter und der Seifensieder an ihrer Spitze. „Da kommen die Sieben Weisen aus Griechenland", spottet Soest über sie. Es sind allerdings keine Momente der Welt- und Lebensanschauung, auf die sich die Zaghaften im 'Egmont' wegen ihrer Passivität berufen. Es ist lediglich der Ausdruck ihres seelischen Gesamthabitus, wenn sie aus ihrer Kraftlosigkeit, um nicht zu sagen aus Feigheit, auf ihre Privilegien verzichten und sich lieber um „Sicherheit und Ruhe" willen der Tyrannei und Willkür des absolutistischen Regiments zu unterwerfen geneigt zeigen. „Um Gottes willen nichts von Privilegien", jammert Jetter, als Alba eingetroffen ist. „Armselige Mäuse" nennt der Schreiber Vansen sie, der Überlegenste von allen: „Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's."

So stehen Bürger gegen Bürger und geraten aneinander, daß Egmont auf der Straße gar zwischen sie treten muß, um Frieden zu schaffen. „Sicherheit und Ruhe" ist die Parole der Zaghaften, „Ordnung und Freiheit" die der Entschlossenen. Mit dem Ruf nach „Sicherheit und Ruhe" auf der einen, nach „Ordnung und Freiheit" auf der anderen Seite klingt die erste große Volksszene aus, die wie ein Auftakt zu der großen Symphonie anhebt, die der Dichter anstimmen will.

Doch ist Verlaß auf das jüngere Geschlecht? Und wird es durch die suggestive Gewalt der größeren inneren Kraft die Zaghaften mit sich reißen, wenn es darauf ankommt in der Stunde der Entscheidung? Oder wird es selbst umfallen zu jenen, denen das Hemd immer näher ist als der Rock? Wir begreifen, daß von dieser Frage alles abhängt, das Schicksal des Volkes wie auch des Mannes, der jenes Sache zu der seinen gemacht hat, das Schicksal Egmonts!

Egmont

Wie bei Schiller zuerst im 'Fiesco' finden wir auch im 'Egmont' die Erkenntnis, daß die bürgerlichen Ideale der Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue zum praktischen Handeln unfähig machen. Der Schillersche Mann der Tat setzt sich über die bürgerlich-sentimentale Aufrichtigkeit hinweg. Er trägt eine „Larve" (Fiesco), oder er wird seiner ganzen Umgebung zu einem Rätsel (Wallenstein). Im 'Egmont' gesteht die Regentin mit Bedauern: „Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt." Und auch Egmont erkennt diese Notwendigkeit an. Er hält die Regentin um dieser Gesinnung willen nicht für falsch oder doch „nicht mehr und nicht weniger als jeder, der seine Absichten erreichen will". Aus dem gleichen Grunde kennt Oranien keine rückhaltlose Offenheit. Die Regentin sagt von ihm: „Er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht tut er, was ihm beliebt." Gerade wegen dieses Mangels an Aufrichtigkeit erscheint Oranien der Regentin als gefährlich, und sie fürchtet ihn. Nicht so Egmont.

Egmont ist das Gegenteil von dem allen. Frei und offen bis zur Unbesonnenheit, folgt er allein seinem sicheren Gefühl, nicht der praktischen Erwägung. Dies Gefühl muß ihn den richtigen Weg weisen auch in der Politik. Es ist zwangsläufig, unausweichbar, „dämonisch", mit Goethe zu reden, derart, daß es Egmont keine freie Wahl des Handelns läßt und er von sich selbst sagt: „Ich handle, wie ich soll," und alle fremden Erwägungen, wie die Bedenklichkeiten des bedächtigen Grafen Oliva, die ihn nur in der Sicherheit seines Gefühls beirren, als gefährlich für sich ablehnt mit dem Vergleich: „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu töten?" Deshalb traut er auch nicht den Klugheitsgründen Oraniens: „Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen."

Was ihm nicht sein durch keinerlei verstandesmäßige Erwägungen beeinflußter gesunder Instinkt, was ihm nicht die Sicherheit des Gefühls allein sagt, das lebt in ihm wie ein Fremdkörper, mit dem er nichts zu machen weiß. Er bekennt es nach dem großen Gespräch mit Oranien: „Daß andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen, und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus!" Und seine Schritte wenden sich zu Klärchen. Dort, in der Atmosphäre dieses von keines Gedankens Blässe angekränkelten Naturkindes, findet er sich selbst wieder.

So steht er vor uns, eine in sich geschlossene, organische Persönlichkeit, die erste, man möchte sagen, fast über Goethe hinaus schon mehr Kleistische Figur, die nicht nur wie Werther passiv an ihr Gefühl hingegeben ist, sondern aus der Sicherheit des Gefühls heraus — und einzig und allein aus ihr heraus! — handelt. Ein ganz unschillerischer Mensch.

Goethe hat sich in der Schaffung dieses seelischen Habitus, wie er uns aus der Persönlichkeit Egmonts und zugleich aus der des ihm wesensverwandten Klärchen entgegenspricht, gleichsam entwicklungsgeschichtlich selbst überholt. Eine soviel bedeuten-

dere Dichtung Goethes 'Iphigenie' als der 'Egmont' ist — denn der 'Egmont' ist „literarisch" wahrlich kein Meisterwerk: genügt er, von den lebendigen Volksszenen abgesehen, vielfach doch noch nicht einmal den elementarsten Forderungen des dramatischen Dialogs! —, eine soviel bedeutendere Dichtung die 'Iphigenie' ist, so macht sich in ihr doch der im besten Sinne „bürgerliche" Einfluß Charlottens v. Stein dahin geltend, daß die aus lauter bürgerlich-idealen Erwägungen nur allzu bedenkliche Titelheldin dem bereits Kleistischen Menschentyp im 'Egmont' gegenüber wie ein Rückfall erscheint. Daß aus keiner anderen Dichtung Goethes soviel Anklänge in Heinrich v. Kleists Dramen wiederkehren wie aus dem 'Egmont', ist gewiß kein Zufall. Kleist — entwicklungsgeschichtlich über Goethe hinaus — empfand den 'Egmont' eben als Fleisch von seinem Fleische, nicht dagegen die erst unter dem Einfluß der weimarischen Wandlung konzipierten Dichtungen Goethes. Sind es auch nicht Momente der alten transzendenten Gottesanschauung, von denen die Menschen in diesen Dichtungen beirrt werden — die bürgerliche Welt- und Gottesanschauung der vorsubjektivistischen Zeit blieb für Goethe seit dem 'Werther' überwunden —, so doch Momente der bürgerlichen Lebensanschauung, besonders das in der 'Iphigenie' zu verklärter Reinheit gesteigerte bürgerliche Ideal der „Aufrichtigkeit", das die Heldin zu praktischem Handeln, wie es das Drama fordert, lähmt oder ihr Erfolg doch nur unter einer so ganz unwahrscheinlichen Voraussetzung sichert, daß ihr Gegenspieler schließlich nicht weniger „edel" ist als sie selber.

Im 'Egmont' wird das Handeln dagegen so wenig durch Momente der Lebensanschauung wie durch Momente der Weltanschauung bestimmt. Hier scheint die rationalistische „Anschauung" überhaupt überwunden. Reflexionen gibt es nicht. Sie konnten Götz von Berlichingen letzten Endes noch beirren, da vor seinem Tode Momente der überlieferten transzendenten Gottesanschauung in ihm auftauchten. Götz wird auch sonst noch stark von „Überzeugungen" in seinem Tun und Lassen bestimmt. Egmont dagegen kennt keine Überzeugung. In ihm ist alles Trieb, der sich durch keine Reflexion beeinflussen läßt. Freilich kultivierter Trieb, höchste Kultur des seiner selbst sicheren

Gefühls, wie es nach ihm nur die Kleistischen Helden, die Marquise von O . . ., Alkmene, Penthesilea, Kätchen, Hermann vor allem, beseelt. Und wenn Egmont scheitert, dann scheitert er an ganz anderen Umständen als Götz von Berlichingen, über den er weit hinaus ist.

Reflexionen sind Egmont deshalb vor allen Dingen so fremd, weil sie immer auf den Gesichtspunkt der Nützlichkeit hinauslaufen, jener Nützlichkeit, die das vorsubjektivistische und insonderheit auch bürgerliche Denken so stark beherrscht hatte. Egmont kennt keine Nützlichkeit. Er kann sie auf das öffentliche Handeln nicht übertragen, weil sie ihm in seinem persönlichen Leben nicht gemäß ist. Und in dieser Selbstlosigkeit liegt seine ganze Stärke. Sie macht ihn frei von aller Furcht, auch von der Furcht vor der Gefahr um sein eigenes Leben. Er weiß, „daß der schon tot ist, der um seiner Sicherheit willen lebt". Und so lebt er unbekümmert, fröhlich, die Sachen leicht nehmend, voll tiefsten Vertrauens an den Trieb hingegeben, der allein ihn beseelt.

Dieser immanente Trieb — nicht eine transzendente Macht — ist sein Schicksal, und er weiß, auch darin ganz Kleistisch, daß gegen dieses immanente Schicksal mit rationalistisch planvollem Streben nichts auszurichten ist: „Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen." . . . „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

So ganz auf Trieb und nicht auf Überlegung eingestellt, ist er in erster Linie Soldat, zu frischem Handeln geboren: „Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten. . . . Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Atemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld,

. . . wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht, wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen."

Mit diesem unbekümmerten, fröhlichen Temperament reißt er seine Landsleute mit: „Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm." Und durch diese Anhängerschaft wird er, dessen eigentlichste Natur so ganz der spanischen entgegengesetzt ist, zehnmal gefährlicher als Oranien mit seinem geheimnisvollen Wesen und seiner undurchsichtigen Politik. Die Regentin erkennt es sehr wohl: „Er ist gefährlicher als ein entschiednes Haupt einer Verschwörung, und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt." Gegen ihn, wenn auch nicht gegen ihn allein, richtet sich daher Albas gewalttätiges Eingreifen, als er den flandrischen Boden betritt.

Selbst keiner Schlechtigkeit fähig, traut Egmont freilich auch anderen keine Niedertracht zu. Er ist Ritter des Goldenen Vließes. Er weiß: Kette und Zeichen geben dem, der sie trägt, die edelsten Freiheiten: „Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Kapitel der Ritter." So fürchtet er nichts, am wenigsten ein Urteil vor der Untersuchung. Das wäre eine Ungerechtigkeit, deren Egmont den König nie für fähig hält, und vergebens stellt Oranien ihm deshalb diese Möglichkeit vor Augen. Aber er wiegt sich in betrogene Sicherheit. Er rechnet nicht mit der Gewalt, die der König in die Hände Albas gelegt hat, in die Hände eines Mannes, der keine Rechte achtet.

Da Egmont unbesonnen genug in dem großen Gespräch mit Alba seine ganze politische Gesinnung rückhaltlos offenbart hat und Alba ob dieser von ihm wegen Hochverrats den Degen verlangt, da scheut er zwar nicht — anders als Odoardo in der 'Emilia Galotti' — Gewalt gegen Gewalt zu setzen und mit den Worten: „Bin ich denn wehrlos?" nach seinem Degen zu greifen.

Aber Alba beruft sich auf den König. Und es ist charakteristisch, daß Egmont, den im Gegensatz zu Odoardo Galotti Rücksichten auf die bürgerliche Lebensanschauung nicht mehr beirren, durch diese Berufung auf den König entwaffnet wird. Denn Egmont ist und bleibt der Mann der verfassungsmäßigen Ordnung. Nicht Lebensanschauung und nicht Weltanschauung binden ihn, wohl aber sein politisches Gefühl. Und mißbraucht ihm gegenüber Alba, seinerseits durch keinerlei Gefühl für verfassungsmäßige Ordnung gebunden, die ihm anvertraute Macht, so erfüllt sich an Alba Vansens Wort: „Der Schelm sitzt überall im Vorteil."

Die absolutistische Willkür siegt über die verfassungsmäßige Ordnung, die Gewalt über die Freiheit. Ordnung und Freiheit sind mit der Verhaftung des Mannes, der sich wie keiner für sie einsetzte, mehr gebeugt denn je. Nach „Ordnung und Freiheit" riefen die Bürger im ersten Akt, nicht nur nach „Sicherheit und Ruhe". Was werden sie für Ordnung und Freiheit tun? Was für Egmont, den großen Egmont, den Mann, den sie alle lieben, an dem ihrer aller Herzen hangen?

Das Bürgertum

Egmont hat an das Volk geglaubt. In dem großen Gespräch mit Oranien sagt er: „Uns gefangen zu nehmen, wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. . . . Der Windhauch, der diese Nachricht übers Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. . . . Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom spanischen Namen würde sich gewaltsam erklären."

Im Kerker wandelt ihn zwar der Zweifel an. Die Angst der Beziehungslosigkeit[1]) überfällt ihn. Aber er reißt sich selber aus dieser Sorge mit den Worten: „Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? . . . Ist die Gerechtigkeit des Königs, . . . der Regentin Freundschaft . . . verschwunden? . . . Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend

[1]) Über ihre Bedeutung für das Selbstbewußtsein des subjektivistischen Menschen handelte ich ausführlich in meiner „Ironie".

sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten? ... O ja, sie rühren sich zu Tausenden, sie kommen, stehen mir zur Seite. ... Die Tore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen." So glaubt Egmont noch im Kerker an das Volk. Doch der Schreiber Vansen, selbst ein Mann aus dem Volke, kennt seine Standesgenossen besser.

Zum erstenmal begegnet uns in diesem Vansen eine typisch Ibsensche Gestalt: ein Ausgestoßener aus dem Bürgertum und darum auf zweifelhafte Händel angewiesen. Ausgestoßen doch allein darum, weil er den anderen entwicklungsgeschichtlich voraus und überlegen ist. „Gebt euch mit dem nicht ab," sagt der Zimmermeister, sonst einer von den Fortgeschritteneren, „das ist ein schlechter Kerl."

Vansen hat den Bürgern stets kritisch gegenübergestanden. Wir hören es aus der Art, wie er ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagt: „So seid ihr, Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin, und wie ihr euer Gewerb von euern Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment über euch schalten und walten, wie es kann und mag." Er geißelt ihre politische Teilnahmlosigkeit. Er muß sie erst über die „Privilegien", die ihnen von ihren eigenen Vorfahren erwirkt worden sind, aufklären. Und er weiß sehr wohl, daß frühere Zeiten ein anderes Geschlecht gesehen haben, daß erst die im besonderen Sinne „bürgerliche" Generation die Kraft zu praktischem Handeln und zu Wahrnehmung ihrer Interessen eingebüßt hat: „Unsere Väter waren Leute! Die wußten, was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu fassen und festzusetzen! Rechte Männer!" Was aber sind die Zeitgenossen in Vansens Augen gegen sie? „Armselige Mäuse." Was der Bürger von heute? „Gevatter Tropf."

Wir müssen immer bedenken, daß es das Bürgertum des 18. Jahrhunderts ist, das Bürgertum der eigenen Zeit des Dichters, wie er es nicht anders kannte, das uns im 'Egmont' begegnet. Nicht in Brüssel, in Frankfurt haben wir die Modelle zu den Bürgern im 'Egmont' zu suchen; Jakob Minor wies in den 'Grenzboten' 1883 mit Recht darauf hin. Dies Bürger-

tum war denn freilich durch die moralische Bindung, die bürgerliche Tugend des 18. Jahrhunderts, die es sich selbst gegeben hatte, in aller Tatkraft erschlafft. Da waren die Väter dieses Geschlechts, die solche moralische Selbstbindung nicht gekannt hatten, die sich in der Zeit individuellen Seelenlebens, noch ungehemmt von moralischen Rücksichten auf die Allgemeinheit, auslebten, von ganz anderer Tatkraft beseelt gewesen. Die bürgerliche Kultur des 18. Jahrhunderts hatte dagegen alle individuelle Regung des einzelnen unterbunden. In Goethes Drama kommt das zum Ausdruck, wenn Silva dem Herzog Alba nach seiner Ankunft über die Haltung der Bürger berichtet: „Keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen, und einzeln etwas Gutes zu tun, hält sie der Gemeingeist ab."

Vansen wird von den Bürgern nur darum „verwegener Taugenichts" gescholten, weil er sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln versucht. „Verwegen" werden immer die Subjektivisten in der Sturm- und Drangzeit geheißen. Bevor Alba kam, hatte er gesagt: „Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte und einer oder der andere den Kopf dazu, wir könnten die spanischen Ketten auf einmal sprengen." Aber er weiß: es hat keiner Herz. Es sieht auch keiner die Folgen dieser Schwachherzigkeit.

Bei Albas Ankunft sagt Vansen den Bürgern voraus, daß der Herzog den Grafen unschädlich machen wird. Man glaubt ihm nicht. „Wer will ihm denn was tun?" fragt der Zimmermeister. Und Vansen hält ihm entgegen: „Willst du's etwa hindern? Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen? Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?" Und da die Bürger mit hilflosem Staunen in Ah und Eh ausbrechen, ahmt er sie äffend nach: „Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet. So ist's und bleibt's!" Und die Ereignisse sollen ihm recht geben.

Egmont ist nun wirklich verhaftet. Und wer erhebt sich? Das Volk? Die Bürger? Die Männer der Ordnung und Freiheit? Wo ist Soest, ihr Wortführer? Wo der Zimmermeister? Von Jetter und dem Seifensieder gar nicht zu reden! Nur eine Stimme erhebt sich, aber es ist eine Stimme in der Wüste, die ungehört verhallt: die Stimme Klärchens.

Klärchen zweifelt nicht, da sie auf die „alten, redlichen, wackern Männer" trifft, „denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. . . . Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen." — „Und was wagen wir?" ruft sie. „Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe wert ist, wenn er umkommt."

Aber das ist es gerade, was sie, Subjektivist wie Egmont, von den redlichen Männern trennt, daß sie das Leben gering achtet, wenn es sich um eine Sache handelt, die den Menschen über sein eigenes Ich erhebt. Diese Bürger können sich nicht mit dem Schwung der subjektivistischen Seele über sich selbst erheben. Das Leben ist ihnen das Teuerste von allem. Vergebens ruft Klärchen die Bürger zur Erhebung auf: „Wer spricht mir nicht nach: Egmonts Freiheit oder den Tod!" Aber die Memmen versagen. Nicht Jetter allein, auch der Zimmermeister, selbst Soest wehrt ab. Vergebens mahnt sie: „Blickt nicht schüchtern hie und da beiseite! . . . Drückt euch nicht vor seinem Namen weg!" Und bitter fühlt sie den Unterschied zwischen sich und ihnen. Sie ist nur ein Mädchen: „Ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr, doch hab' ich, was euch allen eben fehlt, Mut und Verachtung der Gefahr." Sie weiß: wenn man ihm zujubelte, „das Herz schlug mir höher als euch allen. Jetzt schlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es Not ist, verleugnet ihn und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt." Und sie verachtet sie: „O ihr Hände, die ihr an die Mützen grifft, zum Schwert könnt ihr nicht greifen."

Auf dieser Tatsache beruht die entscheidende Wendung der ganzen Dichtung. 'Egmont' ist die Tragödie des versagenden Bürgertums. Furchtbar und niederschmetternd ist die Kritik, die Goethe in dieser Dichtung am Bürgertum übt, furchtbarer als an Alba und dem ganzen absolutistischen Regime. Und das war durchaus Goethes eigenes Werk. Nichts hatte er von einem Versagen des niederländischen Volkes gefunden bei Strada, dessen Darstellung der historischen Ereignisse ihm als Quelle gedient hatte. Egmont wäre vielleicht nicht zu retten gewesen.

Er fällt der Gewalt und Treulosigkeit zum Opfer. Klärchen ihrerseits aber wird das Opfer der seelischen Spannung zwischen dem Subjektivismus, der sie selbst beherrscht, und der seelischen Haltung des Bürgertums, das sich zum Subjektivismus nicht zu erheben vermag. Der Dichter hätte ihr einen anderen Untergang bereiten können. Er hätte sie an der Spitze der sich vergeblich gegen die Tyrannei erhebenden Niederländer den Tod finden lassen können. Es wäre selbst im tragischen Ausgang ein erhebender Eindruck gewesen. Aber daß Goethe dies nicht tut, ist gerade das Charakteristische. Nicht Alba, nicht dem politischen Menschen der vorbürgerlichen Zeit wälzt er die Schuld an ihrem Untergang zu, sondern dem Bürgertum, dem vorsubjektivistischen Bürgertum. Das gibt der ganzen Dichtung einen durchaus antibürgerlichen Zug, und statt des erhebenden Eindrucks lastet auf uns ein Gefühl des beängstigenden Druckes, der Hoffnungslosigkeit, des tiefsten Pessimismus. Klärchen gibt ihm Ausdruck mit den Worten: „Ist dies die Welt, von deren Wankelmut, Unzuverlässigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Ist dies die Welt?" Und bezeichnend genug wirft sie die Frage auf: „Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten schnell zu stürzen?" Und so ungewiß die Bejahung dieser Frage ist, so gewiß ist es, daß Egmonts Untergang unmittelbar nicht den Boshaften, sondern den Redlichen, den allzu Redlichen zur Schuld fällt, denen, die vor lauter Redlichkeit die Kraft zu jeder entschiedenen Tat eingebüßt haben. Auf ihrer Kraftlosigkeit beruht Klärchens Ohnmacht: Egmont ist gefangen und Klärchen frei, aber „in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht". In höchster Verzweiflung stöhnt sie auf: „Mir selbst bewußt," — ach, wenn die anderen nur ihrer selbst bewußt wären! — „nicht fähig, ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleine Teil von deinem Wesen, dein Klärchen, ist wie du gefangen und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte."

Klärchen

In Klärchen schuf Goethe eine dem Titelhelden in allen Stücken seelisch ebenbürtige Gestalt. Eine Schwester Gretchens,

weiß sie nichts anderes, als ohne alle abwägende Betrachtung über guten Ruf und Zweckmäßigkeit, von nichts bestimmt als allein von ihrem zweifelsfrei entscheidenden Gefühl, sich rückhaltlos dem Manne hinzugeben, den sie liebt.

Sie hätte Brackenburg, dem sie selbst freundlich gesinnt ist, heiraten können und wäre versorgt gewesen und hätte ein ruhiges Leben. Grund genug, daß allen Anforderungen der bürgerlichen Moral damit Genüge getan gewesen wäre. Wie heute, so damals. Doch den Grafen liebt sie! Und sie will Brackenburg doch nicht verzweifeln lassen. So schont sie ihn, und macht sich doch Vorwürfe, daß sie ihn betrügt: aus scheinbarer Sittsamkeit heißt sie ihn abends gehen, da es in Wahrheit doch nur geschieht, um Egmont zu empfangen. Es quält sie der Betrug, aber das Entscheidende ist doch, daß sie die Kraft hat zum Betrug! Wer in diesem Betrug etwas moralisch Minderwertiges sieht statt eines Vorzugs, der hat das seelische Problem der Zeit nicht erfaßt.

Klärchens ganzes Schicksal ist ihre Liebe, und sie besitzt die Kraft, die Gestaltung ihres Schicksals über alle herrschenden bürgerlichen Moralanschauungen hinweg in die Hand zu nehmen. Wenn es darauf ankommt, bietet sie der bürgerlichen „Tugend im engeren Sinne" und auch der „Redlichkeit und Aufrichtigkeit gegenüber Brackenburg" Trotz! Falsch ist sie darum nicht! Ihre Unredlichkeit ist keine Bosheit. Alles Berechnende liegt ihr dafür viel zu fern. Da Egmont auf ihre Frage, ob die Regentin falsch sei, antwortet: „Nicht mehr und nicht weniger als jeder, der seine Absichten erreichen will", gesteht sie in reiner Naivität: „Ich könnte mich in die Welt nicht finden", in die Welt der berechnenden Verstellung. Aber, wo es sich um ihre Liebe handelt, kennt die Kraft ihres Gemüts keine Grenzen. In dieser Beziehung ist sie eine jüngere Schwester Gretchens und über diese hinaus.

Auch Gretchen folgt allein ihrem Gefühl, aber der öffentlichen Meinung erliegt sie. Der Geliebten Egmonts, die in höherem Grade Subjektivist als Gretchen ist, kann die öffentliche Meinung nichts mehr anhaben. Sie verachtet sie. In unnahbarer Überlegenheit weist sie den Vorwurf der Verworfenheit von sich ab:

„Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen! ... Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt."

Diese Liebe ist es, in der sie allein ihr Dasein fühlt. Und da Egmonts Leben bedroht ist, muß sie ihn entweder befreien oder in der Befreiung ihren eigenen Tod finden. Gelingt ihr auch das nicht, so muß sie verzweifeln und kann nicht länger leben. Auch da ganz Subjektivist, nimmt sie die Gestaltung selbst ihres äußersten Schicksals entschlossen in die Hand und scheidet freiwillig aus dem Leben. Brackenburg soll ihr nicht folgen: „Bleib! du sollst leben, du kannst leben." Mit diesen wenigen Worten ist der ganze Unterschied im seelischen Habitus Brackenburgs und Klärchens gezeichnet. Klärchen kann ohne den Geliebten nicht leben, Brackenburg kann leben. Ein so treuer Bursche er ist, so ist er im Grunde doch nur der wackere redliche Bürger der vorsubjektivistischen Zeit. Deshalb konnte Klärchens weitere Seele sich in der seinen nicht ausfalten, war für ihre Liebe in ihm nicht Raum, so herzlich sie ihm als Bruder zugetan war.

Das Lied vom Vaterland

Goethe hat den 'Egmont' mit Recht ein Trauerspiel genannt. Und doch hat er der Dichtung einen versöhnlichen Schluß gegeben, indem er dem Helden vor seinem Tode im Traum die Freiheit in Person erscheinen und ihm bedeuten läßt, daß sein Blut nicht umsonst vergossen werde. Der Glaube an die Entwicklungsfähigkeit des Volkes zu politischer Reife wird damit als die innerste Überzeugung des Dichters zuletzt noch einmal bekannt. Es ist der Glaube an eine seelische Entwicklung der Menschheit und damit der Ausdruck einer Weltanschauung des Historismus. Aber es ist freilich die Vertröstung auf eine Zukunft, die gegenüber den in der Dichtung anschaulich vor Augen geführten Tatsachen schwer aufzukommen vermag, zumal sie in der unwirklichen Form der traumhaften Apotheose in die Erscheinung tritt. Vergessen wir nicht: es ist nicht Alba, nicht die Gewalt, die dieser besseren Zukunft im Wege steht, sondern die

Unentschlossenheit des Bürgertums, dem das Hemd stets näher ist als der Rock.

Nach dem hoffnungslosen Gemälde, das Goethe uns von diesem Bürgertum entworfen hat, gehört Kühnheit dazu, uns glauben machen zu wollen, daß die größere Kraft der Seele jener wenigen, die der breiten Masse voraus waren, noch einmal Gemeingut des ganzen Volkes werden soll. Und gelungen ist das dem Dichter denn auch nicht. Die Apotheose wirkt gegenüber dem düsteren Gemälde, das Goethe vor uns hat entstehen lassen, reichlich akademisch. Die Kraft der Überzeugung geht ihr ab. Und so steht die Apotheose auch künstlerisch zu dem Gesamteindruck der Dichtung in einem Widerspruch, der der Einheitlichkeit des Kunstwerkes Abbruch tut und uns nur allzu lebhaft fühlen läßt, wie verschiedene Zeiten in Goethes eigenem Leben an dieser Dichtung mitgewirkt haben. Schiller nannte die Apotheose nicht mit Unrecht einen melodramatischen Saltomortale in das Opernhafte. Ein rein tragischer Ausgang hätte bei dem düsteren Charakter der Ereignisse wuchtiger gewirkt, aber das im Grunde Undramatische und Vermittelnde in Goethes Wesen ließ dies nicht zu.

Freilich ist die Apotheose nicht das letzte Wort des Dichters. Er läßt den Helden aus seinem Traum noch einmal zu voller klarer Wirklichkeit erwachen, und sein letztes Wort gilt den Freunden. Dabei dürfen wir nicht vergessen, was das Wort „Freund“ im 18. Jahrhundert bedeutet! Tief steht es schon der vorsubjektivistischen Kultur dieses Jahrhunderts eingeschrieben und hat seinen voll erlebten Ausdruck zuerst erfahren in der 'Minna von Barnhelm'. Freund ist schon der bürgerliche Mensch dem bürgerlichen Menschen in tiefster Gesinnungsgemeinschaft, die auf dem bewußten Gegensatz zu der vorbürgerlichen Welt der Kabale und Intrige beruht. Für Egmont wird der Freund aber etwas anderes und Neues. Freund kann ihm nur sein, wer mit ihm fühlt fürs Vaterland, wer (anders als der Bürger!) mit ihm bereit ist, seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen für das Vaterland. Seine Worte lauten: „Freunde, höhern Mut! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! . . . Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.“

Diese Schlußworte sind erst, wie der ganze fünfte Akt, bei der endgültigen Gestaltung des Dramas 1787 in Italien neu entstanden, und hier erst tritt der vaterländische Gedanke klar hervor. Es mag das einzige sein, was Goethe dem 'Egmont' an Gehalt in Italien neu hinzufügte. Alle anderen Wesenserscheinungen der Dichtung — das Persönlich-Kulturelle im Charakter Egmonts und auch der Gegensatz zwischen Subjektivismus und Bürgertum — standen seit den siebziger Jahren fest und konnten nur folgerichtig durchgeführt werden, soweit es sich bei der letzten Überarbeitung nicht um Fragen der künstlerischen Formgebung handelte. Freilich das Versagen des Bürgertums findet erst im letzten, in Italien geschriebenen Akt seinen vollen Ausdruck. Haben wir aber diesen antibürgerlichen Zug der nachministerialen Zeit Goethes zuzuschreiben, der Zeit nach der Entstehung der 'Iphigenie'? Ist es nicht vielmehr Frucht der Konzeption der Dichtung aus den Tagen des Sturmes und Dranges? Die Volksszenen, in denen das Wesen des Bürgertums im 'Egmont' angelegt ist, stammen aus dem Jahre 1775. Sie konnten folgerichtig nur zu einem Versagen des Bürgertums führen. Und Goethe hat in Italien diese notwendige Folge gezogen. Er würde diesen antibürgerlichen Zug in einer neuen Dichtung dieser Tage kaum erfunden haben. So dürfen wir die ganze Dichtung ihrem wesentlichen Gehalt nach ganz dem Jahre 1775 zuschreiben, und nur der vaterländische Gedanke — in nuce auch in der Dichtung von 1775 schon enthalten — tritt in Italien klarer und in dieser Klarheit als ein Neues des Jahres 1787 hervor.

Mehr denn zehn Jahre vor der 'Jungfrau von Orleans' entsteht im 'Egmont' so 1787 die erste deutsche Dichtung, die im Gegensatz zu dem kosmopolitischen Charakter des 18. Jahrhunderts getragen ist von dem neuen Phänomen der Vaterlandsliebe, jener Vaterlandsliebe, die eigentlich erst das Zeichen des kommenden Jahrhunderts wird. Denn noch kennt die Zeit nur den Begriff der Königstreue. Das nationale Bewußtsein erwacht im Volke erst in den Tagen des Freiherrn vom Stein und der Sänger der Freiheitskriege. Der Dichter des 'Egmont' aber weiß bereits, daß die Vaterlandsliebe nicht so sehr auf einem begrifflichen Phänomen der Treue beruht als

vielmehr auf einem ganz anderen seelischen Phänomen, das eigentlich erst die Romantik entwickelt hat: dem Gemüt.

Wohl ist die ganze neuere Literatur des 18. Jahrhunderts getragen von einem außerordentlich charakteristischen Gefühlsleben. Aber was uns davon in empfindsamer Form bereits in Gellerts 'Schwedischer Gräfin', in Lessings 'Miß Sara Sampson', in gesteigerter Weise bei Klopstock und in vollendeter Höhe in den 'Leiden des jungen Werthers' begegnet, das hat alles nichts zu tun mit dem, was die Romantik „Gemüt" nennt und auch für sie stark an heimatliche und volkstümliche, ja nationale Vorstellungen gebunden erscheint. Und so finden wir diese Verbindung von Gemüt und Vaterlandsliebe zum ersten Male in Goethes Drama, wenn Egmont mit Beziehung auf die spanischen Soldaten, die ihn zum letzten Gang abholen, sagt: „Diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt."

Mehr aber weiß der Dichter noch, daß nur die Kraft der subjektivistischen Seele den Bestand des Vaterlandes gewährleisten kann. Darum läßt er das Drama in den Mahnruf Egmonts an seine Freunde ausklingen: „Euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe." Damit wird die Hoffnung der Zukunft auf einen Menschen gesetzt, der im vollsten Gegensatz steht zum Wesen der eigentlich bürgerlichen Natur, die sich nicht zu erheben vermag über die leidige Sicherheit der eigenen Existenz.

Und handelt es sich dabei wirklich nur um jenes geschichtlich bedingte Bürgertum des 18. Jahrhunderts? Hat sich das Bürgertum denn seit jenen Tagen wesentlich verändert? Haben wir es nicht noch in jüngster Zeit beschämend erlebt, wie das Bürgertum versagt? Nicht nur das Bürgertum der kleinen Leute, sondern besonders auch der besitzenden und erwerbenden Klassen, die, ängstlich um den Bestand ihrer materiellen Existenz, nicht die Kraft zu einer irgendwie entschiedenen Stellungnahme aufzubringen vermögen! In tausendfältigen großen wie kleinen, besonders auch örtlichen Angelegenheiten geben diese „Bürger" immer wieder Anlaß, daß man ihnen das Wort Egmonts in die Ohren schreien möchte, daß der schon tot ist, der

um seiner Sicherheit willen lebt. So mag diese Betrachtung, deren Zweck eine Deutung des Goethischen Dramas ist, daneben ein Beitrag zur Erkenntnis dessen sein, daß das Wesen jenes menschlichen Typs, den wir auch in unserer Gesellschaft noch als den „Bürger“ und seit der französischen Romantik mit einer kritischeren Betonung den „Bourgeois“ nennen, auf einer seelischen Haltung beruht, die an der Entwicklung zum Subjektivismus keinen Anteil hat und daher über anderthalb Jahrhunderte hinter der Zeit zurückbleibt oder doch die Ergebnisse der inzwischen durchlaufenen seelischen Entwicklung nur da anerkennt, wo sie eine nicht subjektive, sondern allgemeingültig konventionelle Geltung gewonnen haben.

Die Berliner Handschrift der 'Natürlichen Tochter'

Mit einem Briefe Goethes an Kirms vom 27. Juni 1803

Von Friedrich Schnapp (Berlin)

In der Bibliothek der Berliner Staatstheater befindet sich eine große Anzahl von Handschriften klassischer und nachklassischer Schauspiele, die von der Forschung noch nicht benutzt worden sind. Es handelt sich meist um Dirigier- und Soufflierbücher oder um besondere Theaterbearbeitungen. Auch von Goethischen Dramen, von Goethes Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke sind eine Reihe Handschriften vorhanden, die zwar nicht eigenhändig geschrieben, aber doch unter des Dichters Aufsicht für das Berliner Nationaltheater angefertigt worden sind.

Darunter ein Manuskript der 'Natürlichen Tochter', worüber ich hier berichten möchte.

Eine Handschrift dieses Trauerspiels war bisher nicht bekannt, die Weimarer Ausgabe konnte nur die Drucke untereinander vergleichen — und das Berliner Manuskript ist vielleicht überhaupt das einzige, welches noch existiert.

Äußerlich betrachtet: ein fester Pappband in Quartformat, mit blauem Papier überzogen; auf dem Rücken die Standnummer 129, vorne ein weißes Schild mit der Aufschrift eines Berliner Schreibers:

Die natürliche Tochter
Origl.Manuscript.

Das Titelblatt sodann, von Schiller eigenhändig niedergeschrieben (ich komme darauf noch zurück), lautet:

Die natürliche Tochter
Ein Schauspiel in fünf Aufzügen
von Goethe.

Das Drama selbst zeigt die Hand des Schreibers J. J. L. Geist und umfaßt 210 Seiten, wovon die Seite 124 leer gelassen ist.[1])

Am 30. April 1803 rief Iffland Schillers „Verwendung auf, die 'Eugenie' des Herrn v. Goethe bald, und wenn Abschrift davon da ist, mit nächstem Posttage zu erhalten."[2])

Da Goethe sich indessen seit dem 1. Mai auf Reisen befand, so ließ Schiller selbst in den Papieren des Freundes nachsuchen, wo sich Geists Abschrift denn auch fand. Schiller schrieb das noch fehlende Titelblatt und sandte Goethes Trauerspiel am 3. Mai mit folgenden Worten an Iffland[3]):

„Ihr Bote, mein Werthester, langt gerade zu einer Zeit an, wo Göthe nach Lauchstädt verreißt, und der Hofkammerrath Kirms auch nicht hier ist. Zum Glück aber konnte man zu seinen Papieren gelangen, und ich sende Ihnen also auf meinen eignen Risico, und weil ich weiß, daß ich ihn selbst dadurch nicht mißverpflichte, ein Exemplar der natürlichen Tochter, das sich vorgefunden hat. Das hiesige Theater besitzt kein Exemplar davon, weil er es zurückgenommen und eingeschlossen hat. . . ."

Zwei Monate später, am 12. Juli 1803, fand die erste Aufführung der 'Natürlichen Tochter' in Berlin statt; über die dritte Vorstellung hat Zelter am 24. Oktober 1803 an Goethe berichtet.[4]) Das Manuskript des Trauerspiels ward im Oktober offiziell um die damals ziemlich bedeutende Summe von 126 Talern 16 Groschen angekauft.[5])

Nun zu der Berliner Handschrift selbst. Nach textkritischer Untersuchung steht sie, wie das zu erwarten ist, dem ersten Druck

[1]) Die Paginierung beginnt erst mit dem eigentlichen Text, also nach Titelblatt und Personenverzeichnis. — [2]) 'Teichmanns Literarischer Nachlaß', hrsg. von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 218. — [3]) Teichmann S. 219. — [4]) 'Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter', hrsg. von Max Hecker, Leipzig, Insel-Verlag, 1, 59. — [5]) Teichmann S. 463.

im Cottaschen 'Taschenbuch auf das Jahr 1804' am nächsten. Es heißt z. B. sowohl im Erstdruck wie im Manuskript[1]):

Vers 286 eignes
372 des alten Zwists
2389 ein gleiches Netz
2676 ohngesäumt
usw. usw.

Neu hinzugefügte Verse finden sich in der Handschrift nicht, wohl aber zahlreiche Abweichungen von den Drucken, wie auch 20 bisher unbekannte Fassungen einzelner Verse. Die letzteren verzeichne ich sämtlich, von den Abweichungen nur die bemerkenswerten.

Weimarer Ausgabe	Berliner Handschrift
	Erster Aufzug
Vers 57 Verworrenheit	Unsittlichkeit
nach Vers 149 (Er winkt nach der Scene.)	(er winkt in die Scene.)
Vers 172 Des Frevels Glück betrachten wir erstaunt	Wir staunen über ihres Frevels Glück
208/9 Daß ich im Augenblick des Todes noch Getröstet rufe: meine Tochter lebt!	Und von der Todtespforte rückwärts blickend Ruf ich getröstet: meine Tochter lebt.
339 lauter Schrei	laut Geschrey
408 Schnell regt sie Wog' auf Woge	Schnell regt sich Wog' auf Woge
421 unter niedrem Dach	in der niedren Hütte
426 O möcht' ich Tag' auf Tage so erleben!	O! Wonne! Tag auf Tage, seh ich folgen!
473 Vorgefühl	Vollgefühl
548 Mein eigner wüster Sohn umlauert ja	Umlauert ja mein eigner, wüster Sohn
550/1 Der Güter kleinen Theil, den ich bisher Dir schuldig zugewandt, mißgönnt er schon.	Mißgönnt er doch der Güter kleinen Theil, Den ich bisher dir schuldig zugewandt.

[1]) Die Verszahlen nach der Weimarer Ausgabe (Bd. 10).

Vers		
567	jäher Furcht Gewalt	eine gähe Furcht
615	Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort	Ein ewig Denkmal werde dieser Ort
631	Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.	Des gleichen Dankes Freude mich beleben.

Zweiter Aufzug

Vers		
678	An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen	An Waldung, Büschen, Wiesen, Bächen, Seen
684	In trübe Wolken hüllt sich jenes Bild	In trübe Wolken hüllet sich das Bild
731	Schrecknis	Schröcknis
904	An Mutter Statt geliebte, sei gegrüßt.	Du, meine zweyte Mutter, sey gegrüßt.
907	Die reich aus Lebensfülle dir entquillt.	Die aus der Fülle deines Lebens quillt.
927	Bei manchem Anlaß willig schenken mag.	Bey diesem oder jenem Anlaß, willig schenkt.
nach Vers 936 keine szenarische Bemerkung.		|: Hofmeisterin ab :| [1])
942	zum Pergament, zum Griffel!	zum Pergament und Griffel!
nach 993 drückt		druckt
1116	im langen Kästchen	im zweyten Kästchen

Dritter Aufzug

Vers		
1408/9	Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß, Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd	Ein Reitknecht nur, der ihr das zweyte Pferd Zu unterlegen pflegte, war Vertrauter
1469	ist in der Ferne taub	ist in die Ferne taub
1502	Welch neuer Qualenkrampf bedrohet mich!	Welch eine neue Quaal erwartet mich!
1619	der Gewässer Fluth	der Gewäßer Flucht
1668	An hohler Kerkerwand verklingend hallen.	An hohlen Kerkerwänden wiederhallen.

---

[1]) Nicht Geists Schrift; vielleicht erst in Berlin hinzugefügt.

Vierter Aufzug

Vers		
1750	Anheimgegeben ward ein edles Kind	Anheimgegeben ist ein edles Kind
2136/7	Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald Und unerwartet ist es ausgeglichen.	Gar viel erscheint im Leben ungleich; bald Und unerwartet ist es ausgeglichen.
2162/3	Da regte Phantasie mir manches Bild, Die Schätze der Erinnrung sichtend, auf	Da lockte Phantasie mir manches Bild, Aus der Erinnrung Schätzen, hold, hervor

Fünfter Aufzug

Vers		
2373	künstliche Verknüpfung	köstliche Verknüpfung [vielleicht wie 1619 „Flucht" ein Schreibfehler Geists.]

Wenn auch einige dieser Varianten auf den ersten Blick bestechend wirken mögen, so fällt doch ein Vergleich der Drucke mit der Handschrift durchweg zuungunsten der letzteren aus.[1]) Offenbar ist schon die dem Druck im Cottaschen 'Taschenbuch' zugrunde liegende Handschrift später entstanden als das Berliner Manuskript, welches somit eine Mittelstellung zwischen der von Goethe zurückgezogenen Weimarer Theaterhandschrift und jener Druckvorlage einnimmt.

Goethes Schriftzüge sind mit Sicherheit nur an einer Stelle des Berliner Manuskriptes zu erkennen, nämlich auf S. 102 unten, wo Goethe zu Zeile 3 (Vers 1380):

„Daß ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreiße",

nachdem er die Worte „ich mich nicht" unterstrichen, die Bleistiftnotiz macht: „Zuviel i in der Hebung."

Bedenklich ist es dagegen, die ebenfalls mit Bleistift geschriebenen Korrekturen:

[1]) Selbst die scheinbare Milderung in Vers 57 („Verworrenheit" an Stelle von „Unsittlichkeit") scheint mir in rein sprachlichen Überlegungen ihren Ursprung zu haben.

Vers 484 „Faden“ aus „Fade“
1396 „edles“ aus „edle“
1409 (aber andere Fassung) „Unterzulegen“ aus „Zu unterlegen“

dem Dichter zuschreiben zu wollen.

Offenbare Schreibfehler Geists finden sich nur wenig, wie

Vers 938 „stillen Glück“ statt „stillem Glück“
1149 „Todenstille“ statt „Todtenstille“
1732 „Wir müßen“ statt „Wie müssen“

— was dann in Berlin, wo man den Vers nicht verstand, die „Verbesserung“ in „Hier müßen“ hervorrief — und endlich

Vers 1968 „wie schränkt ich“ statt „wie schränkt sich“ (in Berlin berichtigt).

Iffland oder sein Regisseur hielt weiterhin noch folgende schlimme Korrekturen für angebracht:

Vers 1858 „bedächtig, ernst“ statt „bedächtig, erst“
2654 „Uebel“ (wahrscheinlich als eine deutlichere Schreibung des verlesenen Wortes „Unbill“ gedacht) statt „Unbill“.

Mit Streichungen ging man nicht sparsam um: ein grober Federkiel hielt die Verse 1278—1297, 1311—1333, 1336—1352, 1366—1370, 1509—1539, 1618—1622, 2043—2050, 2072—2082, 2121 (2. Hälfte) —2146, 2176—2178, 2182—2186, 2191—2202, 2502 (letzter Fuß) —2585 (also auch die ganze Szene mit der Äbtissin), 2609—2616, 2759—2760, 2815—2820, 2826 (2. Hälfte) —2844, mithin im ganzen 286 Verse, für durchaus entbehrlich, das ist nahezu ein Zehntel des ganzen Stückes. Über die Berechtigung oder vielmehr die Bedeutung der Streichungen für die Aufführung hier zu sprechen, hieße Ifflanden wohl zu viel Ehre antun.

Schließlich gereicht es mir zur besonderen Freude, einen bisher ungedruckten Brief Goethes an den Hofkammerrat Kirms, seinen „strengen Cassenführer“ und getreuen Mitarbeiter am Theater, nebst einer ausführlichen Anlage über die Kostüme zur ‘Natürlichen Tochter’ vorlegen zu können. Kirms machte häufig den Vermittler zwischen Goethe und Iffland, und so wandte sich der Berliner Generaldirektor denn auch an

Kirms mit einer Anfrage nach den Kostümen zur 'Natürlichen Tochter'. Es lag ihm daran zu erfahren, ob Goethe sein Drama in modernen Gewändern dargestellt wissen wolle oder nicht.

Kirms setzte sich zunächst vorsichtigerweise mit Goethe selbst in Verbindung, und dieser antwortete mit unserem Briefe, dem er seine Ansichten über die Kostüme und andere Regiefragen beifügte. Der Hofkammerrat ließ darauf das Schreiben selbst kurzerhand an Iffland nach Berlin abgehen.

Goethes Brief ist ebenfalls von Geist geschrieben; nur die Unterschrift „G." und die Worte „Sœurs bleues" und „Jokey" (am Schlusse) sind von Goethe eigenhändig. Das Original — 2 Bogen Großoktav, bläulich getönt, mit dem Wasserzeichen „Stahl" und einem springenden Hirsch — liegt in den Ifflandakten im Archiv der Berliner Staatstheater. Die Generalverwaltung gab mir die Erlaubnis zur ersten Veröffentlichung.

In sachlicher Hinsicht mag die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß jenes Motiv des fünften Aktes, auf das Goethe offensichtlich besonderen Wert legt: ein Kind als versöhnender Genius zwischen zwei einander widerstrebenden Personen, in der nur wenige Monate später entstandenen Bühnenbearbeitung des 'Götz' wiederkehrt, wo des Berlichingers Söhnlein zwischen den Vater und Weislingen tritt (Werke 13 II, 274).

Goethe an Kirms

Beygehend habe ich etwas über die Garderobe der natürlichen Tochter entworfen. Ich hätte gewünscht, Ew. Wohlgeb. vorher zu sprechen, daß ich näher wüßte, ob das auch gerade zweckmäßig und hinreichend ist, denn ich weiß die Anfrage nicht deutlich. Wenige Worte mit Ifflanden, der auch in diesen Anstalten Meister ist, würden freylich entscheidend seyn. Es liegen so manche Intentionen in dem Stücke, die auch bey uns nicht zur Anschauung gekommen sind. Zu einem ältern Kostum würde ich nicht rathen. Denkweise, Cultur pp. ist alles zu modern, obgleich weder Ort noch Zeit bezeichnet ist. Vielleicht habe ich morgen früh das Vergnügen, Sie auf unsern Bauplätzen zu finden.

W. d. 27. Jun. 1803. G.

Die natürliche Tochter ist hier in französischen Kleidern gespielt worden.

Erster Act.

Alle Männer in grünen Jagduniformen mit Büschen von Eichenlaub auf den Hüten. Da eine Parforcejagd supponirt wird, so wären vielleicht rothe Jagduniformen brillanter und der Sache gemäßer. Die Sinfonie würde auf Jagdlust anspielen. Eugenie: Reitkleid.

Zweyter Act.

Hofmeisterin: elegante Kleidung eines Frauenzimmers von mittlern Jahren.

Secretair: bürgerliche Kleidung unserer jungen anständigen Männer.

Eugenie: Ihre Kleidung ist von Anfang dergestalt eingerichtet, daß nachher der Putz mit Anstand drüber gelegt werden könne. So dürfen z. B. am goldnen Oberkleid keine Ermel seyn, und der ganze Moment ist mit Anstand und Würde zu behandeln, so daß mehr eine feyerliche Bekleidung[1]), wie solche bey Krönungsfesten gewöhnlich ist, als eine gemeine Toilette vors Auge gebracht werde. Der Begriff des Anziehens sollte ganz wegfallen. Die Scene kann ganz allein in ihrer Bedeutung erscheinen, wenn, unter naiven und ernstlichen Reden, etwas Feyerliches dem Auge sich darstellt. Am Schluß des zweyten Acts sollte Eugenie im Prunk eines reichen Fürstenbildes dastehn.

Dritter Act.

Weltgeistlicher: An Leib und Armen knappes, bis auf die Füße heruntergehendes, vorn herunter zugeknöpftes Kleid. Langer, doch nicht weiter seidener Mantel. Viereckes Barett.

Der Herzog: weite lange Chenille, von changeant Atlas, supponirt mit Watte gefüttert. Stern darauf. Je reicher[2]) und zugleich vornehmer diese Figur in dieser Scene erscheinen kann, desto besser ist es.

---

[1]) Ursprünglich: „Begleitung". Die Korrektur vielleicht von Goethe. — [2]) Geist schreibt „weicher", was ein Hör- oder Schreibfehler ist.

Vierter Aufzug.

Hofmeisterin und Eugenie: verhältnißmäßig zu ihrem Alter und Stand, in Reisekleidern, daß man sie auch auf einer Spatzierfahrt hätte tragen können, wodurch den Schauspielerinnen Raum gelassen wird, etwas auch allenfalls Phantastisches zur Zierde zu thun.

Gerichtsrath: ganz schwarz gekleidet, kurzer Mantel und Degen, Spitzenkrause, fliegendes Haar und gekräuselt.

Fünfter Act.

Aebtissin und Nonnen: Weiß und schön blau, was sich bey Nacht auch blau erhält, mit schwarzen Schleyern, wie die Sœurs bleues.

Der Mönch: auf Benedictiner Art.

Der Knabe mit dem Früchtekorb zwar im Kostum eines Jokey, doch so idealisirt und der Korb so zierlich aufgeputzt, daß, wenn das Kind zwischen beyden steht, es wie eine Art von Genius erscheint. Bey den Worten: „Ich nehme dein Geschenk mit Freuden an", fassen beyde Theile den Korb hüben und drüben; hier ist auf ein liebliches Tableau gerechnet.

Ein Brief Goethes an Christian Gottlob v. Voigt

Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv
mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

[Weimar, Ende Oktober oder Anfang November 1818.]

Der dreyzehnte July d. J. war zum Termin der Grunerischen Auction angesetzt, deshalb man gleich im Frühjahr die nöthigen Vorarbeiten begann, um zu erforschen, was für Bücher in der weimarischen und den beiden jenaischen Bibliotheken wirklich vorhanden seyen, um mit Sicherheit Commission zur Erstehung geben zu können. Der auf solche Weise bezeichnete Catalog, wovon eine Copie hier beyliegt, ward schon in der zweyten Hälfte Juny der medicinischen Facultät übergeben, und sie hat bey Verzögerung der Auction erst jetzt und zwar etwas eilfertig und unschicklich, wie aus dem Schreiben des Hofrath Fuchs erhellt, nachgesucht, daß die von ihr vorgestrichenen Bücher angeschafft werden möchten.

Nun bleibt wegen Kürze der Zeit Großherzoglicher Oberaufsicht pp. keine Beurtheilung, auch nicht einmal Rücksprache mit dem Bibliothekar. Was ich jedoch in der viel überlegten Sache für nöthig halte, ergiebt sich aus beyliegender Verordnung an Güldenapfel.

Bey dieser Gelegenheit erwähn' ich, daß man in dieser wichtigen Angelegenheit nur auf die Sache, und was dieselbe fördert, sein Augenmerk zu richten hat, ohne auf die unglaubliche Unart, womit man sich von Seiten der Akademie beträgt, im mindesten zu achten oder sich dadurch ärgern zu lassen. Nichts läßt sich weniger darthun als böser Wille, und es wäre unmöglich

auszusprechen, wie die Akademie ihren Unwillen nicht verhalten kann, daß etwas Nützliches geschieht ohne ihre Mitwirkung, auf welche jedoch keineswegs gerechnet werden könnte.

Alles, was von Renitenz, Reticenz, Ablehnen, Verneinen, Vornehmthun, Ablehnen, vorsetzliche Vernachlässigung, tückischer Hinterhalt, pikenhafte Äußerung, unberufene Forderungen an die neue Einrichtung usw. nicht zu denken ist, hab' ich dieses Jahr über unmittelbar und mittelbar erfahren, ohne meinen guten Humor und Willen nur im mindesten getrübt zu sehn. Doch hatt' ich mehr als einmal Ursache, den Untergeordneten guten Muth einzusprechen.

Möge dieß Blatt bey den Acten bleiben, damit unsere Nachfolger im Geschäft, wenn ihnen das Gleiche begegnet, sich nicht verwundern noch ereifern.

Ein in der Weimarer Ausgabe übersehener Brief, der, weil er, nur in einem datumlosen Konzept überliefert, auf die Grenzscheide der Briefbände 29 und 30 fällt, versehentlich in keinem der beiden aufgenommen worden ist; er steht, von Joh. Johns Hand, im Faszikel der 'Abgesendeten Briefe. Juli bis Dez. 1818', Bl. 194 f. Möglicherweise der Entwurf eines nicht abgesendeten Briefes: im Tagebuch wird seiner nicht Erwähnung getan. Und wenn er auch nicht in seinem ganzen Umfang zurückgehalten worden ist, so möchte doch wohl der Hauptteil, die heftige Klage über den Widerstand der jenaischen Fakultäten, wenigstens durch eine kürzere Fassung ersetzt worden sein: zu Beginn des dritten Absatzes („Bey dieser Gelegenheit . . .") findet sich mit Rotstift ein Merkzeichen angebracht, und auf Bl. 196 desselben Faszikels steht von Kräuters Hand folgender Ersatz:

Überhaupt möchte ich bey dieser Gelegenheit gegen Ew. Excellenz erwähnen, wie sowohl die Universität im Ganzen als die Facultäten und einzelne Glieder durchaus bösen Willen beweisen, worüber ich gar wohl hinaussehen kann, jedoch die Untergeordneten von Zeit zu Zeit dagegen zu ermuthigen habe. Es ist freylich nichts, als was Ew. Excellenz schon wissen. Jene sind selbst unfähig, etwas Gutes zu leisten, und verdrießlich, wenn etwas Tüchtiges ohne sie geschieht; doch kennt man das saubere Geschlecht schon lange, bey dem der gröbste Egoismus obwaltet. Man muß nur auf die Sache sehen.

Von dem Ankauf der bedeutenden Bibliothek des am 5. Dez. 1815 verstorbenen jenaischen Professors der Medizin Christian Gottfried Gruner erzählt Goethe ausführlich in den 'Tag- und Jahresheften' 1818 (Werke 36, 142f.). Schon im Januar 1818 hatte Goethe seinem Amtsgenossen v. Voigt darüber Bericht erstattet: „Von 425 Büchern, die man nachgesehen hat, sind nur 74 auf der akademischen Bibliothek" (Briefe 29, 30). Die Aushängebogen des Katalogs wurden durchgearbeitet und nach und nach dem Professor der Medizin Joh. Christian Stark mitgeteilt (28. Febr., 19. März, 6. Apr., 16. Apr. 1818); am 21. Oktober gehen die letzten Bogen an den Bibliotheksassistenten Dr. Weller. Der lange verspätete Bericht des Hofrats Joh. Friedr. Fuchs, Professors der Anatomie, ist nicht bekannt; Goethes Erlaß an den Jenaer Bibliothekar Güldenapfel, aus Gruners Hinterlassenschaft bis zur Höhe von 400 Talern medizinische Werke anzusteigern, wurde am 30. Oktober entworfen und am 2. November abgeschickt: darnach bestimmt sich auch die Entstehungszeit unseres Konzeptes.

Den Widerstand akademischen Eigensinns und professoraler Selbstgefälligkeit hatte Goethe kennengelernt, seitdem ihm durch Reskript vom 7. Oktober 1817 die Neuordnung der verwahrlosten, bisher vom akademischen Senat geleiteten Universitätsbibliothek und ihre Vereinigung mit der sogenannten Schloßbibliothek übertragen worden war; auch hier war es vor allem die medizinische Fakultät, die das mühsame Unternehmen durch Widerspenstigkeit mit unnötigen Mühen belastete. Nach langen Jahren noch hat Goethe triumphierend erzählt, wie er sich durch einen Gewaltstreich in den Besitz eines Saales gesetzt habe, den ihm die Fakultät verweigerte (Gespräche mit Eckermann, 15. März 1830; vgl. Vogel, 'Goethe in amtlichen Verhältnissen', Jena 1834, S. 92). Zu gleicher Zeit sollten die Statuten der einzelnen Fakultäten neubearbeitet werden, und wenn Goethe in den Hinderungen, die er bei dem Bibliotheksgeschäft erfuhr, die „Professor-Weise" erkannte, „deren Maxime bloß ist zu hindern und zu lähmen", so sah er bei den Verhandlungen über die akademischen Statuten die nämliche Engherzigkeit am Werke: „Eben dieselben Menschen, die eine unbegrenzte Preßfreiheit mit Wut verlangen, wollen die Lehrfreiheit ihrer Kollegen auf das unerlaubteste begrenzen, und so erscheint überall nichts als Selbstsucht und heftige Wahrung des eigenen Vorteils" (an v. Voigt 19. Mai 1818). Wir kennen die Gründe im einzelnen nicht, aus denen Goethes bittre Worte fließen; aber wir erinnern uns jenes dürftigen Professors Christoph Gottlob Heinrich, durch den vor Zeiten Schiller sich gehindert sah, sich Professor der Geschichte zu nennen (Schiller an Lotte v. Lengefeld 10. Nov. 1789).

Vier unbekannte Briefe des Malers Peter Cornelius an Goethe

Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv
mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Erster Brief.

Düsseldorff am 1ten 7ber [1803].

Hochwohlgebohrner Herr,

Ich wage's, Ihnen hiebey meine Darstellung der dießjährigen Preisaufgabe, zwar mit einiger Schüchternheit zu überschicken, indem solche mein erster Versuch in Ölfarben zu arbeiten ist. Doch der erhabne Zweck des von Eur Hochwohlgebohrne so großmühtig errichteten Instituts (welcher haubtsächlich dahin geht, die wahre Kunst empor zu helfen und den angehenden Künstler den rechten Weeg in das innere Heiligthum der auf die Menschheit so wohlthätig wirkenden Kraft derselben zu zeigen und zu erleichtren) munterte mich auf, ebenfalls meine wenige Kräfte zu versuchen. Ich hoffe Nachsicht von Eur Hochedelgb., um so mehr, da ich nicht das Glück genieße, in etwa unabhängig von jenen Sorgen zu seyn, die so leicht den Muth im angehenden Künstler ersticken, und deswegen die Kunst nicht mit derjenigen Energie in ihrem gantzen Umfang zu studiren und auszuüben vermag, als meine Liebe [zu] ihr starck und feurig ist. Schon als Kind verlohr ich meinen Vater, welcher meine Mutter mit vielen noch unerzognen Kindern in Trost- und freudenleeren Umständen hinterlies; es war ganz natürlich, daß ich mich früh bestrebte, mit meinen wenigen erworbnen Fähigkeiten, so gut ich's konte, den Meinigen beizuspringen und in Erfüllung der Pflicht des Sohn's gegen seine Mutter und

die übrige Geschwister höheren Wehrt setzte, als auf Unkosten meines Gewissens Künstler zu sein. — Wenn Nahrungssorgen mir den Tag zu meinem Studium raubten, so war ein Theil der Nacht der Kunst gewidmet; vieler Aufmuntrung konte ich mich nie erfreun. Doch ich will Eur Hochwohlgbr. mit meiner Lage nicht länger mehr aufhalten. — Ich schließe mit der wiederhohlten Bitte um Nachsicht; Sie werden solche einem achtzehnjährigen angehenden Künstler nicht versagen, besonders in solchen Umständen. Ich bin mit der Versicherung, mich ernstlich zu bemühen, künftig mich würdiger zu machen, mit so vielen Verdienstvollen Künstler um den Preis zu werben

Eur Hochedelgb. ergebenster

Peter Cornelius

in der Mahlerakademie zu Düsseldorff.

P. S. Ich habe mein Bilt in einigen Sachen aus verschiednen Zeiten eingepackt. Ich brauche Eur Hochwgbr. nicht zu errinneren, daß dieses keine Sachen sint, die man den Augen des Puplicums darstelt; ich schickte sie vielmehr mit, um von Eur Hochwgb. zu vernehmen, ob ich wohl den rechten Weg in der Kunst eingeschlagen habe.

[Beilage.]

Erlauben Sie mir gütigst einige Worte über die Gründe, die mich bewogen, diesen Punckt zu wählen (nämlich wie Poliphem von der Macht des Weines besiegt dahintaumelt und Odysseus seinen Gefehrden sein Vorhaben mithteilt, ihnen Muth zuspricht &c.), weil nach meinem Tüncken dieser Moment der fruchtbarste für die Au[s]sprache ist, man sieht hier die sinliche Stärcke, von der Vernunft besigt, dahin sincken, Ulisses in der gantzen Kraft und Gegenwart des Geistes zeigt durch seinen aufmercksamen Seitenblick, sein Hindeuten und seinen ausgelerten Krug &c., daß er es sey, der diesem Ungeheur seiner Besinnungskraft beraubt habe. Der folgende Punck[t], glaub ich, ist nicht so wichtig, wo der Ciclop schon wircklich auf der Erde ligt und sch[l]äft; man kan nicht errahten, ob ein Schlafender betruncken sey oder nicht.

Zweiter Brief.

[Düsseldorf, September oder Oktober 1804.]

Hochwohlgeborner Herr!

Zum zweitenmahle wage ich, vor dem Tribunal Deutscher Kunst zu erscheinen. Wenn ich hoffen dürfte, daß Eur Hochwohlgbrn. nur einiges Fortschreiten bemerken sollten, so darf ich Ihnen versichern, daß dieses einzig die Wirkung des aufmuntrenden Schreibens sey, womit Eur Hochwohlgbrn. mich beehrt haben. Für die gütige Anempfehlung meiner bey Hrrn. Direcktor Langer statte ich Ihnen den verbindlichsten Danck ab. — Meine übrigen Verhältnissen sind noch die nehmlichen. —

Erlauben Sie gütigst, daß ich Ihnen den Gang meiner Ideen bey der gegenwärtigen Aufgabe endwickle. Eingenommen von der Schönheit des Gegenstandes, entwarf ich gleich eine Menge großer Zusammensetzungen, fühlte aber bey jeder den wesentlichen Mangel an Einheit der Handlung; den[n] je intressanter jede Gruppe für sich war, desto getheilter mußte das Intresse des Gantzen seyn. Ich sahe mich nach einem schicklichern Punckt um und glaubte ihn in den lezten Momenten einer großen Überschwemmung zu finden, wo die traurigen Über[r]este ihre Wirkung auf das Herz und die Pfandasie nicht verfehlen können. Das mag wohl die Ursache seyn, warum diese Wendung jezt so heufig gebraucht wirt; dieses und weil der Moment weniger für handlende als leidende Situationen geeignet ist, hielt mich auch hiervon ab. Endlich endschloß ich mich, eine einzle Handlung der vollen Überschwemmung zu nehmen, indem ich diesen Stoff reichhaltiger und einer intressanten Motivirung empfänglicher fand, und wählte folgendes zur ausführung.

Ich dachte mir eine Familie, die sich in einem Schiffe zu retten sucht; die Brandung wirft den Vordertheil desselben auf einen Felsen, und unten dringen die Fluten hinein. Ein junger Man, dessen alter Vater, Weib und Kind sich im nemlichen Schiffe befinden, kan bey der hereindringenden Gefahr nur einen retten, er ist bereit, der kindlichen Liebe das gröste Opfer zu bringen,

fast den Alten auf, um ihn den Wellen zu endreissen. Das schwache Weib aber kan den Moment der Endscheidung nicht ertragen. Sie, die vor kurtzem ihrem Manne so muthig zurief, den Vater zu retten, unterligt jezt der Macht der Empfindung. Matt sinckt ihr Arm hinunter, den sie unwillkürlich nach dem Geliebten ausgestreckt; dem andren endsincket das einzige Kind und gleite't schnell am blanken Schilde hinunter ins Wasser. Der Vater aber, zuerst den Jammer erblickent, will den wenigen Rest seiner Tage so theur nicht erkaufen. Mit dem Fuße am Rande des Schiffes sich stemment, entstreubt er sich den Armen des Sohnes und zeigt ihm die Sinckenden. —

Ein Knabe, der klettrent den Schnabel des Schiffes erreicht, ist bemüht, den Schleier aufzufangen, den zur Rettung die Mutter auf der Küste durch Hülfe des Windes mit einer Hand ihn zuwirft, indem sie mit der andren den geretteten Kleineren fest an sich schliest, diese Gruppe soll die haubt-Handlung mit der Episode verbinden. Diese suchte ich im gantzen nur leident vorzustellen. Hier dachte ich mir einen Mann, der seine Frau todt aus den Wellen zieht. Als er an ihrer Rettung verzweiffelt, läst er sie auf sein [hier ist ein Wort ausgelassen] sincken und blickt mit dem Ausdruck des bittersten Vorwurf gegen Himmel. Bis an die Brust ins Wasser, hengt zur Seite ein junges Weib an einen Felsen. Ihr Kind hängt vorne über ihre Schultern, so daß ihr Körper es vor dem Toben der Brandung schützt; beteubt und den nahen Todt nicht ahndent, schlummert es ruhig auf die Wange der Mutter. Aus den Wellen ragt der Gipfel einer Danne.

Ich sch[l]ieße mit der Bitte, daß Eur Hochwohlgbr. mit der gütigen Nachsicht, womit Sie meinen ersten Versuch zu beurtheilen würdigten, auch diesen beuhrtheilen mögen. Und empfehle mich mit der vorzüglichsten Hochachtung.

Eur Hochwohlgebr.

gehorsamster Diener

P. Cornelius
in der Mahlerakademie
in Düsseldorf.

Dritter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich sehe mich genöthigt, diesesmahl länger als gewöhnlich an dem zur Konkurenz bestimmten Bilde zu arbeiten; da ich deswegen befürchte, Jhro Exellenz würden vielleicht keine dießjährige Einsendung von mir erwarten und also das noch in Händen habende Vorigjährige zurückschicken, so wollte ich mit Gegenwärtigem so frey seyn, Jhro Exellenz von meinem zwar etwas verzögerten, aber doch gewißen Einkommen unterthänigst zu benachrichtigen.

Inzwischen habe ich die Ehre, zu seyn
Jhro Exellenz ergebenster Diener
P. Cornelius junior.

Düsseldorff, d. 10ten September 1805.

Vierter Brief.

Hochgeborner Herr!

Wenn die Würkungen Jhrer gütigen Aufmuntrung sich eben so unverkennbar in meiner Arbeit wie in meinem Gemüht äussern, so darf ich allerdings mich mit der Hoffnung schmeichlen, daß Jhro Exlenz dießes Jahr gleichfalls einige Fordschritte bemerken werden.

Hier überschicke ich Jhnen verschiedene Zeichnungen für die dießjährige Kunstau[s]stellung; zwey davon betreffen die Aufgabe, die übrigen synd Skitzen, welche ich in Verlauf dieses Jahrs gemacht habe.

Die Ursache, warum ich zweymahl das nähmliche Sujet für die Concurenz, und zwar einmahl ausgeführt und einmahl skitzirt, bearbeitet habe, muß ich Jhro Exlenz edwas ausführlich erklären. Im Januar oder Februar dieses Jahres kam mir die allgm. Lit. Zeitung zu Gesicht; nachdem ich Jhre günstige aufmunternde Beurtheilung meiner Zeichnung gelesen, war ich entschloßen, auch dieses Jahr nicht auszubleiben, wenn sich ein Gegenstand fände, den ich mit Wärme ergreifen könnte. Ich untersuchte die angegebene Situationen aus dem Leben des Herkules, und jene, welche ich gewählt habe, [schien mir] einer

vorzüglichen Behandlung fähig. Was mich vorzüglich bewog, sie zu ergreifen, war fürs erste das sprechende austruckvolle der Handlung, zweitens die Contraste der Formen, Caracktere und Bewegungen, zu denen mir diese Situation besonders geeignet schien: dann die Manigfaltigkeit des Austrucks, welche sie erfodert. Als ich diese und andre Bewe[g]gründe erwogen hatte, war ich sogleich geneigt, diese zu bearbeiten, nur wolte ich den Sommer erwarten. Ein großer Theil desselben ging mir mit Copiren auf hießiger Gallerie hin. Und schon nahete der Herbst, als es erst die Umstände erlaubten, die zur Au[s]stellung bestimmte Zeichnung anzufangen; bevor wünschte ich noch einmahl die Lit. Zeit. zu sehen, aber ich konte sie troz aller Bemühung nicht erhalten. Die Zeit der Einsendung rückte näher, und da ich diesesmahl eine ziemlich ausgeführte Sepiazeichnung zu liefern gedachte, so war also keine Zeit zu verlieren. Das Sujet hatte ich seit dem Winter bis jezt im Gedächtniß behalten. Aber die Mutter der Musen spielte mir einen Streich. Ich weis nicht, wie es kam, ich verwechselte die Medusa mit einem Heroen, welcher statt jener mit Meleager beym Herannahen des Herkules in die Unterwelt stehen bleibt, während alle übrigen herbeygekommnen Schatten fliehen.

Schon war die Zeichnung fertig bis auf's retuschieren, als ich die Lit. Zeitg. zufälliger weise zu sehen bekam und meinen Irrtum gewahrte. Ob Ihro Exlenz mir diesen Verstoß hoch anrechnen oder ihn unbedeutent finden würden, konte ich nicht wissen, auf jeden Fall wolt' ich Ihnen und dem Publikum hierin genug thun und behandelte den Gegenstand noch einmahl genau so, wie ihn das Program angibt. Wie Ihro Exlenz sehen, so erscheint darin auch manches verändert, was ich unverändert hätte in die zweyte Behandlung übertragen können; aber alsdan würde meiner Composition leicht Leben und Feuer gefehlt haben. In dem Augenblick, als ich sie mir dachte, stand sie in der Art vor meiner Pfanthasie, wie sie in der Bearbeitung sich zeigt, und ich konte nichts fremdartiges darin aufnehmen, ohne Stückelwerck hervorzubringen. Ich hoffe, Ihro Exlenz werden mich verstehn, obschon ich mich hierüber nicht gehörig in Worte auszutrücken vermag.

Was den Irthum in der ausgeführten Zeichnung betrift, so wird selber vor einem gewissen Theil des Publikums, der immer in Kunstwerken auch das Historisch richtige fordert und der einem Künstler Kälte, Steifigkeit, Unnatur und manches andre noch eher verzeihen würde, als einen Verstoß gegen die Chronologie oder das Costume, vor diesem Theil des Publikums wird dieser Irthum schwer zu rechtfertigen sein. — Ich bin jedoch so kühn zu hoffen, daß Ihro Exlenz es übernehmen werden, mich über diesen Punckt bey dem Publikum zu entschultigen; den[n] ich bin überzeugt, daß Eur Hochgebr. über dergleichen Kleinigkeiten erhaben sind und nur auf das innere Verdienst sehen. Auf jede andre Kunstausstellung würde ich nicht wagen, die Zeichnung nur hinzuschicken. Über die übrigen Skizzen habe ich nichts zu errinneren, als daß ich es Ihrem Gutdüncken überlasse, dieselben auch zur Au[s]stellung gelangen zu laßen oder nicht. Sehr aufmunternd würd es indessen für mich sein, wen[n] Sie wenigstens einige derselben einer Beurtheilung würdigten.

Am Ende bitte ich Ihro Exlenz mit jener Schonung gütigst fortfahren zu wollen, womit Sie mich bis dahin so sehr ermunterten, indem Sie gütigst bedencken wollen, daß ich in einem Alter, wo man so empfänglich ist für frohen Lebensgenus, eine Bürde trage, die auch dem ernstern und stärckern Manne drückend sein würde. Verharre in der grösten Hochachtung und Danckbarkeit.

Ihro Exlenz

gehorsamster Diener

P. Cornelius. junior

Düsseldorff am 10ten October 1805.

Jugendbriefe eines Genies, das, suchend und tastend, den richtigen Weg noch nicht gefunden hat, auf dem es zur Unsterblichkeit zu schreiten berufen ist. Goethe, der Schirmherr klassizistischer Kunst, bahnt einem Künstler den Weg in die Öffentlichkeit, der künftig das zu schönster Blüte führen wird, was von den 'Weimarer Kunst-Freunden' aufs heftigste bekämpft worden ist: die Forderung „religios-patriotischer Kunst". Unter den vielen Zeichnern und Malern, die mit Kartons und Gemälden die weimarischen Kunstausstellungen beschickt haben, ist nur der eine zu dauerndem Nachruhme durchgedrungen, er, der den Geist dieser Ausstellungen, den Gedanken antikisierender Kunst, durch seine eigenartig deutsche Kunst überwunden hat: Peter Cornelius.

Goethes 'Propyläen' hatten bewußtermaßen von vornherein den didaktischen Zweck verfolgt, die zeitgenössische Kunst im Sinne griechisch-weimarischer Theorie zu erziehen; um ihre Lehre in praktischen Aufgaben lebendig werden zu lassen, erließen die Weimarer Kunstfreunde seit 1799 alljährliche Preisausschreiben, in denen zumeist bestimmt angegebene Ereignisse der griechischen Sage, bestimmte Szenen der Homerischen Gesänge zur Bearbeitung aufgestellt wurden. Die eingegangenen Arbeiten wurden in Kunstausstellungen dem Publikum vorgeführt; in gewissenhaften Beurteilungen, in denen Auffassung und Erfindung, zeichnerische und antiquarische Richtigkeit der einzelnen Preisstücke sorgfältig gewertet, aber auch die allgemeinen Grundsätze der weimarischen Kunstanschauung mit würdig-ernstem Worte immer aufs neue gepredigt wurden, faßten Goethe und sein künstlerischer Berater Heinrich Meyer die Ergebnisse jeder Ausstellung zusammen. Diese Berichte wurden in der Jenaer 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' gedruckt; ein Kupferstich des preisgekrönten Werkes, der beigefügt wurde, erlaubte die Berechtigung des Urteils nachzuprüfen. Erst an dem fünften Ausschreiben hat sich Cornelius beteiligt; er war damals achtzehn Jahre alt. Neben ihm, in Düsseldorf, lebte Heinrich Kolbe, der bei dem ersten Wettbewerb (1799) die Hälfte des Preises davongetragen hatte, in naher Nachbarschaft, in Köln, der unbedeutende Joseph Hoffmann, dem 1800 ein Drittel, 1801 die Hälfte des Preises zuteil geworden war, und auch Robert Langer, der Sohn des Düsseldorfer Akademiedirektors Johann Peter Langer, hatte 1802 und später sein Glück in Weimar versucht. Das mag den Jüngling, der bei hochfliegendem Geiste und stolzen Künstlerträumen in schwerer Pflichterfüllung mühsamer Handwerksfron oblag, angetrieben haben, gleichfalls um die Weimarer Palme zu ringen.

Unsere Briefe gehören zu den ältesten, die von Cornelius überliefert sind; sie bilden mit den Briefen an Fritz Flemming aus den Jahren 1802—1805, die man in Ernst Försters Biographie 'Peter von Cornelius', Berlin 1874, 1, 10ff., findet, wichtigste Zeugnisse aus des Künstlers Frühzeit. Die wenigen Briefe, die Cornelius dann später an Goethe gerichtet hat (27. April 1806, 20. August 1828, 7. Februar 1830), sind gedruckt von Alfred Kuhn, 'Peter Cornelius und die geistigen Strömungen seiner Zeit', Berlin 1921, S. 247ff.

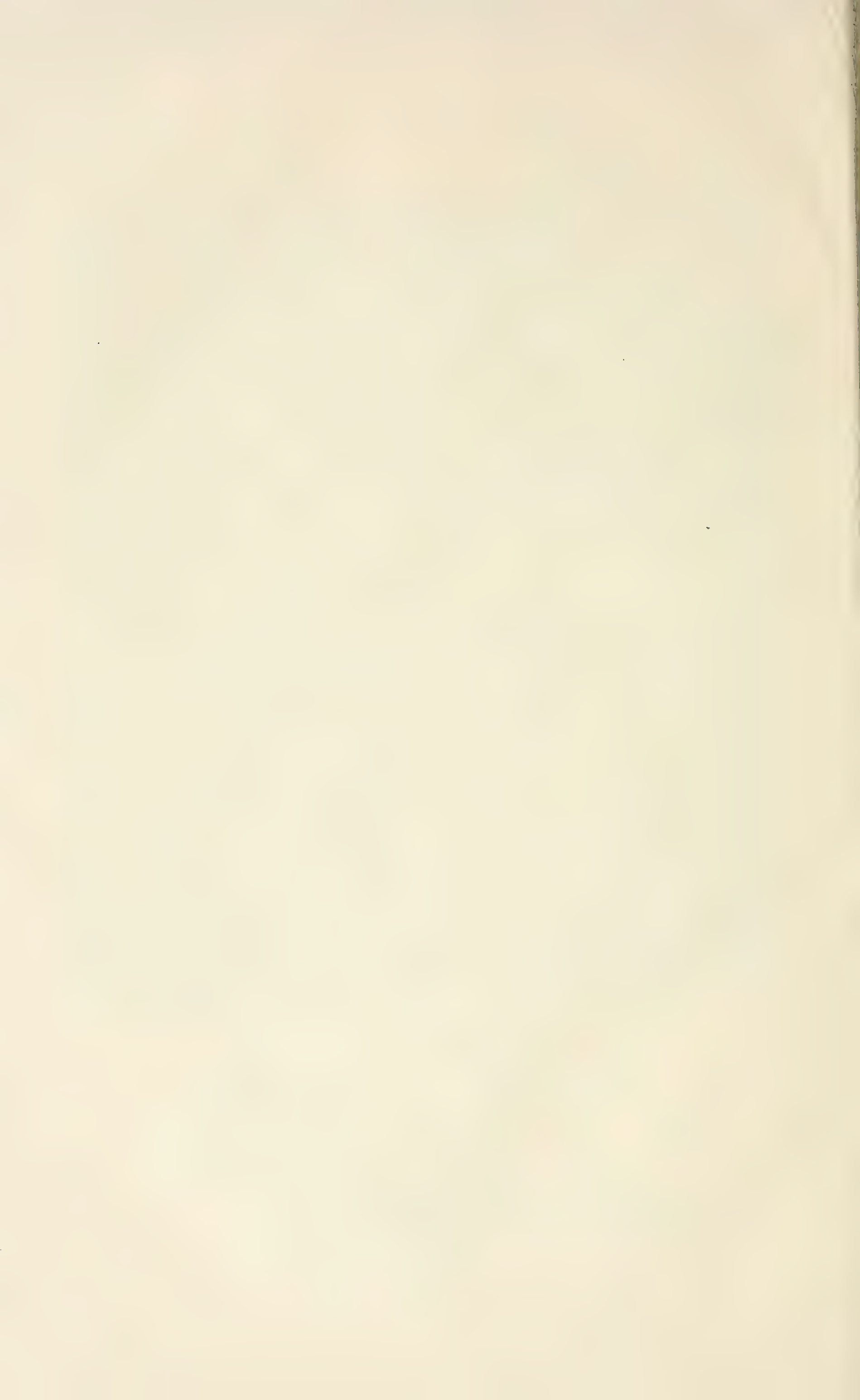
Zum ersten Briefe. Der Vorwurf der Preisaufgabe für 1803 hatte gelautet: „Ulyß, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt." Das Gemälde des Cornelius ist verschollen; der Künstler beschreibt seine Arbeit eingehend in einem Briefe an Flemming (Förster 1, 30ff.). Das Gutachten der Weimarer Kunstfreunde, von Meyer verfaßt, lautet:

„Ölgemälde, aus Düsseldorf eingesandt. Die Hauptfarbe ist grau in grau, aber die Gewänder sind verschieden nüanciert, so daß einige etwas ins Gelbe, andere ins Rötliche fallen. Zeichnung, Stil und Geschmack der



Strandendes Schiff

Sepiazeichnung von Peter Cornelius



Formen in diesem Bild fodern uns nicht zu Lobsprüchen auf: man stößt, wechselsweise, auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen; dem ungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meinung, denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiß zusammengedacht. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung, aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang. Polyphem scheint, in trunkener Verwirrung, laut zu stöhnen, und, im Begriff von seinem Sitz herunter zu sinken, stützt ihn kaum noch die Keule, welche er mit der Rechten gefaßt hält. Odysseus, das leere Gefäß in der Hand, macht gegen die Gefährten Zeichen, daß der Wein an dem Riesen zu wirken beginne. Der Vornehmste unter den Gefährten antwortet ebenfalls mit Zeichen, ein anderer entsetzt sich über das Gebrüll des Kyklopen, ein dritter nimmt erschrocken die Flucht. Auf der andern Seite, hinter dem Riesen, befinden sich auch drei Gesellen des Odysseus, sie halten den Ast oder Pfahl, der jenem ins Auge gebohrt werden soll. Einer horcht bloß, dem andern scheint der wilde Laut eine schmerzhafte Empfindung zu verursachen, der dritte äußert Furcht. Unten im Schatten liegen menschliche Schädel und Knochen. Hoch in der Höhle sieht man einige halbversteckte Ziegen. Verschiedene Köpfe sind mit Ausdruck und Geist gemalt, auch zeigen manche Glieder, manche Teile der Gewänder, daß der Künstler die Natur nachzuahmen beflissen war; mit einem Wort: die ganze Arbeit läßt uns einen jungen Mann von Fähigkeiten wahrnehmen, welchem wir bei seinen künftigen Unternehmungen gebildete Ratgeber wünschen; denn so läßt sich zwar bei gegenwärtigem Gemälde, wie schon gezeigt worden, aus dem Schreien des Kyklopen das übrige, was in dem Raume vorgeht, recht gut entwickeln, allein eben zu einem solchen Hauptmotiv als einem fürs Ohr und nicht fürs Auge berechneten Anstoß würden wir nicht geraten haben."

Zum zweiten Briefe. aufmuntrenden Schreibens: dieser Brief Goethes ist verschollen; er wird im Tageb. am 21. Nov. 1803 verzeichnet. — Anempfehlung bey Directtor Langer: am 21. Nov. sendet G. dem Maler Robert Langer, der sich gleichfalls an dem Preisausschreiben beteiligt hatte, dem Sohne des damaligen Direktors der Düsseldorfer Akademie Joh. Pet. Langer, seine Zeichnungen zurück und sagt im Begleitbriefe:

„Verzeihen Sie, wenn ich auf Ihre Rolle zugleich ein Bild von Herrn Peter Cornelius, von der Düsseldorfer Akademie, mit aufgewickelt habe, um nicht zwei Kasten dorthin abzuschicken. Wobei ich nicht leugnen will, daß ich noch einen höhern Zweck im Auge hatte. Würde Ihr Herr Vater, würden Sie sich selbst dieses jungen Mannes dergestalt annehmen, daß er über manches, was ihm noch im Wege steht, leichter hinüberschritte und in die echten Regionen der Kunst eindränge, so würden Sie sich ein

großes Verdienst erwerben. Vielleicht sehe ich schon übers Jahr die Früchte Ihrer Einwirkung."

Die Preisaufgabe für 1804 war: „das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt." Die Zeichnung des Cornelius befindet sich im Schloßmuseum zu Weimar; wir geben hier zum ersten Male eine Reproduktion derselben.

Meyers 'Beurteilung der eingesendeten Arbeiten im einzelnen' bespricht, ohne durch die Reihenfolge einen absinkenden künstlerischen Wert bezeichnen zu wollen, zuerst die Arbeit von Vincenz Raimund Grüner: 'Das verderbteste Menschengeschlecht beschleunigt seinen Untergang', dann Robert Langer: 'Erstarrender Mann, der die Seinigen überlebt', dann Ludwig Hummel: 'Frauen um einen leblosen Jüngling. Rettende', dann an vierter Stelle Cornelius: 'Familienszenen eines strandenden Schiffs'. Das Urteil über Cornelius lautet: „Große Zeichnung auf grau Papier mit Sepia getuscht und weiß gehöht, von Hn. Cornelius aus Düsseldorf, ein strandendes Schiff darstellend und Familienszenen unter den Verunglückten. [Folgt eingehende Beschreibung des Bildes.] Dieses ist die Umschreibung des Inhalts unseres Bildes, dessen Motive fast alle von der sanfteren Art sind, ja gar in das Fach der sentimentalen zu gehören scheinen, wie z. B. der junge Mann, welcher den Greisen zu retten bemüht ist, indem er das Hinsinken der Gattin und den Untergang des Sohnes ansieht. Handlung, Bewegung, Anstrengung, Gefahr, Not und Bestreben, derselben zu entgehen, walten übrigens durch das ganze Werk, wie auch ein edler, zierlicher Geschmack, gute Haltung und Massen von Licht und Schatten; es zeigen sich ferner gefällig abgewechselte Charaktere, auch verschiedene Köpfe, die in Gestalt und Ausdruck wohlgelungen sind, nicht weniger muß man die Sorgfalt der Ausführung loben, die weder ins Kleine noch ins Frostige fällt. Dem ungeachtet ist hier und da gegen die Richtigkeit der Zeichnung so wie gegen die Regeln der Verhältnisse gefehlt, auch wäre vielleicht der Anordnung des Ganzen mehrere Einheit zu wünschen. Diese Anmerkungen sollen indessen den Künstler nicht niederschlagen, sondern ihm vielmehr unsere besondere Aufmerksamkeit beweisen. Er hat in Jahresfrist recht große Vorschritte getan [hier wird in einer Anmerkung auf die Preisarbeit des Vorjahres zurückverwiesen] und verdient Aufmunterung." Dann in einer folgenden summarischen Zusammenfassung heißt es: „Der vierten [Zeichnung] sind wir nicht weniger geneigt, weil der Verfasser derselben mit angemessenem Fleiß und vielleicht unter allen mit der zartesten Empfindung gearbeitet hat."

Zum dritten und vierten Briefe. Für 1805 hatte Goethe den Künstlern überlassen, „die Aufgabe aus dem Leben des Herkules zu wählen, vom ersten Augenblick an, da er als Kind ein Schlangenpaar erwürgte, bis zur Aufnahme in den Olymp und Vermählung mit Hebe." Cornelius entschied sich für die Episode Herkules in der Unterwelt.

Seine Quelle war Riemers summarischer Bericht 'Leben des Herkules', den Goethe zum Unterricht der Künstler angefügt hatte; es heißt darin: „12) Holt den Cerberus aus der Hölle . . . . . steigt durchs tänarische Vorgebirg in die Unterwelt, wo alle Seelen vor ihm fliehen, außer Meleager und Medusa, nach der er hauen will, wovon ihn Merkur abhält." Seine einzige Quelle: daher, als die 'Jenaische Literatur-Zeitung' ihm zeitweilig nicht zur Hand ist, der Irrtum der ersten Zeichnung, statt der Medusa einen „Heroen" vorzuführen. Von den beiden Arbeiten liegt die zweite, eine angetuschte Federzeichnung, nicht mehr vor; die erste, eine Sepiazeichnung, befindet sich in der Berliner Nationalgalerie und ist reproduziert bei Kuhn: 'Peter Cornelius' S. 12 (mit irrtümlicher Bezeichnung: nicht Theseus und Pirithous stehen dem Herkules entgegen, sondern Meleager und der fälschlich für Medusa eingesetzte „Heroe").

Beide Zeichnungen kamen zu spät, um noch ausgestellt zu werden; doch wurde auch ihrer und anderer Nachzügler in dem Bericht über die Ausstellung von Meyer gedacht:

„Nachtrag. Hier wollen wir noch einige Kunstwerke anzeigen, welche erst eingelangt sind, nachdem die Ausstellung bald wieder geschlossen werden sollte und also keine Gelegenheit mehr war, sie zur öffentlichen Ansicht gehörig aufzustellen. [I. Zeichnung von Ludwig Hummel: 'Der junge Herkules erdrückt die Schlangen'.] II. III. Zwei Zeichnungen, von Hn. Cornelius aus Düsseldorf. Den gleichen Gegenstand mit einigen Veränderungen darstellend.

Herkules tritt in der Unterwelt auf, die Schatten fliehen vor seinem erzürnten Anblick. Meleager und Medusa stellen sich ihm allein entgegen, und diese will der Held vordringend bekämpfen; Merkur aber scheint ihn zurückhalten und besänftigen zu wollen. Die erste dieser Zeichnungen ist von sehr beträchtlicher Größe und kräftig mit vielem Fleiß in Sepia getuscht. Beinahe alle Köpfe sind wegen Lebendigkeit und geistreichen Ausdrucks lobenswert, und eben so befriedigt auch die weiche, gefällige Behandlung überhaupt, so wie die mit Geschmack angelegten Gewänder. Hingegen ist die Zeichnung unrichtig, und noch mehr die Verhältnisse, wodurch die meisten Figuren mißgestaltet erscheinen; der Künstler hat überdem noch aus Irrtum einen bejahrten, bärtigen Mann im Mantel, anstatt der Medusa, zum Meleager gesellt. Dieses nebst einigen Stellen, welche in Hinsicht auf Anordnung und Bewegung der Figuren unseren Freund nicht befriedigten, veranlaßten ihn, denselben Gegenstand zum zweitenmal in einer etwas kleineren Zeichnung, bloß Umrisse mit der Feder und leicht angetuscht, zu bearbeiten, und dieser letzte Entwurf hat in der Tat mehr Kunstverdienst als jene ausgeführte Zeichnung. Dort erscheint Herkules bloß drohend, hier aber in höchster Anstrengung und im Begriff zuzuschlagen, wodurch das Fliehen der Schatten besser motiviert wird; auch Merkur hat eine angemessenere Stellung erhalten. Medusa ist durch ihr Schlangenhaar kenntlich gemacht,

und die Figuren der Schatten haben ebenfalls Verbesserungen erhalten. Noch bemerken wir, daß die Unterwelt, welche in der ersten Zeichnung durch Gewölbe, etwa wie man sie in der Villa des Mäcenas sieht, angedeutet worden, in der zweiten passender zu einer weiten Felsenhöhle abgeändert erscheint. Wollte jemand die Frage aufwerfen, ob dieser Gegenstand . . . günstig für die bildende Kunst ist, so antworten wir, daß es uns wirklich also scheint, weil derselbe bei zweckmäßiger Behandlung sich durch sich selbst deutlich aussprechen kann. Die rasch angestrengte Tätigkeit des Herkules, dem Ruhigen, Leidenschafts- und Empfindungslosen in der Haltung der Medusa und des Meleager, mit einem Wort, Leben und Bewegung dem Erstarrten gegenüber, und zwischen inne die edle, gewandte Figur des besänftigenden, vermittelnden Merkurs begünstigen den Künstler, teils durch den Kontrast, zu dem sie Gelegenheit geben, teils durch abwechselnde große, kräftige und schöne Charaktere. Nur ist die Aufgabe in der Ausführung ungemein schwer und wird bloß einem ganz vorzüglichen Kunstvermögen glücken; denn die Erfindung verträgt weder das Gemeine noch Sentimentale, der Stil muß groß und ernst, die Formen richtig sein. Es wird meisterhafte Darstellung sowohl des Schönen als des Kräftigen notwendig erfordert."

Es war nicht der Weimarer Preis allein, den Cornelius mit seinen Arbeiten zu erringen wünschte; er hoffte an Stelle des unfähigen Hoffmann, den Goethe nach Weimar zur Ausschmückung des Schlosses berufen habe, in des Dichters Nähe gelangen zu können (Förster 1, 29 f.). Er hat keinen Preis davongetragen, der Weg nach Weimar ist ihm nicht erschlossen worden, sein Geschick hat ihn auf andere Bahnen geleitet, die der nationalen Kunst förderlicher gewesen sind. Als er sich, durch Boisserées Vermittlung, zum ersten Male wiederum bei Goethe mit Erzeugnissen seiner Schöpferkraft einstellt, im Mai 1811, da sind es keine Darstellungen, die, pomphaft und leer, pathetisch und nichtssagend, vom akademischen Geiste eines unpersönlich-idealen Klassizismus eingegeben sind, sondern die gewaltigen Zeichnungen zum 'Faust', die in begeistertem Sturm und Drang der deutschen Kunst die Pforten aufreißen zu selbstsicherer Wirksamkeit.

Die Briefe Johann Friedrich Reichardts an Goethe

Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv
mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

1. Brief.

Giebichenstein, den 29. September [17]93.

Im Begriff, diese Gegend zu verlassen, um mit meiner ganzen Familie nach einem Landgute im Holsteinischen zu ziehen, ergreife ich die Feder, Ihnen ein Lebewohl zuzurufen, das ich lieber Ihnen persönlich gesagt hätte, wär' ich sicher gewesen, Sie in Weimar zu treffen. Die Mehrheit der Stimmen sagte aber nein. So muß ich mir denn auch für dießmal die Freude versagen, Ihnen 'Erwin und Elmire' beim Claviere zu überreichen. Nehmen Sie es auch so freundlich an und erkennen Sie in der öffentlichen Zuschrift nur die Begier meines Herzens, Ihnen auf jede mir mögliche Weise die innige Verehrung und Dankbarkeit zu bezeigen, die mich erfüllt und ewig für Sie fortleben wird. Wie mich verlangt, von Ihnen selbst wieder etwas über Ihr Leben und edles Treiben zu erfahren, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken. Wollten Sie mich mit einigen Zeilen erfreuen, so bitt' ich solche nach Hamburg an die Pastorinn Alberti zu richten.

In oder vielmehr bei Kopenhagen, in Schimmelmanns, Bernstorffs und Reventlows Familien und Landhäusern lebte ich den August über so glücklich wie noch nie außer meinem Hause. Mit Schimmelmann, der ein genievoller, herrlicher Mann ist, ward ich herzlich eins. Wie wir Ihren 'Tasso', Ihre 'Iphigenia', den ganzen achten Band Ihrer Werke genossen

haben, das sagt sich nicht; ich wollte aber, Sie hätten's erfahren! Und wie ich Ihrer in den romantischen schwedischen Cullafelsen gedacht! —

Die Postpferde sind wirklich da. Ungern verlass' ich diese Gegend, ohne Sie gesehen zu haben. Behalten Sie mich ja in freundlichem Andenken!

Reichardt.

2. Brief.

Hamburg, den 23. November [17]93.

O daß die ruhige Stunde doch bald käme, in der Sie mir über das, was Sie treiben, ausführlicher seyn möchten! Wüßten Sie, wie innig ich mich unter all meinem bisherigen politisch-ökonomischen Treiben nach einer Nachricht von Ihrer Hand gesehnt habe, Sie würden es mir itzt um so ehr nachfühlen, welche Begierde Sie durch jen[es] hoffnungvolles Wort in mir rege gemacht haben, würden Mitleiden mit mir haben und mir recht bald das halb verheißne ausführlichere Blatt zu Theil werden lassen.

Darf ich Sie auch noch an ein altes schönes Versprechen erinnern? Eine Zeichnung von Ihrer Hand sollt' ich haben. Nun bezieh' ich mit dem frühesten Frühjahr ein liebes Landhaus im Holsteinischen, das soll dann geschmückt werden, wie man seine Wohnung fürs Leben schmückt. Erhielt' ich dazu Ihr Blatt! —

Daß Meyer noch bei Ihnen ist, freut mich um so mehr, da der liebe, treue Mann Ihnen bei einer Arbeit behülflich ist, die von der praktischen Seite nur zu leicht Ihre Geduld ermüden könnte! — Doch nein — Sie sind es ja! Sie, der alles besitzt, was sonst mehrere große, geistvolle Männer zusammen thun müssen, um etwas Ganzes zu vollenden! Um alles wollt' ich die Aussicht nicht aufgeben, Sie wieder zu besuchen, und gewiß hätt' ich es noch vor meiner Abreise von Giebichenstein gethan, wäre nicht alles so schnell zur Vollführung eines Entwurfs gegangen, als lange und wohlüberlegt ich ihn bereitet und bis zur Ausführung von allen Seiten gesichert hatte. Kämen Sie doch einst zu uns nach Holstein! ich werde zwischen Kiel, Eutin und Plön in Rethwisch wohnen. Das Land ist höchst anmuthig

und der dortige Gutsbesitzer gewiß der freieste Mann, der itzt in Europa existiert. Den Winter über bleib' ich hier und in der Nähe. Ich kann nur enden, wie ich anfing: O, daß das liebe verheißne Blatt mir bald käme!

Reichardt.

3. Brief.

Giebichenstein, den 8. Februar [17]94.

Ich mag nicht länger Ihnen so nahe seyn, ohne Ihnen von der Veränderung oder vielmehr der neuen Befestigung meiner Lage mit Einem Wort Nachricht zu geben. Da ich mit Schreiben aus der Ferne nichts ausrichtete, so ging ich im Januar selbst nach Berlin, um auf eine gute Art dort ganz loszukommen; ich bin aber dagegen auf die beste Art wieder festgemacht worden. Man hat mir dieß kleine Gut, das ich sehr liebe, zum Eigenthum gegeben und dazu die Freiheit, es vom Frühjahr bis zum Herbst ungestört zu bewohnen. Den Winter werd' ich künftig, für meine Kunst beschäftigt, in Berlin zubringen.

Die Hoffnung, daß Sie mit dieser Veränderung zufriedner seyn werden als mit jeder andern, die ich seit drei Jahren unternahm, treibt mich an, es Ihnen sogleich zu melden. Das Verlangen, einige freundliche Zeilen von Ihnen hierher zu erhalten, gesellt sich dazu. Nicht wahr, Sie lassen es nicht lange unbefriedigt?

Reichardt.

4. Brief.

Giebichenstein, den 16. Juni [17]94.

Mit wachsendem Vertrauen geb' ich diesen zweiten Band meiner Musik zu Ihren herrlichen Werken in Ihre Hände. Der dritte wird 'Claudine von Villabella' enthalten. Können Sie dieß liebe Stück immer noch nicht dort aufführen lassen?

Haben Sie meinen herzlichen Dank für Ihren trefflichen 'Reineke'. Wie es mich freut, daß ich nun auch meinem kleinsten Jungen ein Buch von Ihnen geben kann!

Ich rechne sehr darauf, diesen Sommer einige glückliche Tage in Ihrer Nähe zu verleben. Bleiben Sie den Sommer über

in Weimar, und komm' ich Ihnen in jedem Monat gleich recht? Ich müßte zu Ihnen, sollt' es auch nur geschehen, um mir die längst verheißne Zeichnung von Ihrer Meisterhand zu holen, für die der bestbeleuchtetste Platz in meinem besten Zimmer frei gelassen worden. Könnte dieß Zimmer Sie selbst einmal und bald beherbergen, wie glücklich würde das mich und mein liebes Weib machen, die außer Sie und Herders keinen Wunsch nach neuer Bekanntschaft hat! Mich dünkt, es sollte Ihnen in unsrer recht lieblichen Wohnung, in unserm fröhlichen Hauskreise wohl werden.

Wollen Sie wohl der lieben Herder das beiliegende zweite Exemplar von den beiden Bänden meiner Musik mit meinem herzlichen Gruße geben.

Vergessen Sie mich ja nicht!

Reichardt.

5. Brief.

Giebichenstein, den 14. September [17]94.

Herr Schede, ein junger Studierender aus Halle, Sohn des Criminalrath Schede in Berlin, verehrt Sie mit so inniger ächter Liebe und wünscht sich's so sehnlich, Sie zu sehen und wenn auch nur einige Minuten in Ihrer Nähe zu seyn, daß ich ihm dieses Eingangsblatt unmöglich versagen kann, so sehr ich auch bis itzt jedes dergleichen Ansuchen gerade von mir gewiesen habe. Ich bitte, erfüllen Sie den Wunsch des lieben, feinen jungen Mannes!

Es war also doch nicht möglich, uns auf Ihrem Rückwege zu besuchen? Ich eilte gerades Weges von Dresden her, um Sie nicht zu verfehlen. Lassen Sie uns künftigen Sommer doch glücklicher seyn!

Ich hoffe, Meyer kömmt auf seinem Wege nach Weimar zu uns: dem geb' ich dann etwas für Sie mit. Behalten Sie mich bis dahin in freundlichem Andenken!

Reichardt.

6. Brief.

Hamburg, den 7. April [17]95.

Hundert Mal ergriff ich seit den 3 Monaten, die ich hier lebe, die Feder, Ihnen zu schreiben, aber immer ward es mir unmöglicher, von der elenden Sache, die mir eine Freiheit aufdrang, welche ich seit 4 Jahren vergeblich suchte und die mir im vorigen Jahre mit den ansehnlichsten Zusagen auf immer verweigert wurde, ein Wort weiter zu schreiben. Freunde in Berlin und Dessau versprachen mir noch bei meinem dortigen Aufenthalte, Ihnen die bedeutendsten Briefe und kleine Schriften, die durch jenen Vorfall veranlaßt wurden, zuzuschicken, und ich hoffe, sie haben es gethan. Sie gestatten mir itzt, daß ich Ihnen ohne weiteren Rückblick sage, wie ich mich wieder auf demselben Wege befinde, den ich im vorigen Jahre gegen mein Herz verließ, daß ich im Holsteinschen in der Nähe von Hamburg und viel in Hamburg selbst künftig wohnen werde. Ein bestimmtes Geschäft mußt' ich mir aber machen, und so hab' ich mich nun fürs erste ganz in die französische Sache geworfen, die mich von Anfang an übermächtig an sich gezogen hat und für die ich hier einen Reichthum von Materialien und Verbindungen finde, als säß' ich mitten in Paris. Ich benutze die Local- und Zeitumstände und fange ein Journal an, zu welchem mich alles einladet. Nehmen Sie das erste Stück davon freundlich auf, und verfehl' ich Ihren Beifall damit nicht ganz, so erfreuen Sie mich bald mit Einem Worte darüber.

Darf ich Ihnen auch wohl ein Exemplar für Ihren Herzog beilegen? und dabei eine Idee, die sich mir aufdringt, zur Beurtheilung und, wenn Sie sie nicht ganz verwerfen, zur Beförderung vorlegen?

Bei der seit zwanzig Jahren gepflogenen vertrauten Bekanntschaft mit den angesehensten Häusern Hamburgs stehn mir die ausgebreitetsten Correspondenzen nach allen Ländern Europas offen; posttäglich erfahr' ich von allen Seiten her, was irgend Wichtiges in den Hauptstädten Europas sich ereignet. Wollte mich nun Ihr Herzog zu seinem hiesigen Correspondenten oder Commissionar bestellen, so könnt' ich die wichtigsten Nachrichten,

die hier einlaufen und von den Zeitungen oft nicht aufgenommen werden dürfen, posttäglich berichten, auch merkwürdige Schriften und Kunstsachen auf dem geraden Wege aus der ersten Hand, um den eigentlichen Preiß, den deutsche Kunsthändler so unmäßig zu erhöhen pflegen, besorgen. Wenigstens treue und frühe Nachricht davon geben.

Verzeihen Sie! Wenn anders das herzlichste Vertrauen, welches die reinste Verehrung einflößet, Verzeihung bedarf.

Jacobi hatte uns die Hoffnung gegeben, Sie vielleicht bald hier zu sehen, er hat sie uns auch kürzlich wieder genommen. Vor dem Junius müßten Sie ja nicht gekommen seyn. Die ganz offne Schifffahrt und die Elbufer mit lustigen Landhäusern voll mannigfach gemischter Gesellschaft ist das einzige, was Hamburg Ihnen bieten kann, und das ist im Junius erst alles in gehörigem Gange. Jene Hoffnung des schönen Wiedersehens hemmte auch oft meine Feder, sonst hätt' ich Ihnen auch schon längst für Ihren herrlichen 'Meister' danken müssen. Aber wie danken für den köstlichen Genuß! Unger hat mich kürzlich mit dem dritten Buche hoch beglückt; mit brennendem Verlangen seh' ich den Bogen des 4. Buchs entgegen, die er mir heute verheißt. Könnten Ihnen die Liedermelodieen, die ich so froh entwarf, doch einige angenehme Minuten gewähren! Sahen Sie schon: „Kennst du das Land?" Das müßt' ich Ihnen selbst vorsingen.

Ist es gegründet, daß Sie ganz nach Jena ziehen? Der brave, glückliche Meyer zieht wohl mit Ihnen. Seit dem October, da ich aus meiner friedlichen Wohnung in Giebichenstein nach Berlin gesprengt wurde, liegt sein 'Apoll', nach dem mich's herzlich verlangt, für mich dort. Ich kam nicht wieder nach Giebichenstein, und das Blatt kommt erst mit anderen Sachen zu Wasser hieher. Sobald ich's in Händen habe, schreibe ich ihm selbst und mache die Sache mit ihm ab. Wollen Sie ihm das wohl sagen? Es wird ihn auch freuen zu hören, daß meine Schwägerinn Alberti in Dresden, seinem trefflichen Rathe eingedenk, sehr fleißig ist.

Ich bitte, verzeihen Sie all dieß zudringliche Geschmiere!

Reichardt.

7. Brief.

Giebichenstein, den 5. December [17]95.

Bei meiner Heimkunft fand ich einen Brief von dem braven Meyer, worin er mich an die Rücksendung oder Bezahlung (mit 16 Ducaten) seines 'Apollos' erinnert. Ich gestehe, daß es mir bisher eben so schwer geworden ist, mich von der schönen Zeichnung zu trennen, als sie baar zu bezahlen. Bei meinem Aufenthalt in Berlin, woher ich eben zurückkehre, kam bei Übergabe einer mir zugehörigen Berliner Musikhandlung, die bis dahin der jüngere Moritz verwaltet hat, eine Rechnung vor, die dieser mir längst und mehrmalen übermacht hat, von der ich aber keine Notiz nehmen mochte. Das Verlangen, jene Zeichnung zu behalten, treibt mich aber an, Sie zu befragen, ob es für Ihre dortige Theatercasse wohl thunlich wäre, eine Sache durch die andre abzumachen?

Ich höre, Sie haben 'Claudine' aufgeführt — und sind so grausam gegen mich gewesen, mir kein Wort darüber zu sagen! Mehrere Reisende und mit Ihnen correspondierende Männer haben mir versichert, daß Sie damit und mit meinen Compositionen zum 'Meister' zufrieden waren: das hat aber mein Verlangen, von Ihnen selbst etwas darüber zu hören, nur vermehrt. Ich weiß wohl, wie ungern ein Mann wie Sie über so etwas schreibt und wünschte freilich auch unendlich mehr noch, mit Ihnen selbst darüber zu sprechen. Wären Sie um die Weihnachts- und Neujahrszeit wohl etwas frei zu treffen? — Ich könnt' Ihnen 'Jery und Bätely' mitbringen. Mit herzlichem Verlangen erwart' ich hierüber ein freundlich Wort von Ihrer Hand.

Reichardt.

8. Brief.

Berlin, den 25. Januar [180]1.

Alle meine bisherigen Bedenklichkeiten, mich Ihnen wieder eigenwillig zu nähern, verschwinden; ich denke, ich fühle nur das Glück, Sie wieder außer Gefahr zu wissen, und mein Herz treibt mich unwiderstehlich an, es Ihnen zu sagen, daß ich erst seit dieser Nachricht wieder ganz glücklich bin. Ich war eben

die letzte Zeit so froh mit Ihnen beschäftigt gewesen, hatte 'Jery und Bätely' für das hiesige Nationaltheater vollendet, hatte zu Ihrem 'Egmont', der nächstens gegeben werden soll, Orchestermusik und einige Lieder, für die Königinn und die Prinzessinn von Oranien viel herrliche einzelne Sachen aus 'Euphrosyne', aus 'Alexis und Dora', aus 'Proserpina' p. glücklicher als je componiert, täglich sangen wir die Sachen, Sie lebten in unserm schönsten Kunstgenuß mitten unter uns, als der harte Schlag uns traf, Ihr Leben sei in Gefahr! — Hätten Sie unsre Angst gesehen! — Bestätigen Sie es uns mit irgend einem kleinen Lebenszeichen, daß jede nahe Gefahr entfernt ist; Sie werden viele edle, tiefbekümmerte Seelen dadurch beruhigen. Thun Sie es, ich bitte, thun Sie's bald!

Gerne will ich Ihnen alles, was ich in den letzten glücklichen Monaten in Potsdam und hier für Ihre herrlichen Verse entwarf, schicken, wenn ich Ihnen die mindeste Freude damit machen kann. Ich drücke mich inniger als je an Ihr Herz.

Reichardt.

9. Brief.

Berlin, den 27. Februar [180]1.

Ich habe in dieser Zeit viel Glück erlebt, mit großen und kleinen Arbeiten viel Freude gemacht und Belohnungen jeder Art sehr freudig geerndtet; aber nichts von alle dem gleicht der innigen Freude, die mir Ihr lieber, edler Brief gab. Ich fühle mich seit der Zeit erst wieder ganz glücklich. Gewiß hätt' ich Ihnen gleich darauf alles geschickt, was ich, beseelt von Ihrem himmlischen Genius, zeither hervorgebracht habe, wenn nicht Ihr Herzog sich erboten hätte, es mitzunehmen. Ohnerachtet er erst früher abreisen wollte, kommt mir seine Abreise jetzt doch so unerwartet schnell, daß ich ihm nur mitgeben kann, was ich eben im Gewühle des verlängerten Carnevals selbst habe abschreiben können. Die Copisten sind weder mit 'Jery und Bätely' noch mit 'Egmont' fertig. Es soll aber gewiß alles bald in vollstimmiger Musik nachfolgen. Auch einiges aus meiner 'Rosmonda', die hier eine bei Hof und Stadt unerhörte Sen-

sation gemacht und die wir noch immer, schon einige Wochen über den Carneval hinaus, wiederholen.

Schwer wird es mir, Ihnen die Lieder zu schicken, statt sie selbst zu bringen, sie Ihnen selbst vorzusingen; doch hoff' ich, Sie werden auch so sich darinnen wiederfinden, und dann ist mein schönster Wunsch erfüllt. Kommt Ihnen die Herzoginn von Hildburghausen nahe, so lassen Sie sich doch ja das „Freudvoll ꝛc“ von ihr singen; ich glaubt' es nur von unsrer Königinn hören zu können, sie singt es aber ganz unglaublich schön. Auch die 'Proserpina' muß sie Ihnen singen. Zu der Begleitung dieses Gesangs — die den süßen Taumel des Moments ausdrückt — nehmen Sie doch ja einen recht zarten, fertigen Clavierspieler! Ich bin recht unruhig zu wissen, welches von diesen kleinen Sachen Ihnen die meiste Freude gewährt hat. Daß ich sie Ihnen doch zum erstenmal hätte hören lassen können! Ich bin im Herzen gewiß, daß dieser Ihrer Erholung gewidmete Frühling nicht vergehn soll, ohne persönlich etwas zu diesem schönen Zwecke mitzuwirken. Könnt' ich Ihnen in meinem frohen, glücklichen Landhause zu Giebichenstein einige frohe Tage bereiten, dann sollten Sie vieles von Ihren Gesängen zu Ihrer Freude hören. Eine meiner Töchter singt recht brav, und alle machen ein angenehmes Chor. Wie gerne sendete ich Ihnen meine Pferde entgegen, käme selbst, Sie abzuholen, um auf dem Hin- und Herwege für Ihre Bequemlichkeit zu sorgen! Sobald der Hof — Ende März — Berlin verläßt, kehr' ich dorthin zurück. Könnt' ich meinem sehr lieben Weibe, die sich Ihres neuen Lebens mit allen edlen, gefühlvollen Seelen so innigst erfreut, die Hoffnung mitbringen, Sie unter unserm wirthlichen Dache einige frohe Tage zu bewirthen! Nur das Eine fehlt uns noch zur Vollendung unsers lieblichen Lebens. Gewähren Sie's uns! und bald!

Reichardt.

10. Brief.

Giebichenstein, den 9. November [180]1.

Empfangen Sie einige Kleinigkeiten, wie ich sie hier eben vorfinde! Das meiste von meinen neuesten Sachen ist in Berlin.

Einige größere Sachen halt' ich absichtlich zurück, weil ich noch immer die Hoffnung hege, sie selbst Ihnen das erstemal hören zu lassen oder auch von einer meiner Töchter Ihnen vorsingen zu lassen. Dieß wünsch' ich besonders von Petrarchischen Sachen. Bei all meiner Vorliebe für Petrarch, den ich von jeher unter allen großen Dichtern nach Ihnen am herzlichsten liebte, wollt' es mir immer nicht mit seinen Versen gelingen. Diesen Sommer ging mir über deren Behandlung mit Eins ein Licht auf, und von dem Augenblick an empfangen sie willig den gefälligen italienischen Gesang neben der strengsten Wahrheit der Declamation. Eine Menge seiner Sonette und Canzonetten hab' ich mit seltnem Glück bearbeitet.

Ob ich nun aber noch vor meiner Reise nach Berlin, die in den letzten Tagen dieses Monats nothwendig wird, das Glück haben soll, einige Tage in Ihrer Nähe zu leben, wird allein von Ihrem Wink abhangen. Finden Sie es für die Zeit zwischen dem 15. und 25. November gerathen, so komm' ich gerne. Wie sehr mich darnach verlangt, Sie wiederzusehn und Ihnen so mancherlei Neues vorzulegen, vermag ich nicht Ihnen auszudrücken, weit weniger noch, wie herzlich ich Sie verehre.

Reichardt.

11. Brief.

Giebichenstein bei Halle, den 23. November [180]1.

So äußerst schwer es mir auch wird, dem Vergnügen, Sie wiederzusehn, für jetzt zu entsagen, so muß ich der Nothwendigkeit doch nachgeben. Ihr sehr lieber Brief vom 16. kommt erst in diesem Augenblick in meine Hände, und in den nächsten Tagen muß ich nach Berlin, um den Proben vom 'Zauberschloß' und vom 'Brenno' beizuwohnen. Ich bringe auch noch ein neues Stück für das Berliner Nationaltheater dorthin, und daß ich dieß nun aufs Theater geben muß, ohne Ihr Urtheil vorher darüber zu kennen, ist mir höchst empfindlich. Es ist 'Des Hercules Tod', ein Melodram mit Chören. Durch diese hab' ich gesucht, dem Ganzen so viel mir möglich einen antiken tragischen Charakter zu geben. Mir scheint die Conception glücklich, aber um desto mehr war mir auch daran gelegen,

Ihr Urtheil über die Ausführung zu wissen. Schriftlich kann ich dieß unmöglich von Ihnen erwarten; Sie haben wichtigere und interessantere Beschäftigungen. Beim Fortepiano, das bei diesem Genre die Declamation leidlich gut unterstützen kann, durft' ich wohl hoffen, daß Sie sich etwas genauer darauf einließen. Auf dieses Glück kann ich nun aber nicht ehe als nach dem berlinischen Carnaval rechnen. Doch kann ich auch wohl, da mein 'Brennus' die erste Oper im Carneval ist und mein Sinn gewaltig nach Paris hinsteht, gegen Ende des Januars von Berlin fort, und dann geht mein erster Weg sicher nach Weimar. Möchte doch auch bis dahin die Aufführung meiner 'Geisterinsel' ganz ausgesetzt werden, damit ich die letzten Proben selbst halten könnte! Meine Theatersachen erfordern das fast. Könnte man zu der Zeit nicht auch Ihr 'Jery und Bätely' einstudieren? Ich wollte gerne die Partitur davon vorausschicken. Heute send' ich Ihnen den Clavierauszug davon: könnt' er Ihnen doch am Clavier einen kleinen Theil des Vergnügens gewähren, das das Berliner Publicum bei der Aufführung des allerliebsten Stücks allgemein zu haben schien! Ich legte Ihnen gerne noch einige kleine Sachen bei; ich bin aber ungewiß, was ich Ihnen das erstemal von Berlin aus geschickt habe und ob das auch gerade Ihren Wunsch einigermaßen erfüllt hat. Geben Sie mir nur nach Berlin hin einen Wink darüber, was Sie zu haben wünschen, und ich eile mit Freuden, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen.

Reichardt.

12. Brief.

Potsdam, den 19. December [180]1.

Die Verbindlichkeit, die Tage und Stunden, die mir meine deutschen und italienischen Proben in Berlin frei lassen, für die Königinn hier in Potsdam zu seyn, hat mir die frühere Erfüllung Ihres Verlangens unmöglich gemacht, und selbst jetzt, da ich in einer stillen Abendstunde die Feder für Sie ergreife, bin ich nicht sicher, ob sie hinreichen wird, meine Composition Ihrer herrlichen Hymne ganz in Ordnung zu bringen. Entworfen hab' ich sie gleich; denn wie könnt' ich etwas Sang-

bares Ihrer Muse freudig genießen, ohne es auch gleich zu singen! Die musikalische Conception eines solchen Gedichts will aber auch hinterdrein äußerst sorgfältig ausgearbeitet seyn, und dazu muß man mehr wie einmal kalt und warm werden. Entspricht meine Arbeit nur einigermaßen dem hohen Genuß, den mir das herrliche Gedicht gewährt, so werden Sie hoffentlich damit zufrieden seyn. Aber die Sängerinn? — Nun, Mlle. Jagemann ist keine gewöhnliche Sängerinn, und hat Sinn und Gefühl für hohe Declamation. Erhalten Sie die Hymne, der ich nach Ihrer Idee nur die etwas reiche Fortepiano-Begleitung beifüge, nicht noch mit diesem Briefe, so doch ganz gewiß mit der folgenden Post. Lassen Sie mich nun aber auch bald das Ganze genießen, nach dem ich wahren Heißhunger habe! Wenn Sie unsre liebe, schöne Königinn recht sehr erfreuen wollen, so geben Sie uns einige kleine gefühlvolle Gedichte für den Gesang. Alles, was ich ihr von Ihren schönen Liedern componiert habe, wird vor allem andern täglich gesungen, und sie singt sie mit einer Innigkeit und Lieblichkeit, die Ihnen manches Lied entlocken würde, hörten Sie sie singen.

Heute send' ich Ihnen auf jeden Fall die Partitur von 'Jery und Bätely'. Sie werden finden, daß die Kampfscene ohne Musik geblieben ist. Ein Neuling mit einer schönen Tenorstimme machte diese Änderung nothwendig. Tieck hat damals die Verse der Scene mit geringen Änderungen in Dialog verwandelt. Sie selbst thun das nun besser, wenn Sie nicht anders wollen, daß ich die Scene noch für Ihr Theater componieren soll; wozu ich auch bereit bin, sobald meine Opern im Gange sind, welches mit dem Anfange Januars erreicht wird. Wie ich dann nach vollendeten Aufführungen des 'Brenno' zu Ihnen eilen werde, dessen erfreue ich mich jetzt schon mit ganzer Seele.

Reichardt.

13. Brief.

Potsdam, den 22. December [180]1.

Sie empfangen hiebei im Verfolg meines vorigen Briefs die Hymne, die ich in dem wirrigen Leben zwischen hier und Berlin nicht im Stande war am vorigen Posttage beizulegen. Ich habe

bei der strengsten Beobachtung des für Musik schweren Sylbenmaßes möglichst angenehm für die Stimme zu seyn gesucht; aber so wie die Melodie da nun steht, muß sie auch ohn' alle Verrückungen der Längen und Kürzen und ohne melodische Zusätze gesungen oder vielmehr stark declamiert werden; was die Sängerinn zum Vortheil der Stimme anbringen kann, hab' ich angedeutet. Könnt' ich sie Ihnen doch zum erstenmal selbst vordeclamieren! Doch auch später freu' ich mich herzlich dazu.

Reichardt. In Eil'.

14. Brief.

Giebichenstein bei Halle, den 22. April [180]2.

Zurückgekehrt in meine ländliche Heimath, eil' ich mich zu erkundigen, wann ich Ihnen am gelegensten komme und zu welcher Zeit ich wohl am ersten hoffen dürfte, etwas von den Vorstellungen zu sehen, mit deren Veranstaltungen Sie in der letzten Zeit das Weimarer Theater und die Kunst bereichert haben. Ich bin für die nächste Zeit ganz frei und habe keinen heißeren Wunsch, als Ihnen recht bald meine herzliche Verehrung persönlich bezeugen zu können.

Reichardt.

15. Brief.

Giebichenstein, den 14. May [180]2.

Ihre erfreuliche Anmeldung hat mich und mein ganzes Haus mit Jubel erfüllt. Mit der ungeduldigsten Erwartung sehen wir dem Tage Ihrer Ankunft entgegen. Bleiben Sie indeß vorher mehrere Tage in Lauchstädt, so kann ich Sie unmöglich mir so nahe wissen, ohne Ihnen entgegen zu eilen. Geben Sie mir doch hierüber einen freundlichen Wink! Ich habe den Herrn Amtmann Rothe ersucht, mir Ihre Ankunft in Lauchstädt sogleich wissen zu lassen, und wünsche sehnlich, daß mir der Bote zugleich einige Zeilen Nachricht von Ihrem dortigen Aufenthalte und Ihrer erwünschten Herüberkunft bringe.

So schwer es mir ward, Ihnen meine Freude bis heute zu verschweigen, so schwer wird es mir nun auch wieder, weiter

etwas hinzuzufügen, da die Erfüllung der schönen Hoffnung, Sie selbst zu sehen, mir so nahe ist.

Reichardt.

16. Brief.

Giebichenstein, den 20. May [180]2.

Tausendmal willkommen in unsrer Nähe! So schwer es mir auch wird, Sie so nahe zu wissen, ohne Sie zu sehen, gehorche ich dennoch und erwarte Sie Sonnabend in meinem Hause. Alle die Meinigen freuen sich mit mir unaussprechlich zu Ihrem Empfange.

Ja, wohl können Sie Halle umfahren. Von dem letzten Dorfe, Passendorf, geht der Weg über die Wiesen und unsre Fähre. Helles und ruhiges Wetter geleite Sie in unsre angenehme Gegend, der bisher nur Ihre Gegenwart gefehlt hat, um für uns die angenehmste zu seyn. Wohl uns, daß wir Sie so bald hier haben werden!

Reichardt.

17. Brief.

Durchlaucht der Herzog, den ich bei Mlle. Jagemann sah, hat mir aufgetragen, Ihnen wissen zu lassen, daß er zu Ihrem morgenden Concert einen Casselschen Violinisten durch Mlle. Jagemann habe einladen lassen. Diese protegiert ihn und eilte die Einladung nach Jena ergehen zu lassen.

Diesen Nachmittag werd' ich zu Hause Ihren Ruf erwarten. Meinen besten Dank für die angenehme Spazierfahrt.

[Weimar,] den 29. May [1802]. Reichardt.

18. Brief.

[Weimar,] Dienstag früh [1. Juni 1802].

So oft ich zu Ihnen gehe, geschieht es immer mit der Idee, Sie um irgend einige sangbare Verse zu bitten, die ich hier noch componieren könnte, um doch einige angenehme Töne zurückzulassen. Vor dem Reichthum Ihres Gesprächs verschwindet immer jede mitgebrachte Idee. Ich bitte, lassen Sie mich diese

letzten Morgenstunden in Ihrer Nähe noch froh dazu anwenden. Und Ihr 'Gaudeamus' und Ihr 'Mihi est propositum' und den 'Rattenfänger' — die prächtigen Sachen bekomm' ich doch mit? Es wird sicher nicht[s] davon gemißbraucht werden. Seit länger als zwanzig Jahren besitz' ich einige solcher köstlichen Sachen von Ihnen, die nie aus meinen Händen kamen.

Reichardt.

19. Brief.

Giebichenstein, den 2. Juni [180]2.
Abends 6 Uhr.

Ich kann das Weimarsche Fuhrwerk, das mich in vierzehn Stunden sehr gut hergebracht hat, unmöglich zurückgehen lassen, ohne ihm ein Wort des herzlichsten Danks für all Ihre Liebe und Güte, mit der Sie mich so viele schöne Tage beglückten, mitzugeben. Auch hier find' ich alles im froheſten Zustande: mein liebes Weib viel wohler und die Großmutter mit dem kleinen feinen Schatz glücklich angelangt, wenige Stunden vor mir. Meine Kinder jubeln im Hause herum über die Gewißheit, daß wir Sie in vierzehn Tagen sicher wieder hier sehen werden, und ich selbst tröste mich darüber, daß Sie nicht heute gleich in dem herrlichen Abendlicht die angewachsene Schönheit meines Gartens sehen, damit, daß er dann gerade seine ganze Schönheit erreicht haben wird. Unsre lieben Hamburger haben sich eben auch gegen die Mitte dieses Monats von Dresden her angemeldet, und es würde uns und auch die lieben, edlen Menschen doppelt glücklich machen, wenn Sie hier den Verlust Ihrer Bekanntschaft, den sie nicht genug bejammern können, einigermaßen ersetzen könnten. Ich finde hier auch ein Blatt meines Schwager-Schwiegersohns, des Kriegsrath Alberti in Berlin, über den 'Jon' und trage um so weniger Bedenken, es Ihnen beizulegen, da er selbst den Ton und Inhalt gehörig würdigt. Von Herrn v. Redteln, einem recht feinsinnigen Kunstfreund, sollen Sie ein Blatt hier finden über denselben Gegenstand.

Meine zwei Worte des Danks werden zum weitläufigen Geschmiere; ich breche ab, mich im Geiste noch einmal dankbar an Ihre Brust drückend. Reichardt.

Den 3. Abends. Der Weimarer hat dieß Blatt nicht bekommen, weil er gegen die Abrede, ohne sich etwas aufzuhalten, zurückgekehrt war. So wenig es auch Ihrer würdig ist, will ich's doch mit der Post abgehen lassen, um Ihnen sogleich einen Brief, Iffland betreffend, mitzusenden. Der Jubel des heutigen frohen Tages hat mich zu keinem besonnenern Blatte kommen lassen. Sie fühlen jetzt gewiß mehr als je, wieviel Bedeutung für uns in den Worten liegt, wenn ich Ihnen wiederhole, daß diesem unserm Leben bisher nur allein Ihre Nähe und Gegenwart fehlte, um ganz vollkommen glücklich zu seyn! Sie fühlen es uns sicher nun ganz nach, wie unendlich viel uns die Hoffnung ist, Sie nun so bald wieder hier zu sehen. Wäre der Vierzehnte doch erst da! Kämen Sie doch noch früher, und zuerst zu uns! Aus der Kammer meines lieben Weibes, aus dem Zimmer der Mädchen, in welchem Ihr liebes Frühlingslied schon zur Chitarre erschallt, wird mir ein ganzes Concert von Grüßen für Sie zugerufen. R.

[Erste Beilage.]

Berlin, vom 22. Mai [1802].

Über die Aufführung des 'Jon' wird Carl Dir nächstens mehr sagen. Heute nur so viel, daß es uns mit vielen sehr gefallen hat. Allgemein gefällt es indeß nicht. Man findet es zu lang und zu ausgedehnt, manches darinnen auch sehr indezent. Redtel[n], der wie Schlegels ganzer Anhang ganz entzückt von dem Stück ist und heute nicht aufhören konnte zu loben, meint, es wäre zu gut, als daß es dem großen Publicum gefallen könnte. Die Unzelmann spielte den Jon ganz vortrefflich, nie hab' ich sie so spielen sehn; auch die Musik machte sich sehr hübsch. Die andern spielten alle nicht gut. Die Meyer zu kalt, und Iffland, meinte Carl, hätte ganz falsch declamiert. [Alberti.]

[Zweite Beilage.]

Wohlgeborner Herr!

Mein Onkel, der Director Iffland, der im Begriff steht, von hier abzureisen, vorher aber noch dreimal spielt, ist so sehr beschäftigt, daß er dadurch verhindert ist, Euer Wohlgeboren selbst zu schreiben. Er hat mir daher aufgetragen, Sie

zu benachrichtigen, daß er erst nach Stettin geht, um dort zu spielen; am 15. geht er dort ab, bleibt hier nur 24 Stunden, um sodann sogleich seine Reise nach Stuttgart, wo ihn der Herzog erwartet, ununterbrochen Tag und Nacht fortzusetzen. Von dort wird er ungefähr bis zum 2. August wieder hier eintreffen.

Vor der Reise nach Stuttgart ist es ihm daher nicht möglich; sich in Weimar aufhalten zu können, wenn es aber auf der Zurückreise geschehen kann, so wird er sich mit Euer Wohlgeboren deshalb näher vereinigen und die Zeit, wenn er dort eintreffen kann, von Stuttgart aus wissen lassen.

Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ergebener Diener

Berlin, den 29. May 1802. Eisendecher.

20. Brief.

Tausend Mal willkommen in unsrer Nähe! Seit acht Tagen sahen wir stündlich und augenblicklich Ihrer Ankunft ungedulig entgegen. Alles trauert hier, daß Ihr Brief noch nichts von Ihrer Herüberkunft sagt. Ich komme morgen Vormittag zu Ihnen und bringe den dreistimmigen Gesang mit. Könnten Sie denn doch morgen gegen Abend mit mir herfahren! Gerne würde ich Sie Donnerstag oder Freitag wieder dorthin führen. Bitte, bitte! thun Sie an meinem Hause, was irgend möglich ist. Alle die Meinigen bitten mit mir und empfehlen sich aufs angelegentlichste.

Giebichenstein, den 22. Juni [180]2.

Reichardt.

21. Brief.

Giebichenstein, den 23. Juni [180]2.

Mein armes Weib hat die Nacht in Geburtsschmerzen zugebracht, und der Kutscher hält sich bereit, den Geburtshelfer herauszuholen. Das raubt mir für heute die Freude, Sie zu sehen. Ich will indeß den kleinen dreistimmigen Gesang vor-

aussenden, damit Sie ihn zum Üben hingeben können. Schade, daß Sie ihn nicht zuerst von meinem Hauschor hören können! Sie sollten darnach urtheilen, ob Sie ihn lieber mit oder ohne Begleitung von Instrumenten singen lassen wollten. Die Instrumentalpartieen kommen indeß auch anbei. Ich dachte auch noch erst Ihre Meinung zu vernehmen, ob es Ihnen recht sei, daß ich das liebe, zarte Wesen so liedermäßig behandelt habe. Nun, ich hoffe auf morgen. Dürft' ich doch auch noch darauf hoffen, Sie dann selbst herführen zu können! Und wollten Sie auch bloß einen Mittag mit uns seyn, so könnte mein Kutscher Sie denselben Tag recht bequem zurückfahren. Meine Kinder wünschen es mit mir gar sehnlich; sie bestehen auch darauf, daß ich Ihnen ein Gericht Spargel, das in den letzten Tagen für Sie aufgespart worden, mitschicken und für Ihren lieben, kleinen Reisegefährten, der hier auch sehnlich erwartet wird, die Blumen beilegen soll. Alles empfiehlt sich Ihnen aufs herzlichste.

Reichardt.

22. Brief.

Giebichenstein, den 16. Juli [180]2.

Prof. Wolf hat uns gestern Hoffnung gemacht, Sie morgen bei uns zu sehen. Mögen Sie dem Boten wohl sagen, zu welcher Stunde ich Ihnen morgen den Wagen in die Stadt schicken soll? Oder ist es Ihnen gemüthlicher, dieß erst morgen zu bestimmen, so will ich den Boten morgen früh noch einmal hineinschicken. Wir freuen uns alle mit ganzer Seele auf den morgenden Tag.

Reichardt.

23. Brief.

Giebichenstein, den 22. Juli [180]2.

Mit herzlichem Dank von meinem lieben Weibe und von allen meinen Lieben send' ich das liebe, reichhaltige Vorspiel zurück. Auch mir hat das wiederholte Lesen neuen schönen Genuß gegeben.

Zu Abbüßung einer Nachlässigkeit seh' ich mich gezwungen, ein anderes, sehr ungleiches Manuscript mitzusenden. Aus dem

beiliegenden Briefe des Autors werden Sie ersehen, daß ich es Ihnen hier vorlegen sollte und daß ich mich anheischig gemacht, die Chöre zu dem Stück zu componieren, wenn Sie es für Ihr Theater annehmen. Ein Wink von Ihnen wird mich belehren, was ich ferner dabei zu thun und zu lassen habe.

Empfangen Sie noch einmal unsern herzlichsten Dank für die Freude, die Sie uns durch Ihre Nähe gewährten, und behalten Sie uns alle in freundlichem Andenken.

Reichardt.

24. Brief.

Giebichenstein, den 29. Juli [180]2.

Es hat mich recht erschreckt zu erfahren, daß Sie noch so lange in Lauchstädt waren. Wär' ich meinem Weibe doch gefolgt! Sonnabend war alles zur Fahrt in den 'Mahomet' bereit, und dann ließen wir uns von Weg und Wetter zurückhalten.

Herr Hartmann brachte mir gestern Ihre Bestellung leider nicht am gelegensten Tage. Wir hatten eben das Haus voll Officieren, die nach Erfurt zur Besitznahme gehen. Da der General Graf Wartensleben selbst mein Jugendbekannter ist, so war für ihn und seine Gesellschaft eben Haus und Hof, Frau und Kind in Bewegung. Indeß schien Herr Hartmann sich doch auch in diesem Gewühle hier zu gefallen, und seine guten Zöglinge haben sich's wenigstens im Garten auf dem Augustischen Wege alles Fleisches wohl seyn lassen.

Für die angenehme Einlage dank' ich recht sehr. Auf die lustige, die Ihnen selbst Spaß gemacht, bin ich recht begierig. Noch kam ich nicht dazu hinein zu sehen. Dafür daß ich auf die erste allgemeine Anfrage, in der Ihr Name mit einer gewissen Sicherheit genannt wurde, zu bereitwillig antwortete, denk' ich nun die Sendung selbst ganz unbeantwortet zu lassen. Der Dichter wird ja solch Schweigen wohl verstehen.

Ich bin eben in einem schlimmen Zustande: ganz unbeschäf-tigt. Die Vorarbeitungen zu der verschobenen Reise haben alles Interesse für mich verloren, und noch kann ich mich für kein neues Geschäft bestimmen. Sie erzeigten mir eine rechte Wohl-

that, wenn Sie mich auf irgend eine Weise beschäftigten, wär's für[s] erste auch nur durch einzelne kleine Gedichte, die Sie meiner Muse anvertrauten. Wozu ich eben noch den nächsten Trieb hätte, wäre eine neue Sammlung Compositionen zu Ihren lyrischen Gedichten als 4. Theil Musik zu Ihren Werken herauszugeben, da 'Jery und Bätely', das den 3. Theil ausmacht, schnell abgeht. Einige neue Gedichte Ihrer edlen Muse würden der Sammlung größeren Reiz und Werth geben.

Herr Ehlers, der hier viel Freude gemacht, glaubt 'Jery und Bätely' recht ausführbar für Ihre Schauspielergesellschaft. Sollte die Partitur davon dort wirklich verloren gegangen seyn, so bin ich bereit, sie Ihnen noch einmal zu schicken. Es würde darinnen ohnehin manches für Mlle. Jagemann anders werden.

Iffland läßt noch nichts von sich hören. Dem Gerüchte nach scheint sich meine Ahndung für Mannheim zu bestätigen. Sollt' er sich Ihnen für die Rückkehr anmelden, so geben Sie mir wohl einen Wink. Alle die Meinigen empfehlen sich Ihrem fernern freundlichen Andenken mit mir aufs angelegentlichste.

Reichardt.

N. S. Eben fällt mir ein, daß es Ihnen vielleicht interessant seyn kann zu erfahren, daß der östreichische Hof, eben da unsre Truppen sich in Bewegung setzten, die neuen Länder in Besitz zu nehmen, den unsrigen durch einen Courier ersuchte, die wirkliche Besitznahme zu verschieben, bis der Entschädigungsvergleich in Regensburg reichsgesetzliche Form erhalten. Man hat indeß die Expedition nach der ersten Ordre vor sich gehen lassen, nach welcher der Generallieutenant Graf v. Wartensleben aber erst den 22.—23. August in Erfurt einrückt, wohin der Graf v. Schulenburg selbst nicht zu kommen denkt. Vorher nehmen die Truppen, die heute von hier weiter gingen, die kleinen Reichstädte p. auf dem Eichsfelde in Besitz. Die Vorkundschafter bringen das Gerücht her, daß man es in Hildesheim und Erfurt darauf ankommen lassen wolle, wenigstens pro forma, mit Gewalt genommen worden zu seyn.

25. Brief.

Giebichenstein, den 5. August [180]2.

Die vorige Post hat mir von Berlin eine Nachricht gebracht, die Sie vielleicht interessiert und die ich Ihnen um so lieber mittheile, da sie mir heute durch einen preußischen Stabsofficier, der in dem preußischen Marschgeschäfte eben von Dresden kommt, fast als ganz sicher bestätigt wird. Man schreibt mir nämlich: daß wir Erfurt nicht in Besitz nehmen oder wenigstens nicht behalten würden, sondern mit Sachsen gegen Barby, gegen den Fürstenberger Zoll (zwischen Frankfurt an der Oder und Crossen) und noch andre Vortheile austauschen würden und daß dieser Tausch, über den man noch unterhandelt, wohl auch Mühlhausen und Nordhausen betreffen könnte. Am Dresdener Hofe wird diese Tauschung schon als ausgemacht angesehen.

Verzeihen Sie die Eile dieses Blatts, in der Stunde des Postabgangs geschrieben, und erlauben Sie mir nur noch die Wiederholung meiner letzten Bitte um baldige angenehme Beschäftigung durch Ihre Muse!

Die Meinigen alle empfehlen sich Ihrem freundlichen Andenken mit mir aufs angelegentlichste.

Reichardt.

26. Brief.

Giebichenstein, den 30. September [180]2.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen bei Zeiten zu melden, daß ich mit sechsmonatlichem Königlichen Urlaub nach Paris gehe, um dort den Winter über zuzubringen, und daß ich, sobald ich meine Päße erhalten und einige Buchhändler in Leipzig gesprochen haben werde, meinen Weg über Weimar zu nehmen gedenke. Wär' es thunlich, 'Jery und Bätely' bis zur Mitte des Octobers auf Ihr Theater zu bringen, so könnt' ich die Freude haben, es Ihnen dortselbst in Gang bringen zu helfen. Der Mlle. Jagemann würd' ich gerne alles, was sie in der Rolle der Bätely nicht bequem für ihre Stimme findet, ändern oder neumachen, und wenn Sie die Güte haben wollen, mir mit umgehender Post einen Wink darüber zu geben, so will ich ihr auch gerne darüber vorher schreiben.

Ich freue mich innigst dazu, vor meiner weitern Reise ein paar Tage in Ihrer Nähe zu leben, und empfehle mich bis dahin mit allen Meinigen Ihrem freundlichen Andenken.

Reichardt.

27. Brief.

Weimar, Freitag Abend [22. April 1803.]

So sehr das Herz auch nach Hause treibt, konnt' ich doch nicht Weimar um eine Meile vorbeifahren. Ich fuhr bei Ihnen vor, um Eine Stunde in Ihrer Nähe froh zu seyn und fürs erste summarischen Rapport abzustatten. Leider ward mir's nicht so gut. Dürft' ich doch hoffen, nun bald alle meine Pariser Schätze in meinem Hause vor Ihren Augen und Ohren auslegen zu können! Wird mir das Glück nicht bald, so eil' ich nach erster gepflegter Ruhe wieder her, um mich Ihrer einige Tage zu erfreuen. Behalten Sie mich bis dahin ja in freundlichem Andenken! Da ich niemanden hier sehen will, so mocht' ich auch in Ihrer Abwesenheit nicht in Ihrem Hause absteigen.

Reichardt.

28. Brief.

Giebichenstein, den 4. May [180]3.

Durch einen glücklichen Zufall erfahr' ich, daß Sie gestern Abend in Lauchstädt erwartet worden sind, und eil' Ihnen mit meiner Bitte entgegen, uns ja nicht zu vergessen. Ich würd' Ihnen gleich persönlich entgegen geeilt seyn, wenn ich nicht diesen Mittag einige Hallische Gäste zu erwarten hätte. Könnt' ich doch Ihnen meinen frisch geschnittenen Spargel vorsetzen! Das kann aber auch morgen und jeden andern Tag geschehen. Sollte Ihr Plan seyn, nach Leipzig zu gehen, würd' ich Sie auch gerne hinbegleiten. Ich dachte ohnehin Freitag hinzufahren, dieß kann aber auch später geschehen. Disponieren Sie ganz nach Gefallen über [mich] und mein Haus. Lassen Sie uns nur nicht umsonst gehofft haben. Alle die Meinigen sind voll Verlangen, Ihnen ihre herzliche Ergebenheit zu bezeigen.

Ihr

Reichardt.

29. Brief.

Giebichenstein, den 30. May [180]3.

Ein fataler Zufall mit einem jungen Menschen aus dem Weimarischen, der ehedem auch im Chor auf dem dortigen Theater gesungen hat und den Ihr Geist persönlich kennt, zwingt mich an diesen zu schreiben. Erlauben Sie, daß es unter Ihrem Einschlusse geschehe. Zugleich will ich doch an die Notiz erinnern, die Sie mir für Paris schicken wollten und an die Übersetzung meines Notturnos.

Cotta hat mir in Leipzig von Ihrem Liederalmanach gesprochen und mich an die Durchsicht der Chitarrenmusik erinnert, die dazu kommen soll und von der Sie mich einst unterrichteten. Sie oder Ehlers bringen solche wohl mit nach Lauchstädt und disponieren dann nach Gefallen über mich.

Wir alle wünschen sehnlichst, Sie recht bald in unsrer Nähe zu wissen, und freuen uns der Hoffnung, Sie dann auch recht bald hier bei uns zu sehen. Machen Sie es ja so bald als möglich wahr! Ist der glückliche Zelter noch bei Ihnen, so grüßen Sie ihn doch von uns allen.

Mit ganzer Seele

Ihr

Reichardt.

30. Brief.

Giebichenstein, den 23. Junius [180]3.

Alle Nachrichten ließen uns schon früher hoffen, Sie hier zu sehen, und so glaubt' ich Ihnen Sömmerrings Antwort an mich persönlich mittheilen zu können. Vor wenig Tagen erfuhr ich aber in Lauchstädt, wo wir 'Maria Stuart' sahen, daß Sie erst in vierzehn Tagen dorthin kommen, und so eil' ich Ihnen das Wichtigste aus Sömmerrings Briefe, wovon Sie dort vielleicht Gebrauch machen können, mitzutheilen.

Für sich selbst zeigt Sömmerring wenig Neigung zu der Hallischen Stelle, die nun, wie ich höre, Loder wirklich angenommen hat. Er schließt seine Einwendungen damit, daß er sagt: „Unter 2000 fl. Gehalt, einem anständigen Reisegelde und einem bequemen Gebäude zu den anatomischen Arbeiten und Demonstrationen

kann ich in meiner Lage gar nicht daran denken, dieses schwere Amt zu übernehmen. Selbst im hessischen Dienste würde ich anjetzt dieses Gehalt haben, welches Baldinger zu Marburg seit 1783 bezieht." — Mit diesem Briefe zugleich erhielt ich aus Erfurt die Nachricht, daß Loder die Stelle mit wenigerem angenommen hätte.

Nun schreibt mir aber Sömmerring von einem Dr. Ebell folgendes, worauf Sie vielleicht reflectieren möchten. „Ich könnte Ihnen für diese Stelle Herrn Dr. Ebell bestens empfehlen. Er ist der einzige, von dem ich mit Wahrheit behaupten kann, daß er vollkommen den Geist der Wissenschaft besitzt, er hat einen großen Theil der Meyerschen Tafeln angeordnet und gezeichnet, so großen Gräuel er auch an dessen Beschreibungen hatte. Seine Dissertatio: 'Observationes neurologicae ex anatome comparata' ist ein großes Meisterstück und enthält auf den wenigen Bogen mehr ächte Bereicherung der Wissenschaft, als mancher Professor anatomiae sein ganzes Leben hindurch zu leisten im Stande war. Er hat einen schönen, angenehmen, deutlichen Vortrag, eine unvergleichliche Lehrgabe, als Schriftsteller (durch seine 'Anweisung die Schweiz zu bereisen' und durch seine 'Schilderung der Gebirgsvölker in der Schweiz') berühmt und überall, wo er nur war, besonders in der Schweiz, persönlich hochgeschätzt. Überdieß ist er ein Mann von den edelsten Grundsätzen und männlichem Charakter, dessen Äußeres schon die größte Hochachtung einflößt. Dabei ist er ein Landeskind und jünger als ich. Halle könnte sich glücklich schätzen, wenn es diesen Mann unter seine Lehrer zählte."

Ich selbst kenne diesen Landsmann nicht, wünsche aber recht sehr, daß dieß gute Söm[merring]-Zeugniß bei Ihnen noch zu seinem Vortheil rechtzeitig eintreffen mag. Ein solcher Mann verdient sicher, in Ihrer Nähe zu leben.

Uns allen verlangt herzlich nach Ihrem baldigen Wiedersehen. Lassen Sie uns ja Ihre Ankunft in Lauchstädt bald wissen. Können Sie uns dann nicht gleich mit Ihrem Besuche erfreuen, so eilen wir nach Lauchstädt hin, um Ihnen unsre herzliche Liebe und Verehrung zu bezeigen.

Reichardt.

31. Brief.

Giebichenstein, den 27. Junius [180]4.

Ich war eben im Begriff, mit Froriep nach Weimar zu fahren, um Sie wieder einmal zu begrüßen und zu erkunden, was wir hier für dieses Jahr von Ihnen zu hoffen haben. Ein Königliches Geschäft beim Salzamt hält mich aber zurück. Nun will ich mich lieber vorher erkundigen, wann ich Sie im kommenden Monat wohl ganz sicher in Weimar finde und wann Sie überall dafür halten, daß mein Besuch dort gut angebracht seyn möchte. Mich verlangt recht herzinnig darnach, wieder einige Tage in Ihrer Nähe zu verleben und so manches mündlich mit Ihnen zu verhandeln. Geläng' es mir dann, Sie mit mir herführen zu können, wo Sie ganz nach Ihrem Willen mit und ohne Halle seyn könnten, so wäre mein und der Meinigen und der guten Loder, die bei uns draußen wohnt, schönster Wunsch erfüllt. Sie empfiehlt sich mit uns allen Ihrem freundlichen Andenken auf das allerangelegentlichste.

Reichardt.

32. Brief.

Giebichenstein bei Halle, den 25. September [180]4.

Ich erhalte eben den dritten Band meiner 'Briefe' und eile Ihnen solchen zuzusenden, auf den Fall, daß Vieweg ihn nicht schnell genug an die Expedition der 'Jen. Allg. Lit.-Zeitung' schicken sollte, um davon, nach dem Wunsche des braven Verlegers, noch während der Messe eine Anzeige zu veranstalten. Sie verbinden ihn und mich recht sehr, wenn Sie dazu ein antreibendes Wort sagen. Die Anzeige von Kotzebues und des mecklenburgischen Edelmanns Reise nach Paris, die Sie hier sahen, hab' ich damals gleich eingeschickt, sie aber noch nicht abgedruckt gefunden. Es thut mir noch sehr leid, damals in der täglichen Erwartung Steffens', den ich Ihnen noch nach Lauchstädt zu bringen wünschte, meine eigne Fahrt dahin so lang verschoben zu haben, bis es zu spät war. Seit zehn Tagen sind die lieben Leute sehr wohl und heiter mitten unter uns, und Steffens trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er in wenigen Wochen die sorgfältig ausgearbeitete Recension einschicken würde, für die er

sich vier bis fünf Blätter der 'Allg. Lit.-Zeitung' erbitten wird. Er würde sie schon jetzt einschicken können, wenn er nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, seine Papiere — als er noch über Berlin herging — mit seinen übrigen Sachen in Hamburg aufs Wasser gegeben zu haben. Erlauben es ihm seine Besorgungen und Geschäfte in Halle — wo er gegen Ende October zu lesen anfängt —, so kommt er noch selbst mit mir auf ein paar Tage zu Ihnen. Er und seine Frau und alle die Meinigen empfehlen sich mit mir Ihrem freundlichen Andenken aufs angelegentlichste.

Reichardt.

33. Brief.

Berlin, den 17. November [180]4.

Ich habe das Vergnügen, Ihnen, mein hochverehrter Freund, das Biestersche Exemplar von Winckelmanns Briefen hiemit zu übersenden. Da er sich bei deren Übersendung schriftlich darüber zu mir erklärt hat, so leg' ich auch sein Blatt bei. Sie werden nun nach Ihrem Gutdünken davon Gebrauch machen und mir hernach das Exemplar hieher zurücksenden. Ich muß dießmal einen langen Winter hier bleiben; die Besetzung meiner Oper 'Rosmonda' hatte durch den Abgang eines Sängers, welcher das erste Mal eine Hauptrolle darinnen sang, ihre Schwierigkeit, und der Tod unsers braven Ministers Struensee machte mir die frühe Reise hieher doppelt nothwendig. Dieses allein hat mich abgehalten, Ihren dortigen Festen mit beizuwohnen. Ich muß es jetzt um so mehr bedauern, da ich von dem Herzoge von Oels, der die Großfürstinn in Frankfurt sah, unaufhörlich und mit großem Enthusiasm von der Vortrefflichkeit Ihrer Erbprinzessinn sprechen höre. Wie ehedem Friedrich II. und Voltaire und Maupertuis der Gegenstand seiner langen Tafelgespräche waren, so ist es jetzt die Großfürstinn. Er preist Deutschland glücklich, in ihrer Person ein so hohes Muster vollendeter Erziehung bekommen zu haben. Ich hoffe, daß diese erfreuliche Erscheinung auch Ihrem dortigen Leben einen neuen Zuwachs von Annehmlichkeit gewähren wird, und werde mich dann erst ihrer ganz und rein erfreuen.

Jetzt wünsche ich doppelt, daß Sie den Gedanken zu neuer Belebung unsrer 'Claudine' nicht fahren lassen mögen, und fänden Sie es vielleicht schicklich, das liebe Stück zum Geburtstag der Erbprinzessinn (am 15. Februar) anzuwenden, so wollte ich mich gleich an die Umarbeitung machen und es auch wohl möglich zu machen suchen, zu der Zeit selbst bei Ihnen zu seyn.

Wir leben jetzt hier in einer schlimmen Krise. Der Courier, der unsers Königs sehr ernstliche Vorstellung über den Raub des beim ganzen niedersächsischen Kreise accreditierten englischen Gesandten an Bonaparte nach Paris gebracht, wird nun mit jedem Augenblick zurückerwartet. Nach Talleyrands Erklärung über die Vogelfreiheit der Engländer ist eben keine sonderlich erfreuliche Nachricht zu erwarten. Unterdeß sind eben so ernstliche als geheime Befehle gegeben, sich für jeden Fall in den formidabeln Stand zu setzen, der allein Ruhe erhalten oder erwerben kann. Der General Rüchel ist zu einer Mission nach Petersburg bestimmt und erwartet nach Beschaffenheit der Umstände seine Abfertigung. Wie denn überall dem unverschämten Glücklichen selbst der Zufall günstig ist, so hat's geschehen können, daß der Oberst v. Knobelsdorff, der durch Holland nach Paris gehen sollte und den so ein nachgesandter Courier mit einer Gegenordre noch auf dem Wege hätte treffen müssen, den geradsten Weg nach Paris gegangen und dort wider den Wunsch und Willen des Königs eingetroffen ist.

Unsre Königinn sieht dießmal ihrer nahen Niederkunft ängstlicher als sonst entgegen; sie wünscht und hofft ihr Wochenbett hier zu halten, indeß hat eine Unpäßlichkeit, die sie sich durch Erkältung zugezogen, die Herüberkunft, die schon auf morgen festgestellt war, wieder bis zum 29. d. M. herausssetzen lassen.

Ich schreibe Ihnen alle diese Dinge, weil ich weiß, daß man dort gern davon unterrichtet ist, und fahre damit auf einen freundlichen Wink von Ihnen gerne fort. Daß der Herr v. Stein, ein denkender, sehr unterrichteter Mann von festem Charakter (Schuckmanns und Redens Freund), das ganze Struenseesche Departement erhalten (doch mit 4000 rh. weniger Gehalt, er erhält nur 10000 rh.), der sehr junge Präsident Vincke auf

Steins Vorschlag dessen Stelle als Oberpräsident erhalten und an Schwerins Stelle, der durchaus wieder nach Aurich zurückwollte, der Kriegsrath v. Below von hier als Cammerpräsident nach Magdeburg kommt, weiß man dort wohl schon.

Leben Sie recht wohl und heiter und behalten Sie mich stets in freundlichem Andenken.

Mit ganzer Seele der Ihre

Reichardt.

[Beilage.]

Ich schicke dir hier, lieber Reichardt, zu eigener Beurtheilung, meine zwei Theile von Winckelmanns Briefwechsel. Ich schrieb diese Zusätze vor 23 Jahren von Winckelmanns eigenhändigen Briefen ab, theils aus Verehrung für den Mann, theils als Literarnotizen, theils als historische Nachrichten über mehrere uns hier persönlich bekannte Menschen. In dieser Rücksicht haben sie auch noch wohl Interesse. Zu höherer Absicht, um Winckelmann ganz genau kennen zu lernen und seinen Charakter darzustellen, möchten sie aber wohl kaum brauchbar seyn, und gedruckt können sie auf keinen Fall werden, wegen der freien Urtheile über den itzigen Herzog von Braunschweig und andere.

Biester
16. November [1]804.

34. Brief.

Berlin, den 5. Januar [180]5.

In Erwartung Ihrer Antwort auf meinen vorigen Brief mit der Beilage von Winckelmanns Briefen eil' ich heute bloß, Ihnen die ersten soeben fertig gewordnen Blätter einer neuen musikalischen Zeitung zu übersenden, deren Redaction ich übernommen habe. Nehmen Sie den schwachen Anfang freundlich auf, und sind Sie damit nicht ganz unzufrieden, so beehren Sie dieses Blatt mit irgend einem erfreulichen Antheil, und wär' es auch mit einer, unter Ihren Augen aufgesetzten Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande Ihrer dortigen Operette und

Musik und von dem Antheil, den Ihre neue Fürstinn daran nimmt! Keinen andern mag ich dort darum ersuchen.

Mit ganzer Seele der Ihre

Reichardt.

35. Brief.

Giebichenstein, den 8. April [180]5.

Ihr langersehnter Brief war mir, auch als ein Beweis Ihres zunehmenden Wohlseyns, ein höchst erwünschter Willkommen bei der Rückkehr in meine Heimath. Ich habe den Winter in wahrer Herzensangst über Sie gelebt, und die stets wechselnden Nachrichten, die ich durch Voß, Loder, Frommann, Wolf und Zelter erhielt, haben mich in der ängstlichen Spannung gehalten. Desto wohlthätiger war mir Ihr Brief, den ich sogleich nach Möglichkeit zu beantworten eile. Was ich unter meinen Büchern hier finde — ein Theil davon ist in Berlin — send' ich Ihnen gleich heute mit. Es ist 1.) der 3. Band von Labordes 'Essays', der von den Componisten handelt und mancherlei gute Nachrichten enthält. Das Urtheil ist oft partheiisch für die neuern Italiener; 2.) Gerbers Lexikon, 2 Bände; 3.) 'Musikalisches Wochenblatt', 2 Hefte, und 'Musikalische Monatsschrift', 6 Stücke (in welchen Sie Berichtigungen und Zusätze zu Gerber finden, auch manche andre Nachrichten von Componisten und dergl.); 4.) mein 'Kunstmagazin', das Sie vermuthlich nicht complett besitzen und wovon die letzten Stücke vielleicht das Brauchbarste für Sie enthalten möchten. Ich bitte nicht zu übersehen, daß das Register des ersten Theils in der Mitte des Bandes sich befindet. 5.) die Fortsetzung der 'Musikalischen Zeitung', soweit sie heraus ist; Sie finden darinnen auch schöne Aufsätze von Zelter. (Die neuesten Stücke erwarte ich von der morgenden Berliner Post; diese werden gerade einen Aufsatz über Glucks 'Armide' enthalten, in welchem Ihre Frage über Lully und Rameau kurz beantwortet ist. Mit der nächsten Post werd' ich sie Ihnen nachsenden.) 6.) Suards 'Mélanges de Littérature', 4. und 5. Band, die nicht längst herausgekommen sind und sehr hübsche Sachen über Gluck und die französische Musikrevolution von Arnaud und Suard enthalten. Dieser letzte ist der Anonyme de

Vaugirard. Auf den Fall, daß Sie die früheren Bände nicht schon besessen oder dort zur Hand hätten, leg' ich Ihnen auch den 2. Band aus obiger Ursache bei. Marmontels 'Mémoires', die sein Leben enthalten, werden Sie haben oder dort bei Bertuch finden können. Aus dem wenigen, was er darinnen von Gluck und Piccini sagt, werden Sie schon abnehmen, was Sie von seiner 'Geschichte der Revolution [der] französischen Musik' zu erwarten haben. Er war einer der allerenragiertesten Gluckisten, ohne im mindesten musikalisches Gehör und Gefühl zu haben. Ich habe ihn genau gekannt und mit ihm und Piccini und Morellet gar lustige Scenen gehabt, die Gluckische und Piccinische Oper betreffend. Ich besinne mich seiner 'Histoire de la Révolution p.' auch nicht deutlich; wahrscheinlich steht sie aber in seinen Oeuvres, die Sie dort auch wohl haben werden; sonst kann ich sie Ihnen von Berlin oder Leipzig kommen lassen. Ich werde heute auch nach Halle gehen und sehen, was ich da für Sie auffinden kann, und alles Mögliche dazu thun, ein Unternehmen, das mich höchst interessiert, durch brauchbare Materialien fördern zu helfen. Können und mögen Sie mir wohl allenfalls für meine 'Musikalische Zeitung' einige Worte mehr darüber vorläufig wissen lassen? Zelter hat mir auch gesagt, daß er Ihnen einen Aufsatz über Orchester geschickt, den Sie gelegentlich für das Intelligenzblatt der 'Jen. Lit.-Zeitung' zu gebrauchen dächten, der sich aber wohl besser für unsre 'Musikalische Zeitung' paßte, an der Zelter eifrigen Antheil nimmt, nur eben für die Frühlingsmonate wenig Zeit dazu abmüß[ig]en kann. Wollten Sie die Güte haben, mir jenen Aufsatz abzutreten, so hab' ich auf den Fall die nöthige Abrede mit Zelter genommen. Gedenken Sie doch auch des 3. Bandes meiner 'Briefe über Paris' in der 'Lit.-Zeitung'!

Wir freuen uns alle recht innig dazu, daß Sie uns die Hoffnung, Sie den Sommer hier zu sehen, noch nicht ganz benommen haben. Ländliche Ruhe, bequeme Bewegung, gut gewählte Nahrung und lustige Umgebung ist doch wohl überall das Wichtigste zu Wiedererlangung der vollen Kräfte, und das finden Sie hier in meinem Hause, das mit allen seinen Bewohnern so ganz das Ihrige ist, wie nur irgendwo. Alle stimmen in meinen Wunsch und Bitte.

Reichardt.

36. Brief.

Giebichenstein, den 21. April [180]5.

Ich fange am liebsten an, wie Sie enden, und hoffe mit Zuversicht, daß Ihnen Wohlbefinden und Behagen werden wird, uns diesen Sommer besuchen zu können. Unser aller innigster Wunsch ist es, daß Sie es sich dann auch einmal bei uns recht in Ruhe wohl seyn lassen mögen und Ihren Aufenthalt so viel als möglich verlängern. Steffens und Schleiermacher, unsre Hausgenossen, werden gewiß manches zur Annehmlichkeit Ihres Aufenthalts beitragen können. Hätte ich nicht den Minister Stein hier zu erwarten, dem ich auch zugesagt, mit ihm und dem Minister Reden 8—10 Tage in Schönebeck zuzubringen, so wär' ich bei der letzten Nachricht von Ihrem fatalen Recidiv sicherlich gleich nach Weimar geeilt, um mich mit eigenen Augen von Ihrem Befinden zu überzeugen. Nun hoff' ich, später mich Ihres wiedererlangten Wohlseyns erfreuen zu können.

Académie royale de musique heißt die Pariser große Oper seit Lullys Zeiten, und von ihrem ehmaligen Theater au palais royal führte einer der Ausgänge wohl nach einem cul de sac, der jetzt seit dem neuern Ausbau jenes Palastes nicht mehr da ist.

Was Sie auch über Oper und Musik überhaupt schreiben mögen, wir haben gewiß alle großen Gewinn davon. Ich freue mich besonders darauf, Ihre Ansicht von der Oper dadurch näher kennen zu lernen. Über alles wünschte ich, daß diese Beschäftigung Sie auf die Idee einer großen Oper selbst führte und ich noch des Glücks genießen könnte, eine große Oper von Ihnen zu componieren. Iffland, der mir seit lange darum anliegt, sucht seit Jahren vergeblich nach einem Operngedicht, das er mir übergeben möchte. Die sehr glückliche, ich möchte fast sagen, vollkommne Ausführung meiner italienischen Oper 'Rosmonda' — von deren zweiter Aufführung Zelter recht eifrig ausrief, er habe nie etwas Besseres gehört! — und die allgemeine Sensation, die die Oper, vom Könige, der mich wieder königlich dafür beschenkt hat, bis zum letzten im Orchester machte, hat jenen Wunsch wieder recht lebendig in mir werden lassen, dessen

Erfüllung ich mich unter der vorigen Regierung einmal schon so nahe glaubte.

Sie haben mir nichts auf meine Anfrage wegen Zelters Aufsatz, das Orchester betreffend, geantwortet. Thun Sie es doch noch und sagen Sie mir auch nach näherer Durchsicht der 'Musikalischen Zeitung', ob Sie im Ganzen nicht unzufrieden damit sind. Möchten Sie mir doch irgend etwas aus Ihrem Schatze dazu reichen! Auf jeden Fall befehlen Sie indeß ganz über mich und über alles, was ich habe und weiß. Mit ganzer Seele der Ihrige.

Reichardt.

37. Brief.

Giebichenstein, den 31. December [180]5.

Durch Arnim, der noch bei uns ist und mit dem ich in einigen Tagen nach Berlin zu gehen gedenke, haben wir zu unsrer sehr großen Freude erfahren, daß er Sie, verehrungswürdigster Freund, in so schönem heitern Wohlseyn genoß und verließ, daß nunmehro alle ängstliche Vorsorge für Ihre Gesundheit und Ihr langes, erfreuliches Leben schweigen darf. Nichts hätte unsre Hausfreude, die Arnim so kindlich-froh mit uns theilt, schöner verherrlichen können als diese erwünschte Zusicherung.

Es freut mich auch sehr, daß Sie mit seinem so herzlich gut gemeinten Unternehmen zufrieden geschienen und ihn selbst zur Fortsetzung aufgemuntert haben. Er ist darum desto glücklicher, da er Sie über alles verehrt und liebt. Ich wünsche nun auch, daß Sie mit meiner Anzeige davon in der 'Musikalischen Zeitung' zufrieden seyn mögen. Ich lege Ihnen die letzte Hälfte des geschlossenen ersten Jahrganges hier bei. Sollte Ihnen von den vorhergehenden Stücken noch etwas fehlen, so bitt' ich mir die fehlenden Stücke zu nennen; sie sollen alsdann sogleich nachfolgen.

Den zweiten Jahrgang hoff' ich reichhaltiger und in jeder Rücksicht Ihrer Theilnahme würdiger zu machen. Ruht irgend etwas unter Ihren Papieren unbenutzt, womit Sie diese Blätter beehren und heben möchten, so würdigen Sie mich der

freundlichen Mittheilung. Ihr Name allein kann der Sache, der ich so gerne dauernden Werth verschaffte, Ansehen und ausgebreitetere Theilnahme verschaffen.

Schon einmal bat ich Sie, irgend jemanden in Ihrer Nähe, den Sie dazu wählen mögen, den Auftrag zu geben, mir von dem gegenwärtigen Zustande Ihres Theaters und dessen Schule einige Nachricht für die 'Musikalische Zeitung' zu geben; ich überlässe Ihnen dabei die Bestimmung der Bedingungen, unter welchen ein solcher wohl auch fortfahren möchte, mir von Zeit zu Zeit von den neuern Ereignissen Ihres Theaters Nachricht zu geben, und werde solche auf Ihr Geheiß ungesäumt erfüllen. Sie werden bald in den ersten Stücken des neuen Jahrganges dergleichen ganz interessante Nachrichten finden. Aus Weimar hoffte ich solche mir noch in diesem Jahre selbst zu holen; die häufigen Durchmärsche und andre Folgen der Zeitumstände haben mich daran gehindert. Nun tröste ich mich mit der Hoffnung, Ihnen bald nach meiner Rückkehr von Berlin meine herzliche Verehrung persönlich bezeugen zu können.

Reichardt.

Den 3. Januar. Das böse Wetter draußen und das gute im Hause hält uns noch hier. Wir sind alle voll Verlangen, einige Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten, da uns Jagemann mit der Nachricht von der Rückkehr Ihres Übels von neuem erschreckt hat. Wir bitten, was wir bitten können, Arnim und ich, uns recht bald durch ein paar Zeilen nach Berlin hin zu beruhigen. In einigen Tagen gehen wir gewiß dorthin, wie auch Weg und Wetter beschaffen seyn mag. Lassen Sie uns ja nicht lange in der ängstlichen Ungewißheit und seyn Sie versichert, daß ein schöner Theil unsres Lebens an dem Ihrigen hängt. Mit ganzer Seele

der Ihre

R.

Jagemann sollte dieß mitnehmen; er kam aber nicht wieder heraus, wie er versprochen hatte.

38. Brief.

Cassel, den 20. Januar [180]8.

Ihr theilnehmendes Wort des letzten Abends in Weimar ist in Erfüllung gegangen, mir ist eine neue lebenvolle Kunstlaufbahn eröffnet. Der König von Westphalen hat mich zu seinem Directeur général des théâtres et de son orchestre mit 8000 Liv. jährlichen Gehalts, und der Zusage einer baldigen Gehaltserhöhung, ernannt. Ich werde das französische Theater (das hier leidlich, aber doch arm ist) und das deutsche (das recht schlecht ist) zu reformieren und zu dirigieren haben. Durch die Verschmelzung der beiden Orchester von Braunschweig und Cassel ist zwar schon ein Personale von 43 Personen beisammen, doch werden wir uns, besonders von Berlin aus, noch zu recrutieren suchen. Vielleicht bekommen wir auch mit einigen guten Schauspielern, die Talma uns aus Paris zuführen soll, auch ein Ballett von dort her. Das Stadt-Schulchor ist gut. So könnt' es denn, durch ernstliches, anhaltendes Bemühn, nach und nach etwas Ordentliches werden, das wir vielleicht einst wagen dürften, Ihnen vorzuführen. Dieß wird gewiß bei allen meinen Bemühungen mein höchstes Ziel und Verlangen seyn. Am sichersten werden wir es erreichen, wenn Sie uns Ihrer theilnehmenden Mitwirkung würdigen wollen. Sie sind, bei Ihrem edlen Wirken für Ihre Schaubühne, immer sichern, nothwendigen Maximen gefolgt und haben nur dadurch den hohen Grad der Übereinstimmung und des sichern Effects erhalten [?] können, der mich so oft in Ihrem Schauspiel hoch erfreut hat. Ihnen liegt das Fortschreiten der Kunst überhaupt am Herzen, und jeder reine, thätige Wille findet sicher auch Ihre Unterstützung. So darf ich denn auch wohl die Frage wagen, ob Ihre Bühne bisher sich nicht bloß Ihrer persönlichen mächtigen Einwirkung zu erfreuen hatte, oder ob Sie ihr auch schriftliche Regeln und Gesetze gegeben? Ist dieses der Fall, so erlauben Sie mir noch die kühne Bitte, mir davon, so viel Sie irgend mögen, mitzutheilen, damit ich, so geleitet, gleich von Anfang an, dem rechten Ziele auf dem rechten Wege entgegen schreite.

Die treuste Aufbewahrung und Befolgung verbürgt Ihnen meine hohe Verehrung und Liebe für Sie und die Kunst.

Von Ihrem Herzoge erfuhr ich, daß Sie zu dem 30. Januar ein neues Stück gedichtet, und es ist der erste Schmerz der Art, den ich in meiner neuen Lage empfinde, daß ich zu dem Tage nicht nach Weimar eilen kann, mich unter Ihre dankbare Bewunderer zu mischen. Ich beschäftige mich eben mit einer romantischen Oper nach Gozzis 'Blauem Ungeheuer', die ich, samt dem Dichter, gerne Ihrer kritischen Beurtheilung vorlegte. Wenn der Hof gegen das Frühjahr eine Reise durchs Land macht, hoffe ich auf dem Wege nach meinen Lieben das Glück persönlich haben zu können. Erlauben Sie mir indessen jetzt noch ein Wort der herzlichen Verwendung für einen jungen, 17 jährigen, sehr lieben, von der Natur in jeder Rücksicht wohlbegabten Mann, von guter, aber unbemittelter Familie, Grimm mit Namen. Er scheint ein entschiedenes Talent für die Zeichen- und Malerkunst zu haben und hat Aug' und Hand auf hiesiger Zeichenakademie auch schon fleißig geübt; nun wünschen ihm die Seinen, und er sich selbst, aber das Glück, unter Ihren Augen und Meyers Anleitung, an den ich auch geschrieben, die Kunst mit Ernst und Sicherheit treiben zu sehen. Bettine Brentano kennt ihn und wird Ihnen viel Gutes von ihm und seiner braven Familie zu sagen wissen. Zwei ältere Brüder sind treffliche Literatoren.

Verzeihen Sie dieses lange, zudringliche Schreiben Ihrem

innigsten Verehrer

Reichardt.

39. Brief.

Giebichenstein bei Halle im Halberstädtischen,
den 1. August [180]9.

Nach einem höchst genußreichen, fleißigen Winter in dem herrlichen, einzigen Wien — ich schrieb dort Musik zu Collins 'Bradamante', zu großer Freude der herzigen lustliebenden Wiener — und einem angenehmen Frühjahr im schlesischen Gebürge, wohin mich die ängstige Prager Regierung sandte, um mich nicht durch die Armeen gehen zu lassen, kehr' ich hier in

meine liebe alte Heimath zurück, um das Schicksal von Wien abzuwarten, an welchem auch für mich eine glänzende und in jeder Rücksicht vortheilhafte Lage hängt, die man mir dort bereitet hat und für die ich die kleinliche, beengte Lage in Cassel so gerne aufgab.

Ich finde hier die Ausgabe aller meiner einzelnen Compositionen zu Ihren herrlichen, lieblichen Gedichten und eile, Ihnen ein Exemplar davon zu übersenden. Nehmen Sie's freundlich auf als einen geringen Tribut der Dankbarkeit, den ich Ihnen von Jugend auf so gerne darbrachte und bis ans Ende meines Lebens darbringen zu können von Herzen wünsche.

Die Meinigen empfehlen sich Ihrem freundlichen Andenken aufs angelegenste und wünschen mit mir Ihnen die vierstimmigen Gesänge hören lassen zu können. Giebt es für uns kein Lauchstädt mehr?

Reichardt.

40. Brief.

Halle, den 21. December 1809.

Die neue Ausgabe (in 3 Heften) meiner Compositionen zu Ihren herrlichen Gedichten, die ich Ihnen im August zusandte, sind wahrscheinlich nicht in Ihre Hände gekommen, oder doch zu spät, als daß Sie noch etwas hätten darauf erwidern mögen. Wie dem auch sey, so kann doch nichts mich abhalten, Ihnen beigehenden ersten Band meiner 'Briefe über Wien' als einen neuen Beweis meiner dankbaren Verehrung zu übersenden. Wozu mich auch der hohe Genuß, den mir Ihre 'Wahlverwandtschaften' gewährt, von neuem auffordert. Wenn Sie in diesen Briefen auch eben nicht viel Neues finden werden, so finden Sie doch die treue Darstellung der guten Seite von Wien; die andere, die sich mir aber auch eben nicht gezeigt hat, ließ ich um so ehe unberührt, da ich wahrscheinlich in Zukunft mit dem guten lustigen Volke leben werde. Der zweite Theil, der bald nachfolgen soll, berührt indeß auch noch manchen andern näher erörterten Gegenstand.

Indem ich hier und vom 1. April an in Giebichenstein die wiederhergestellte Ordnung — besonders in Ansehung des

Curses der Bancozettel, die jetzt nur die Hälfte von dem werth sind, was sie zur Zeit meiner ersten Unterhandlung mit der Wiener Theaterdirection galten — geruhig abzuwarten gedenke, würd' es mich sehr freuen, wenn Sie mich und meine Muse zu irgend einer erfreulichen Festlichkeit Ihres Hofes anwenden könnten und möchten. Meine Theaterarbeiten, zu denen in Wien noch Collins 'Bradamante' gekommen, sind Ihnen bekannt. Ein neues Tedeum ist der Beendigung nahe.

Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, wenn anders das vollkommne Vertrauen, das sich auf wahre Verehrung gründet, Verzeihung bedarf!

Die Meinigen, die sich bei der wiedergewonnenen nahen Aussicht auf Giebichenstein auch gern und oft der frohen Hoffnung überlassen, Sie wieder einmal da bedienen zu können, empfehlen sich mit mir Ihrem freundlichen Andenken ehrfurchtsvoll.

Reichardt.

41. Brief.

An Christiane v. Goethe.

Hochwohlgeborne,

Gnädige Frau Geheimeräthinn!

Ich benutze Ihre gütige Erlaubniß und übersende hiebei einen Brief für Ihren Herren Gemahl mit dem 2. Bande meiner 'Briefe über Wien' und meinen Compositionen zu Schillers Gedichten. Von diesen letzten bin ich auch so frei, ein Exemplar für die Frau v. Schiller beizulegen, welches ich sammt dem einliegenden Briefe mit erster guter Gelegenheit kostenfrei nach Weimar zu senden bitte. Meine Familie empfiehlt sich Ihnen und der lieben Nichte und hofft mit mir das Vergnügen zu haben, Ihnen hier die Hochachtung persönlich zu bezeugen, mit der ich verharre

Ihr ganz ergebenst gehorsamster Diener

Giebichenstein, den 28. Julius 1810. Reichardt.

42. Brief.

Ihr Verstummen beim Empfang meiner Compositionen Ihrer herrlichen Gedichte und meiner 'Briefe über Wien' und

mein letzter unglücklicher Aufenthalt in Ihrer Nähe nahmen mir allen Muth, auch die Fortsetzung der 'Briefe' und meine Compositionen zu Schillers Gedichten, die manchen vierstimmigen Gesang für Ihr Hauschor enthalten, einzusenden. Ihre Frau Gemahlinn giebt mir aber die Versicherung, daß bei aller jener anscheinenden Kälte durchaus keine Unzufriedenheit mit mir selbst zum Grunde liege, und so folg' ich gerne meinem Herzen, das mich immer antreibt, Ihnen bei jeder nähern Veranlassung meine alte ewige Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen. Ein Wort freundlicher Erwiderung würde mir zwar sehr wohl tun, aber auch ohne das werd' ich nie aufhören, Sie im dankbaren Herzen innig zu verehren.

Giebichenstein, den 28. Julius 1810.

Reichardt.

Wer sich im Ausstellungssaale des Goethe- und Schiller-Archivs über die Handschrift der 'Xenien' beugt, der glaubt aus der merkwürdigen Verschiedenheit der Schriftzüge, die dieses gemeinsame Manuskript Goethes und Schillers zeigt, eine Verschiedenheit der inneren Einstellung der beiden Kampfesbrüder zu ihrem Werke erkennen zu dürfen: den Buchstaben Schillers gegenüber, die in weitem Schwunge über das Papier fegen, als seien sie die Bahnen einer sausenden Geißel, mit der Händler und Krämer aus dem Tempel der Kunst verjagt werden sollen, diesen heroischen Buchstaben gegenüber erscheint Goethes Schrift maßvoll, bedächtig, ja zaghaft. Man sieht: Schiller legt die volle Seele, den Sturm eines kampffrohen Temperamentes in seine Distichen, ihn freut der Angriff; Goethe scheint nicht ohne Sorge über das Getümmel der Gegenwart in die Zukunft zu blicken. In den 'Xenien' atmet Schillers Geist, der Geist unerbittlicher Forderung, der Geist eines grausamen sittlich-künstlerischen Rigorismus; er konnte den duldsameren Genossen, der so gerne anerkannte, nur zeitweilig mit sich reißen. Es ist der Geist höchster Maßstäbe, der im Aufblick zu unerreichbaren Idealen auch die Ungerechtigkeit nicht scheut. Und wirklich: das Unwetter der 'Xenien' ist auch auf die Lebensarbeit manches wackern Mannes niedergegangen, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit in seinem Kreise dem Ziele gesteigerter Geistes- und Herzensbildung nachtrachtete.

Und gerade dem Manne, den sie wie kaum einen andern mit maßloser Heftigkeit befehdet haben, sind die 'Xenien' nicht gerecht gewesen: dem Musiker Johann Friedrich Reichardt. Wohl ist Reichardt eine zwiespältige Natur, die dem Betrachter ein billiges Urteil nicht leicht macht. Selbst engverbundene Genossen, die sonst in Fragen der Kunst und des

Lebens einig sind, gehen auseinander, wenn die Rede auf Reichardt kommt: Achim v. Arnim, der vornehm denkende Edelmann, bleibt sein Verteidiger, wenn Clemens Brentano in scharfen Worten losbricht. Reichardt hat warmherzige Freunde und unversöhnliche Gegner; er erfährt Liebe und Feindschaft in gleichem Maße. Die einen bewundern die Fülle unerschöpflicher Genialität, die andern verurteilen die Leichtfertigkeit allzu schneller Produktion; die einen ergötzen sich an dem beweglichen Geiste, die andern tadeln den Hang zu verletzendem Witze und unverlangter Offenheit; die einen rühmen die Weite seines mannigfaltigen Wirkens, die andern verspotten seine zudringliche Vielgeschäftigkeit. Und wenn die einen in ihm den furchtlosen Vertreter freiheitlicher Ideen sehen, so bekämpfen ihn die andern als gefährlichen Revolutionär.

Reichardts politische Entwicklung, sein Bekenntnis zu den Gedanken des französischen Umsturzes, sein „Sansculottismus" ist es gewesen, was ihn mit Goethe entzweite. Und doch hatte Goethe ihm viel zu danken: Reichardt gab seinen Liedern seit Beginn der achtziger Jahre die Schwingen der Musik, er belebte seine Singspiele durch Klang und Melodie; seit derselben Zeit mag ein persönliches Verhältnis durch Briefe bestanden haben. Aber Goethes Widerwille gegen den Apostel der neuen Freiheit überwand das Gefühl der Verpflichtung, und als Reichardt die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten', in denen der Dichter doch wahrlich nicht nach höchsten Zielen rang, mit scharfer Kritik bedachte, da ließ er sich nur zu gern von Schiller zu seinen Stachelversen bestimmen. Ja, selbst in dem Walpurgisnachtstraum von 'Oberons und Titanias goldner Hochzeit' läßt er ihn als Windfahne seine wetterwendische Unzuverlässigkeit offenbaren, und der Demokrat sollte dem Satan als dem gewalttätigsten Autokraten auf dem Blocksberg eindeutige Huldigung darbringen. Schiller befehdet den Komponisten, den Menschen im allgemeinen, Goethe den Politiker. Aber der Groll verfliegt, ein altes gegründetes Verhältnis wie das Goethes zu Reichardt konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden: noch zu Schillers Lebzeiten ward es durch Natur und Überzeugung wieder hergestellt — bis ein anderer an Reichardts Stelle trat, keineswegs so genial wie Reichardt, aber zuverlässiger: Zelter.

1. Brief. Reichardt, dem seine Kapellmeisterstelle bei der Königlichen großen italienischen Oper in Berlin durch Nebenbuhlerränke verleidet worden, hatte anstatt erbetener Entlassung (siehe Brief 6) im Oktober 1791 einen dreijährigen Urlaub bewilligt erhalten, den er auf dem 1791 gepachteten Landsitz in Giebichenstein und auf Reisen verbrachte. — sagte aber nein: in der Tat war G. seit Mitte Mai 1793 von Weimar abwesend gewesen, um an der Belagerung von Mainz teilzunehmen; am 22. August war er indessen wieder zu Hause eingetroffen. — 'Erwin und Elmire': R. übersendet die Musik zu G.s italienischem Singspiel 'Erwin und Elmire', die, bereits 1790/1 entstanden, nunmehr als erster

Band einer auf sechs Bände geplanten Sammlung: 'Musik zu Goethe's Werken' gedruckt worden war; von dieser Sammlung sind nur drei Bände erschienen (siehe Brief 24). — öffentlichen Zuschrift: der Band trägt eine gedruckte Widmung: „An Goethe. Deinen unsterblichen Werken, edler, großer Mann, dank' ich den frühen Schwung, der mich auf die höhere Künstlerbahn erhob, Deinem näheren Umgange tausend Aufschlüsse und seelenerhebende Eindrücke, die mich als Mensch und Künstler hoben, festeten und auf immer beglücken werden. Im Innern überzeugt, daß solcher Gewinn dieser Arbeit einen höheren Wert gegeben, als meine bisherigen Werke hatten, geb' ich sie sicher und froh Dir in die Hände und freue mich des wonnigen Gefühls, auf diese Weise dankbar sein zu können. Giebichenstein, den 30. Junius 1793. Johann Friederich Reichardt." — Pastorinn Alberti: R.s Schwiegermutter, die Witwe des 1772 gestorbenen freisinnigen Pfarrers Julius Gustav Alberti von St. Katharinen in Hamburg, „verständig, milde, eine der lieblichsten und anmutigsten alten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe" (Steffens, 'Was ich erlebte', 4, 418); ihre Tochter, die verwitwete Frau Johanna Hensler, hatte R., auch seinerseits seit 9. Mai 1783 Witwer, am 14. Dezember 1783 geheiratet. — Schimmelmann: Graf Ernst Heinrich Sch., dänischer Finanzminister, Freund der Literatur und Wissenschaft. Am 27. Novemb. 1791 erst hatte er, zusammen mit dem Herzog Friedr. Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, dem kränkelnden Schiller eine dreijährige Pension von 1000 Talern ausgesetzt. — Bernstorff: Graf Andreas Petrus B., der angesehenste Staatsmann Dänemarks, führte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; er war seit 1783 vermählt mit Gräfin Auguste zu Stolberg, der Jugendfreundin G.s. — Reventlow: Graf Christian R., Präsident der dänischen Rentenkammer. — 'Tasso', 'Iphigenia' . . . achten Band: 'Tasso' war in Bd. 6 (1790), 'Iphigenie' in Bd. 3 (1787) der achtbändigen Gesamtausgabe 'Goethe's Schriften' (Leipzig, Göschen) erschienen; Bd. 8 (1789) enthielt vor allem die Lyrik. — Cullafelsen: Vorgebirge der schwedischen Küste am Kattegat.

G. dankt am 18. November 1793 (Briefe 10, 128).

2. Brief. Antwort auf G.s Schreiben vom 18. November 1793 (siehe zu Brief 1). — ruhige Stunde: G., 18. November: „Ich möchte auch wohl in einer ruhigen Stunde ausführlicher sein über das, was ich treibe." — Zeichnung von Ihrer Hand: von G. versprochen im Briefe vom 2. November 1789 (siehe Brief 4). — Meyer: G., 18. November: „M. ist noch immer bei mir." Dieser Freund aus römischen Kunsttagen wohnte seit November 1791 in Weimar und in G.s Hause. — bei einer Arbeit behülflich: der Neueinrichtung des im Spätsommer 1792 wieder bezogenen Hauses am Frauenplan.

4. Brief. zweiten Band: der Sammlung 'Musik zu Goethe's Werken' (siehe Brief 1). Er enthielt die Kompositionen zu G.s 'Lyrischen

Gedichten'. — 'Claudine von Villabella': G.s italienisches Singspiel, von R. in der ersten Hälfte 1789 komponiert. G. fand die Musik vortrefflich, hielt aber später die Instrumentierung für ein wenig schwach (Gespr. mit Eckerm. 8. April 1829). Der 3. Bd. brachte nicht die 'Claudine', sondern 'Jery und Bätely' (siehe Brief 8,24). — aufführen lassen: schon 1791 hatte G. eine Aufführung auf der neuen, 7. Mai 1791 eröffneten Weimarer Hofbühne geplant und am 10. März um die Partitur der 'Claudine' gebeten; dann am 30. Mai: „Die Aufführung . . . der 'Claudine' wird wohl bis auf künftigen Winter anstehen müssen." Sie fand erst 30. Mai 1795 statt (siehe Brief 7, 33). — 'Reineke': 'Reineke Fuchs' war Juni 1794 als 2. Band in 'Goethe's neuen Schriften' (Berlin, Unger) erschienen. — in Ihrer Nähe: der Besuch kam nicht zustande; G. war vom 25. Juli bis 14. Aug. auswärts. — Zeichnung: siehe Brief 3. — der Herder: die Reichardt bei seinem Weimarer Aufenthalt Frühling 1789 kennengelernt und besucht hatte ('Herders Reise nach Italien', hrsg. von Düntzer und G. v. Herder, S. 338f. 347. 355).

5. Brief. auf Ihrem Rückwege: siehe Brief 4. — Meyer nach Weimar: Ende April 1794 war M. nach Dresden gegangen, um auf der Galerie zu kopieren; am 28. September trat er die Heimreise an.

6. Brief. elenden Sache: Ende 1794 war R. infolge seiner Hinneigung zu den Gedanken der franz. Revolution aus seiner Berliner Kapellmeisterstelle ohne Ruhegehalt entlassen worden. — auf immer verweigert wurde: siehe Brief 3. — Schriften: so jedenfalls R.s 'Über die Schändlichkeit der Angeberei', Berlin 1795. In G.s Bibliothek nichts dergleichen mehr. — fange ein Journal an: 'Frankreich im Jahr 1795 [1796. 1797.]. Aus den Briefen Deutscher Männer in Paris. Mit Belegen.' In den 'Xenien' schlimm mitgenommen (G. an Schiller 30. Januar 1796; 'Schriften der G.-G.' 8, 3ff.). An Schiller sendet R. die ersten Hefte 20. Juli 1795; Sch. dankt 3. August: „. . . der Reichtum von Materialien und die interessante Auswahl derselben, wodurch Ihr Journal sich offenbar auszeichnet, entscheiden Ihren Beruf zu dieser Art von Schriftstellerei." — Jacobi hatte die Hoffnung gegeben: G. an Jacobi, der damals in Emkendorf (Holstein) als Gast des Grafen Friedr. v. Reventlow lebte, 2. Februar 1795: „Max [Jacobis in Jena studierender Sohn] wird uns immer werter, und wir bedauern, daß er uns Ostern verlassen will. Kann ich mit ihm dich besuchen, so wird mir's die größte Freude sein. Bis jetzt sehe ich kein Hindernis als die Autorschaft . . ."; 11. März 1795: es hat sich ergeben, „daß ich zu Hause bleiben müsse". — dritten Buche: das dritte Buch eröffnet den 2. Band der 'Lehrjahre', der zu Ostern (5. April) 1795 erscheinen sollte, aber sich bis in den Mai verzögerte (G. an Unger 18. Mai 1795). — Liedermelodien: der 1. Band der 'Lehrjahre', in den letzten Tagen 1794 ausgegeben, enthält drei anonyme Kompositionen Reichardts („Was hör' ich draußen vor dem Thor?"; „Wer nie sein Brot

mit Thränen aß"; „Wer sich der Einsamkeit ergiebt"), der 2. Band mit Nennung des Komponisten zwei Lieder Reichardts: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?" und „Nur wer die Sehnsucht kennt". — 'Apoll': siehe Brief 7. — Schwägerinn Alberti: Amalie, die 1798 die Gattin Ludwig Tiecks wurde.

7. Brief. seines 'Apollos': siehe Brief 6. — der jüngere Moritz: Joh. Christian Konrad M., der Bruder des Karl Philipp Moritz, geb. 9. August 1764, gest. als Kammergerichtskalkulator in Berlin 28. Juli 1828. — eine Rechnung vor: offenbar über das vom Weimarer Theater zu zahlende Honorar für die Partituren der 'Claudine' und von 'Erwin und Elmire'. — 'Claudine' aufgeführt: siehe Brief 4. — Compositionen zum 'Meister': siehe Brief 6. — 'Jery und Bätely': schon 1791 (10. März) hatte Goethe, wie um 'Claudine', so um 'Jery und Bätely' gebeten (siehe Brief 8).

G. antwortet kühl 21. Dezember 1795 (Briefe 10, 350), nimmt die vorgeschlagene Art des Rechnungsausgleiches an, berichtet über die Aufführung der 'Claudine', lobt die Kompositionen zu den 'Lehrjahren'. Wegen des vorgeschlagenen Wiedersehns: „Auf Weihnachten erwarten wir den Darmstädtischen Hof, der bisher sich in Eisenach aufhielt, es möchte also wohl schwerlich zu einem Privatkongreß die rechte Zeit sein."

1796 wurde R. als Salinendirektor in Schönebeck bei Halle angestellt.

Im Oktober 1796 erscheint Schillers 'Musen-Almanach für das Jahr 1797'. Darin die 'Xenien' mit ihren erbarmungslosen Angriffen auf Reichardt. Über die Art, wie R. sie aufgenommen, berichtet Schiller an G. 2. November 1796; seine heftige öffentliche 'Erklärung an das Publikum über die Xenien im Schiller'schen Musenalmanach. 1797' erschien im 10. Stück seiner Zeitschrift 'Deutschland' 1796, S. 103 ff. Eine Entgegnung Schillers wußte G. zu hintertreiben. R. schweigt gegen G. fünf Jahre lang.

8. Brief. außer Gefahr zu wissen: ein Katarrh, den sich Goethe Ende Dezember 1800 in Jena geholt, steigerte sich in den beiden ersten Wochen des neuen Jahres mit Krampfhusten, hohem Fieber und schmerzhafter Schwellung der linken oberen Gesichtshälfte zu höchst bedenklicher Erkrankung; erst am 15. Januar konnte die Gefahr als beseitigt gelten. — 'Jery und Bätely' (siehe Brief 7, 11) wurde mit R.s Musik am 30. März 1801 im Nationaltheater zu Berlin aufgeführt, nach R.s Meinung mit Beifall; nach Ludwig Tiecks Urteil ('Dramaturgische Blätter', 1826, 1, 122) genügte Friederike Unzelmann als Bätely nicht. Die Musik erschien als dritter und letzter Band der Sammlung 'Musik zu Goethe's Werken' (siehe Brief 1, 24). — 'Egmont': die Berliner Schauspielerin Friederike Unzelmann hatte am 11. November 1800 Goethen um die Übersendung der Schillerschen Bühnenbearbeitung des 'Egmont' gebeten, in der sie die Rolle Klärchens zu ihrem Benefiz zu spielen gedenke; G. hatte am 16. Dezember ihrer Bitte entsprochen. Die Aufführung, mit R.s Musik, erfolgte 25. Februar 1801. Mit der Vertonung des Liedes

„Freudvoll und leidvoll" (siehe Brief 9) war Schiller nicht zufrieden (Zelter an G. 27. September 1804). — Königinn: Luise, die Gemahlin Friedrich Wilhelms III.; ihr hat R. 1809 seine Sammlung 'Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik' gewidmet (siehe zu Brief 39). — Prinzessinn von Oranien: die Schwägerin der Königin Luise, Wilhelmine, die Tochter des Königs Friedrich Wilhelms II., die sich 1. Oktober 1791 mit dem Erbprinzen Friedrich von Oranien vermählt hatte. — einzelne Sachen: aus 'Euphrosyne' hat R. komponiert Vers 73—86 und 147—152; aus 'Alexis und Dora' Vers 15—22; 35—38; 135—138; 155—158; aus 'Proserpina' die Verse Werke 17, 46, 15—29 (siehe Brief 9).

G. dankt herzlich am 5. Februar 1801 (Briefe 15, 175): „Ein altes gegründetes Verhältnis wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt." „Senden Sie mir doch ja Ihre neusten Kompositionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen" (siehe Brief 9).

9. Brief. Ihr lieber, edler Brief: siehe zu Brief 8. — Ihr Herzog: Karl August war 8. Februar nach Berlin abgereist, um die Erbprinzessin Helene Paulowna von Mecklenburg-Schwerin, die Tochter des russischen Kaisers Paul I., zu treffen; die Verlobung seines Sohnes mit der Schwester der Erbprinzessin, mit Maria Paulowna war damals schon ins Auge gefaßt worden (siehe zu Brief 33). — 'Jery und Bätely', 'Egmont': siehe Brief 8. — 'Rosmonda': lyrische Tragödie mit Text von Filistri; der König lohnte sie dem Komponisten durch eine Ehrengabe von 300 Talern (siehe Brief 33, 36). — Herzoginn von Hildburghausen: die Schwester der Königin Luise, Charlotte (1769—1818), die sich am 3. September 1785 mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen (1763—1834) vermählt hatte. — 'Proserpina': siehe zu Brief 8. — „Freudvoll p.": siehe Brief 8. — Eine meiner Töchter: Luise (1780—1826), Sängerin, Harfenspielerin, Komponistin (siehe zu Brief 29), seit 1809 Gesanglehrerin in Hamburg.

10. Brief. In einer Beilage, die nicht mehr vorhanden ist, scheint R. die Frage einer „einzustudierenden Oper" aufgeworfen zu haben; siehe G.s Antwort vom 16. November. Es handelt sich sehr wahrscheinlich um eine Weimarer Aufführung der 'Geisterinsel' (siehe Brief 11). — so komm ich gerne: G., 16. November 1801 (Briefe 15, 275), ein „Blättchen" beifügend, auf dem jene Frage der „einzustudierenden Oper" offenbar in verneinendem Sinne beantwortet wird: „. . . ich muß Ihnen gänzlich überlassen, ob Sie uns mit Ihrem Besuch, da dieser Zweck [der Oper] nicht erreicht wird, dennoch erfreuen wollen"; G. glaubt, seine (durch einen Aufenthalt in Jena) verzögerte Antwort komme zu spät, „als daß Sie sich vielleicht zu einer Reise hierher auf so kurze Zeit [vor der Reise nach Berlin] entschließen könnten" (siehe Brief 11).

11. Brief. Brief vom 16.: siehe zu Brief 10. — 'Zauberschloß': zuerst aufgeführt 2. Januar 1802; Text von Kotzebue: 'Des Teufels

Lustschloß. Eine natürliche Zauberoper in 3 Akten.' — 'Brenno': R.s italienische Oper 'Brenno', Text von Filistri, war mit ungeheurem Aufwand und großem Erfolge zum ersten Male am Geburtstage der Königin 16. Oktober 1789 aufgeführt worden (G. an R. 2. Nov., 10. Dez. 1789). — 'Des Hercules Tod': Text von R. nach Sophokles. Erste Aufführung 10. April 1802, mit geringem Erfolg. Zelter berichtet darüber an Goethe 13. April 1802; eine Besprechung Zelters erschien, durch G. vermittelt, im 'Journal des Luxus und der Moden' August 1802. — nach Paris: siehe Brief 24, 26. — 'Geisterinsel': Singspiel von Gotter nach Shakespeares 'Sturm', R.s erfolgreichstes Werk, zuerst aufgeführt 6. Juli 1798. Von seiner Reise nach Berlin (siehe Brief 9) hatte Karl August die Partitur mitgebracht (Karl Aug. an G. 1. März 1801); die Aufführung in Weimar kam indessen nicht zustande (siehe Brief 10), vielleicht weil man schon Mai 1798 den gleichen Text in Komposition von Fleischmann gegeben hatte. — 'Jery und Bätely': siehe Brief 8, 12; die Aufführung mit R.s Musik fand in Weimar erst 9. Juni 1804 statt. — Clavierauszug: G. dankt 1. Dezember 1801.

G. an R., 1. Dezember 1801: Dank für den Klavierauszug von 'Jery und Bätely', Bitte um die Partitur (sie scheint in Weimar abhanden gekommen zu sein, siehe Brief 24). „Nun eine Anfrage. Hätten Sie wohl Zeit und Lust, beikommenden Hymnus zu komponieren? Er gehört zu einem Stücke 'Jon', das ehestens auf unserer Bühne gegeben werden wird und das ich auch wahrscheinlich bald nach Berlin sende (siehe zu Brief 19)." Es ist der Hymnus, den Jon in Aug. Wilh. Schlegels gleichnamigem Schauspiel im 1. Auftritt des 2. Aufzuges zur Leier singt; vgl. Brief 12, 13; Schlegel an G. 10. November 1801 (Schriften der G.-G. 13, 113). Zur Berliner Aufführung siehe Brief 19.

12. Brief. Ihrer herrlichen Hymne: Gesang Jons aus Schlegels 'Jon', siehe oben G. an R. 1. Dezember 1801. R. hält Gedicht und Schauspiel für ein Werk G.s; des wahren Verfassers Name sollte geheim bleiben (Schriften der G.-G. 13, 113. 114). — Jagemann: Karoline Jagemann, der Stolz der Weimarer Bühne, war am 18. Februar 1797 zuerst aufgetreten. — mit der folgenden Post: siehe Brief 13. — Partitur von 'Jery und Bätely': siehe Brief 8, 11.

13. Brief. Hymne: siehe zu Brief 12. Die Weimarer Aufführung des 'Jon' fand 2. Januar 1802 statt.

14. Brief. am gelegensten komme: G. antwortet 3. Mai von Jena aus. Sein Schreiben liegt nicht mehr vor; es enthielt wahrscheinlich die Mitteilung (siehe Brief 15), daß G. im Mai nach Lauchstedt kommen werde (wo das erneuerte Theatergebäude gerichtet werden sollte: 25. Mai), daß er das benachbarte Halle und Giebichenstein besuchen wolle und daß man zusammen nach Weimar fahren könne.

15. Brief. Anmeldung: siehe zu Brief 14. — entgegen zu eilen: siehe Brief 16. — Rothe: der Justizamtmann Karl Gottlob Rothe in

Lauchstedt; bei seinem Bruder, dem Advokaten R., hatte G. Quartier genommen.

16. Brief. Am 19. Mai traf G. in Lauchstedt ein. Am 22. (Sonnabend) ging er nach Giebichenstein zum Besuche R.s, wo er den Philologen Friedr. Aug. Wolf antraf, blieb den 23. in Giebichenstein und kehrte am Vormittag des 24. nach Lauchstedt zurück. Von hier trat er am 27. die Rückreise nach Weimar an, begleitet von R.

17. Brief. morgenden Concert: das übliche Sonntagskonzert in G.s Haus. Vgl. Karl Augusts Briefchen an G. vom 30. Mai 1802 (Wahl 1, 301).

18. Brief. letzten Morgenstunden: am 2. Juni früh um 3 Uhr reiste R. von Weimar ab. — 'Gaudeamus': gemeint ist die 'Generalbeichte' („Lasset heut im edeln Kreis"), entstanden im Februar 1802, zu singen nach der Weise des 'Gaudeamus'; von R. nicht komponiert. — 'Mihi est propositum': gemeint ist das 'Tischlied' („Mich ergreift ich weiß nicht wie"), das im Versmaße des berühmten Trinkliedes des Archipoeta Walther gedichtet ist; R.s Komposition in der 1. Abteilung seiner Sammlung 'Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen' (siehe Brief 39). — 'Rattenfänger': von R. nicht komponiert.

19. Brief. Großmutter mit dem . . . Schatz: Frau Alberti (siehe zu Brief 1) und vermutlich eine der Reichardtschen Töchter (vielleicht Johanna, siehe zu Brief 32), die von Hamburg ankamen. — wieder hier sehen: siehe Brief 21. — lieben Hamburger: vermutlich der Hamburger Maler Christian Friedr. Heinr. Waagen, der die Schwägerin Reichardts und Tiecks Johanna Luise Alberti geheiratet hatte, mit Gattin und Sohn (dem späteren Kunsthistoriker Gustav Friedr. W.). — Kriegsrath Alberti: Karl Alberti, zuletzt Geh. Oberfinanzrat in Berlin. Er war R.s Schwager als Sohn des Pfarrers Jul. Gust. Alberti und Bruder der Frau Johanna R., verw. Hensler, geb. Alberti; da er aber seine Nichte Minna Hensler, die älteste Tochter seiner Schwester, R.s Stieftochter, geheiratet hatte, war er zugleich R.s Schwiegersohn. — über den 'Jon': Schlegels 'Jon' war am 15. Mai 1802 in Berlin gegeben worden. — Von Herrn v. Redteln: sein Brief, den G. bei seinem demnächstigen Aufenthalt in Lauchstedt von R. erhalten soll, liegt vor Eing. Br. 1802, 340ff.; wir teilen das interessante Schreiben hier unten mit. Über Redteln, der auch mit v. Arnim befreundet war, siehe Steig, 'Achim von Arnim und Clemens Brentano', Stuttgart 1894, an den im Register daselbst verzeichneten Stellen. — Iffland betreffend: siehe 2. Beilage und Brief 24. — Frühlingslied: 'Frühzeitiger Frühling' („Tage der Wonne Kommt ihr so bald?"). Zelter an G., 18. Dezember 1802: „In einem Manuskripte zu einer neuen Liedersammlung von Reichardt, die ich bei Sandern [dem Berliner Verlagsbuchhändler] gesehn, habe ich auch den 'Frühzeitigen Frühling' gefunden, den Reichardt [1802?] wahrscheinlich von Ihnen selber erhalten hat."

Der Brief des Herrn v. Redteln an R. lautet:

Berlin, den 8. Juni [180]2.

Heute früh habe ich schon einige Zeilen geschrieben, die ein Doctor Kohlrausch Ihnen überbringen wird. Da indeß die Post die Briefe schneller zu befördern pflegt als solche Reisende, so wähle ich itzt lieber die Post. Sie wünschen Nachricht über die Aufführung des 'Jon' zu haben, und es freut mich in dieser Hinsicht doppelt, daß ich die beiden Male, daß er hier nun gegeben worden, nicht versäumt habe.

Die Vorstellung des 'Jon' auf der hiesigen Bühne war unstreitig die beste, die seit Anfang des letzten Winters gegeben worden ist.

Die Dekoration war eben die, welche man in Weimar gewählt hatte, und war hier von dem Architekt Genelli [Briefe 16, 74] gemalt worden. Die Costums waren von den im 'Modenjournale' abgebildeten im Ganzen nicht verschieden, nur daß man der Meyer[=Hendel=Schütz] als Kreusa ein sehr dunkles Obergewand nicht hatte ausreden können, in welchem sie gewöhnlich die Merope spielt, welches aber hier, wo sie alle Größe und Fülle ihrer Figur ausbreiten sollte und wo alles festlich geschmückt war, von nachteiliger Wirkung sein mußte. Iffland gab als Xuthus vielleicht ein noch schöneres Bild als im 'Hercules' [Reichardts, siehe Brief 11 und Zelters Bericht an Goethe 13. April 1802], weil, so sehr ihm dieser auch gelungen sein mag, jene Rolle, indem sie ganz eigentlich in der Mitte seiner Kunstsphäre liegt, ihm gesicherter ist und der Ausdruck der ruhenden, sich in sich selbst spiegelnden Kraft, wie ihn dieser hohe festliche König gewährt, immer der sein wird, auf welchen wir Ifflands Kunst am liebsten verwandt sehen, die überdem, mehr plastisch wie pittoresk, besser die Gestalt als die Farbe der Leidenschaft gibt. Von den beiden prächtigen Erzählungen, die er spricht, im 1. und 3. Akt (von dem Orakel, was er sich in der Höhle des Trophonius geholt, und von dem Feste, welches durch Kreusas Anschlag auf Jons Leben gestört wird), kann man ohne Übertreibung sagen, daß sie aus seinem Munde mit ihrer Fülle berauschen. Iffland hat immer große Kunst im Erzählen besessen; aber da fast alle moderne Erzählungen bloß Spannungen der Erwartung sind, so bestand die Kunst des Erzählens auch nur in den Andeutungen der Auflösung, in den Übergängen; der Triumph desselben war erst in dem letzten Augenblick erreicht, und seine eigentliche darstellende Kunst fand teils in der Erzählung keinen Raum, teils auch keinen in dem Gemüt des Hörers, welches, durch des Erzählers Kunst zusammengepreßt, sich in Verlangen nach der Auflösung ausdehnte; die Empfindung der Erweiterung unsers Innern aber, diese herrlich ausgebreitete Gegenwart in jenen Erzählungen im antiken Geist, ist über alles wohltätig. — Die Unzelmann erschien verklärt in Gestalt und Wesen; sie hat bis itzt vielleicht keine klarere, reinere Rolle gehabt, und sie ist wohl nie klarer, lieblicher und zierlicher erschienen. Wer etwa noch bedauern mochte, daß der Jon in Schlegels Schauspiel nicht der wackere derbe Jon des Euripides ist,

vergißt alle ähnliche Forderungen über der herrlichen Erscheinung, die aus des Dichters und der Künstlerin vereintem Bemühn hervorgegangen ist und die, keiner Zeit und keiner Nation angehörend, nur um so magischer wirkt. Diese süße Verschmelzung des Geschlechts und des Alters in diesen rein antiken Formen, von denen sie die herrlichste Folge während der Unterredung der Kreusa mit der Pythia im 1. Akte dem Auge darbietet, gibt eine Vereinigung von Wirklichkeit und Schein, der nicht reizender sein kann. Man begreift, was uns Modernen so schwer geworden ist zu begreifen, wie jede Leidenschaft den Alten göttlich erschien, wenn man den Zorn gesehn, der den Jon (im 3. Akt) zur Verfolgung seiner Mutter treibt, wenn man die Trochäen gehört, in denen sich die Rachsucht des zum ersten Male von der Feindlichkeit der Welt berührten Gemüts aushaucht. Daß solche Gebete wie das des Jon zum Apollo die Götter herabziehe, ist kein Wunder. — Die Meyer genügte in der ersten Vorstellung wenig; sie gab gute Bilder und gab in Ruhe den Charakter bestimmt und besonnen, aber der Monolog am Altar (im 4. Akt) wurde durch große Heiserkeit und ungelenke Behandlung der Verse sehr zerrissen; sie war in der zweiten Vorstellung ihres Organs mehr Meister und überhaupt viel sichrer. Die Pythia hätte vorerst den Dreifuß verlassen sollen, denn die Bewegungen und Gebärden mißlangen ihr mehr wie das Sprechen; doch war sie durchaus nicht störend. Böheim, der den Phorbas übernommen, war der große Flecken, der die Vorstellung verunstaltete; er war schlecht, wie man keinen Begriff davon hat; er war, was er von je an nur gewesen: ein Ifflandscher Hofrat. Mattausch machte als Apollo eine imponierende Erscheinung, aber, ob er gleich die Verse so gut sprach, wie er nie welche gesprochen, so verunreinigte doch sein Organ die herrlichen Worte gar sehr. Die Gruppe der vier Betenden am Schluß war studiert und recht wacker ausgeführt. Es läßt sich nichts mehr bedauern, als daß diese Vorstellung uns auf lange, vielleicht auf immer entzogen ist. Sie wissen wahrscheinlich schon, daß Herr Meyer Bedenken trägt, so indezente Reden, wie im 'Jon' enthalten sein sollen, ferner aus dem Munde seiner Frau hervorgehn zu lassen; ein großer Teil des Publikums stimmt ihm bei, und da das Stück für langweilig gilt, so ist es ein gefundner Handel, es obenein als unsittlich der Vergessenheit überliefern zu können. Iffland ist itzt verreiset [siehe Brief 19,2. Beilage], alle Bemühungen sind also für itzt fruchtlos; ich bitte Sie recht dringend bei allem Einfluß, den Sie auf Iffland haben, ihn zu bewegen, daß er der Meyer den Eigensinn bricht (denn es droht überhaupt dem Theater bei solcher Widerspenstigkeit, wie itzt mehrere Aktrizen bezeigt haben, Gefahr) oder möglichst gut auf andre Weise die Rolle besetzt (nur nicht durch die Eigensatz, höchstens durch die Fleck oder Schick) und uns das Beste, was er uns geben kann, nicht entzieht. — Die Anzeige in den Zeitungen werde ich besorgen; ich wünschte sie selbst benutzen zu können.

Ihr Redteln.

16*

20. Brief. willkommen in unsrer Nähe: am 21. Juni war G., von Gattin und Sohn und Freund Meyer begleitet, nach Lauchstedt abgereist; hier sollte am 26. das neue Theatergebäude eingeweiht werden. — Ihr Brief: liegt nicht mehr vor. — den dreystimmigen Gesang: in dem zur Lauchstedter Eröffnungsfeier gedichteten Vorspiel 'Was wir bringen' (siehe Brief 23) singen im 10. Auftritt die drei „symbolischen Damen" Nymphe, Phone und Pathos ein Lied: „Warum doch erschallen Himmelwärts die Lieder", das für die Aufführung von R. komponiert wurde. Das Lied wurde gedruckt in der 'Zeitung für die elegante Welt' 2. Jahrg. 1802. Nr. 102. Musikblatt Nr. 8; ein Begleitschreiben R.s vom 16. August ist mit veröffentlicht (Spalte 820; wiederabgedruckt in dem vorzüglichen Werk von Heinr. Reinhold, 'Bad Lauchstedt, seine literarischen Denkwürdigkeiten und sein Goethetheater', 2. Aufl., Halle 1914 S. 143 f.) Sicherlich nicht von R. stammt der Bericht über die Aufführung ebenda Nr. 84. 85 (15., 17. Juli 1802). Am Abend nach der Vorstellung war G. „im Salon in Gesellschaft", an der auch R. teilnahm. – Donnerstag oder Freytag: 24. oder 25. Juni.

21. Brief. Geburtsschmerzen: es ist wohl R.s letztes Kind, sein Sohn Friedrich, der damals geboren wurde. — dreystimmigen Gesang: siehe zu Brief 20. — kleinen Reisegefährten: August.

22. Brief. Tageb. 1. Juli: „Nach Tische kam Herr Kapellmeister R., mit demselben in 'Tancred'." 2. Juli: „Familie von R." Am 9. Juli ging G. nach Halle; das Tageb. nennt den Prof. der Philologie Friedr. Aug. Wolf am 9. und 10. Juli. Am 17. Juli fuhr er, wie Wolf angekündigt, von August begleitet (siehe Brief 24), nach Giebichenstein hinaus, wo er bis 20. Juli blieb. Rückreise nach Weimar siehe zu Brief 24.

23. Brief. Vorspiel: 'Was wir bringen' (siehe Brief 20). — Manuscript: unbekannt. Den Brief des Autors hat G. mit dem Manuskript vermutlich zurückgegeben (siehe Brief 24). — Über seine Besuche in Giebichenstein hat G. in den 'Tag- und Jahresheften' 1802 berichtet: „Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmutige schöne Töchter, sämtlich vereint, bildeten in einem romantisch-ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen . . . . Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am frühsten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte" (Werke 35, 136).

24. Brief. noch so lange in Lauchstädt: bis zum Morgen des 25. Juli. — 'Mahomet': G.s Übersetzung des 'Mahomet' von Voltaire war am 24. Juli in Lauchstedt gegeben worden; G. hatte die Vorstellung besucht. — Bestellung: unbekannt. — Erfurt: Erfurt ging 1802, zugleich mit dem Eichsfelde, infolge des Friedens von Lunéville aus kurmainzischem Besitz in den Besitz Preußens über. — Wartensleben: Leop.

Alexander Graf v. W. (1745—1822), preuß. Generalleutnant, 1809 wegen der Kapitulation von Magdeburg, die er nicht verhindert, mit Kassation und lebenslänglicher Festungshaft bestraft, 1814 begnadigt. Am 21. Aug. 1802 nahm er Erfurt für Preußen in Besitz. — Augustischen Wege alles Fleisches: doch wohl ein Gartenweg, auf dem der kleine August v. Goethe (siehe Brief 22) das Beerenobst seiner Bestimmung entgegengeführt hatte. — angenehme Einlage: unbekannt. — lustige, die Spaß gemacht: vermutlich das in Brief 23 erwähnte Manuskript, das G. zurücksendet. — verschobenen Reise: nach Paris, siehe Brief 11, 26. — 'Musik zu Ihren Werken': siehe zu Brief 1. — den 3. Theil ausmacht: siehe zu Brief 8. — Ehlers: der Weimarer Schauspieler Wilhelm E., ausgezeichnet als Liedersänger und Guitarrenspieler. — Partitur: siehe G. an R. 1. Dez. 1801 (oben S. 240). — Jagemann anders werden: siehe Brief 26. — Iffland: siehe 2. Beilage zu Brief 19.

25. Brief. siehe zu Brief 24.

26. Brief. Urlaub: den R. als Salinendirektor (siehe oben S. 238) brauchte. — Paris: wo R. seine Opern zur Aufführung bringen zu können hoffte. Er traf Anfang November 1802 daselbst ein und blieb bis etwa 8. April 1803. Im Dezember wurde er dem Ersten Konsul und seiner Gemahlin Josephine vorgestellt. Eine Aufführung seiner Opern erreichte er nicht. — ändern oder neumachen: siehe Brief 24. — einen Wink darüber zu geben: G. schreibt am 7. Oktober; sein Brief liegt nicht mehr vor. — ein paar Tage in Ihrer Nähe: Tageb. 23. Oktober: „Früh von Jena ab. Mittag Kapellmeister Reichardt. Abends im Theater" ['Pflicht und Liebe', Schauspiel von Vogel].

27. Brief. mir's nicht so gut: G. weilte seit 17. April in Jena.

28. Brief. in Lauchstädt erwartet worden: am Nachm. des 3. Mai traf G. in Lauchstedt ein. — uns ja nicht zu vergessen: G. fuhr am 5. nach Giebichenstein, wo er bis zum 9. blieb. — nach Leipzig zu gehen: der Plan wurde aufgegeben (G. an Unger 8. Juni: „Vergangene Messe hoffte ich Sie in Leipzig zu sehen, auch war ich schon bis Halle gelangt, von wo mich aber die Umstände wieder grade nach Hause nötigten"). 9. Mai Rückfahrt nach Lauchstedt; 11. (oder 12.) Ankunft in Weimar. — Ich dachte . . . hinzufahren: siehe Brief 29.

29. Brief. Zufall mit einem jungen Menschen: unbekannt. — Geist: Joh. Jak. Ludw. Geist, 1795—1804 G.s Sekretär. — Übersetzung meines Notturnos: das italienische Volkslied: „Tu sei quel dolce fuoco, L'anima mia sei tu! E degli affetti miei — Dormi, che vuoi di più?" R. hat offensichtlich dieses Lied und seine Komposition desselben (siehe Zelter an G. 29. Juli 1804) Goethen bei dessen Aufenthalt in Giebichenstein (siehe zu Brief 28) mitgeteilt, G. hat eine Übersetzung des Textes versprochen, sie liegt vor in dem Gedichte 'Nachtgesang' („O gieb vom weichen Pfühle"). R.s Komposition ist gedruckt in den 'Gesängen mit Begleitung der Chittarra" von Ehlers (siehe S. 246). —

Liederalmanach: auf einen Antrag Cottas hin, der einen „Lieder-Almanach" von Goethe zu verlegen wünschte (vgl. G. an Cotta 28. März, 15. Mai 1803), kam das 'Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung" zustande, dessen Druck im Juli 1803 begonnen wurde und das im Oktober erschien. Es enthält auf S. 87—152 „der Geselligkeit gewidmete Lieder" Goethes. Nach dem Inhaltsverzeichnis die Bemerkung: „Mehrere dieser Lieder können auf bekannte Melodien gesungen werden, ein Teil davon befindet sich in den 'Gesängen mit Begleitung der Chittarra' von Wilhelm Ehlers". Das Heft 'Gesänge mit Begleitung der Chittarra, eingerichtet von Wilhelm Ehlers. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1804', das also von R. durchgesehen worden ist, enthält auch Kompositionen von R.: „Freudvoll und leidvoll" (aus 'Egmont', siehe Brief 8, 9), 'Jägers Abendlied' („Im Felde schleich' ich . . ."), „Die Trommel gerühret!" (aus 'Egmont'), 'Notturno' (= 'Nachtgesang', „O gieb vom weichen Pfühle"). Auch Luise Reichardt (siehe zu Brief 9) ist vertreten: 'Sehnsucht' („Was zieht mir das Herz so?"). — Zelter: Z. war damals nicht in Weimar; R. scheint gehört zu haben, daß Z.s Stiefsohn, der junge Karl Floericke, auf seiner Wanderschaft bei G. vorgesprochen hatte (Tageb. 14. Mai 1803); vgl Hecker, 'Vater und Sohn' (in 'Funde und Forschungen. Eine Festgabe für Wahle zum 15. Febr. 1921').

30. Brief. erfuhr ich aber in Lauchstädt: wahrscheinlich von Christiane Vulpius, die seit 12. Juni in Lauchstedt zur Kur weilte (sie war am 8. Juli in Giebichenstein, wo es ihr sehr gefiel, siehe 'G.s Briefwechsel mit seiner Frau', herausg. von Gräf, 1, 411); die Aufführung der 'Maria Stuart' fand 20. Juni statt. — Sömmerrings Briefe: schon am 8. Juni hatte sich G. an den großen Anatomen Sam. Thomas v. Sömmerring, der damals in Frankfurt a. M. als praktischer Arzt lebte, mit der Frage gewandt, ob S. bereit sei, die anatomische Professur in Jena zu übernehmen, die erledigt war, weil der Jenaer Anatom Justus Christian Loder die 1803 durch Phil. Friedr. Theod. Meckels Tod in Halle erledigte Stelle anzunehmen gedachte; zu gleicher Zeit hatte S. aber auch einen Ruf nach Halle erhalten (vgl. Rud. Wagner, 'S. Th. v. Sömmerrings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen', Leipzig 1844, 2. Abteilung, S. 110). S. entschloß sich weder für Jena noch für Halle; für Jena empfahl er Jakob Fidelis Ackermann, für Halle den Arzt und Naturforscher Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830). Auf R.s Brief hin hat G. sein Augenmerk auf Ebel für Jena gerichtet: den Absatz des R.schen Briefes: „Nun schreibt mir aber Sömmerring" bis „unter seine Lehrer zählte" hat G. mit Bleistift redigiert und dann vermutlich in Abschrift dem Minister C. G. v. Voigt mitgeteilt (G. an K. F. v. Reinhard, 28. September 1807: „Wir beriefen ihn sogar einmal als einen Schüler Sömmerrings zur Professur der Anatomie, welche vorteilhafte Stelle er aber auf eine sehr edle Weise ausschlug"). — Baldinger: Ernst Gottfr.

B. (1738—1804), bedeutender Arzt, seit 1785 Prof. der Medizin in Marburg; Sömmerring war sein Schüler gewesen. — Meyerschen Tafeln: wohl in dem von Joh. Rud. Meyer in Aarau (1739—1813) veranlaßten, 1796—1802 erschienenen Atlas der Schweiz. — Ankunft in Lauchstädt: G. kam nicht nach Lauchstedt (an Christiane 12. Juli 1803).

Tageb. 11. Januar 1804: „Rezension über Reichardts Briefe diktiert." G. bespricht die beiden ersten Bände 'Johann Friedrich Reichardt's vertraute Briefe aus Paris geschrieben in den Jahren 1802 und 1803. Hamburg 1804, bei B. G. Hoffmann' (siehe Brief 26, 27; ein dritter Band folgte im selben Jahre, siehe Brief 32) in Nr. 18 vom 21. Januar 1804 der neugegründeten 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' (an Eichstädt 7., 11. Januar 1804; Werke 40, 253 ff.). Am 7. März übersendet G. dem Herausgeber Eichstädt eine „kurze Rezension einer nagelneuen Schrift, über welche mit leichten Fußspitzen hinzuschreiten [er] für das Beste hielt": eine Besprechung der Schrift 'Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate', als deren Verfasser R. galt (sie war vom Grafen Schlabrendorf, vgl. Steig, 'Achim von Arnim und Clemens Brentano' S. 107); G.s Besprechung ist abgedruckt in Nr. 74 vom 27. März 1804 der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.' (Werke 40, 260 ff.).

31. Brief. Froriep: Ludwig Friedr. v. Fr. (1779—1847) war Privatdozent und Professor der Medizin in Jena gewesen und 1804 nach Halle berufen worden. Er ging 1808 als Prof. der Chirurgie und Geburtshilfe nach Tübingen, dann als königl. Leibmedicus nach Stuttgart, zuletzt 1816 als Obermedizinalrat nach Weimar, wo er als Schwiegersohn Bertuchs nach dessen Tode die ausgedehnten literarisch-industriellen Unternehmungen Bertuchs fortführte. — in Weimar finde: G. war bis 7. Juli in Jena, dann aber in Weimar, indessen ist R.s Absicht einer Weimarfahrt nicht zustande gekommen. Vom 13. Juli ab war Christiane in Lauchstedt; am 17. August folgt G. ihr nach. Begegnungen mit R. siehe Brief 32. Rückkehr nach Weimar 3. September. — der guten Loder: Loders (siehe zu Brief 30) zweite Frau, geb. Richter.

32. Brief. dritten Band meiner 'Briefe': siehe oben und Brief 35; G. an den Herausgeber der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.', 3. Oktober 1804: „Eine kurze Anzeige von dem dritten Bande der Reichardtischen 'Briefe [aus Paris geschrieben in den Jahren 1802 und 1803]' erhalten Sie nächstens von mir." Das ist unterblieben. — Vieweg: der Berliner Buchhändler Hans Friedr. Vieweg. — Reise nach Paris: demnach stammt von R., den G. gleich nach Begründung der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.' zur Mitarbeit eingeladen hatte (G. an Eichstädt 22. Sept. 1803, Briefe 16, 309), die lange Anzeige von des braunschweigischen Forstmeisters Kasp. Heinr. Frhrn. v. Sierstorpff (1750—1842) anonymen 'Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris im eilften Jahre der großen Republik', 2 Bde., 1804, und Aug. v. Kotzebues 'Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804', Berlin 1804 ('Jen. Allg.

Lit.-Zeit.' Nr. 243 und 244, 10. und 11. Okt. 1804). — hier sahen: bei dem Aufenthalt in Lauchstedt im August (siehe zu Brief 31). — Steffens: der Philosoph und Naturforscher Henrich St. (1773—1845), Norweger von Geburt, Preuße durch Wahl, Schellings Freund und Gesinnungsgenosse, hatte, der vielfach gehemmten Lehrtätigkeit in Kopenhagen müde, 1804 einen Ruf nach Halle als Professor der Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie angenommen ('Was ich erlebte' 5, 162ff. 118ff.). G. kannte ihn: 30. April 1801 hatte St. dem Dichter seine 'Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde' mit der Bitte zugesendet, die öffentl. Widmung dieses Buches nachträglich zu genehmigen. In Dresden hatte St. im Sommer 1801 R.s damals 17jährige Tochter Johanna kennengelernt, die mit ihrer Großmutter Alberti bei ihrer Tante Amalie, Ludwig Tiecks Gattin, zu Besuch war ('Was ich erlebte' 4, 413. 418); er verheiratete sich mit ihr 4. September 1803 (ebenda 5, 79). — Recension einschicken: eine Rezension der Schellingischen physikalischen Schriften ('Was ich erlebte' 5, 12 f.), zu der St. von G. schon 7. Oktober 1803 aufgefordert war. Der 1. Teil dieser Arbeit erschien erst 1805 Nr. 103 (1. Mai) und Nr. 137 (10. Juni) der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.'; die Fortsetzung unterblieb.

33. Brief. Biester: Joh. Erich B. (1749—1816), Bibliothekar in Berlin, bekannt durch seine 'Berlinische Monatsschrift' (1783—1796) und 'Neue Berlinische Monatsschrift' (1799—1811). — Winckelmanns Briefen: im Februar 1804 (Tageb. 7. Februar) hatte G. die schon seit August 1799 (Tageb. 23. August) bedachte Ausgabe der Briefe Winckelmanns an Berendis ernstlich in Angriff genommen; das Buch erschien Ostern 1805. Der wissenschaftl. Welt hatte er von seinem Unternehmen durch eine Anzeige im Intelligenzblatt Nr. 26 der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.' 1804 Nachricht gegeben. Die Sammlung, die Biester übersendet, sind sicherlich die von ihm selbst herausgegebenen 'Briefe an Einen seiner vertrautesten Freunde [Muzell-Stosch] in den Jahren 1756—68', Berlin und Stettin 1781; Rücksendung: siehe Brief 35. — 'Rosmonda': siehe Brief 9, 36. — Struensee: Karl August v. Str. (1735—1804, 17. Oktober), älterer Bruder des bekannten unglücklichen dänischen Staatsmannes, in die Katastrophe seines Bruders verwickelt, in Preußen seit 1791 Minister des Accise-, Zoll-, Commercial- und Fabrikenwesens. — dortigen Festen: am 9. Nov. 1804 hatte der Erbherzog Karl Friedrich, seit dem 3. August mit der Zarentochter Maria Paulowna vermählt (siehe zu Brief 9), mit seiner Gemahlin feierlichen Einzug in Weimar gehalten. — Oels: Herzog Friedrich (August) von Braunschweig-Oels, Bruder der Herzogin Anna Amalia, preuß. General, Liebling seines Oheims Friedrichs des Großen. — 'Claudine': siehe zu Brief 4. — Raub des englischen Gesandten: in der Nacht des 25. Okt. 1804 war der englische Geschäftsträger Sir George Berriman Rumbold (1764—1807), den Napoleon royalistischer Verschwörung beschuldigte, gewaltsam aus Hamburger Gebiet weggeführt worden; er mußte auf Preußens Verwendung hin freigegeben werden. — Nieder

kunft: 13. Dez. 1804 gebar Königin Luise ihr 8. Kind, den Prinzen Ferdinand, der 1. Apr. 1806 wieder gestorben ist. — v. Stein: Reichsfreiherr Heinr. Friedr. Karl vom Stein wurde 27. Okt. 1804 mit der Verwaltung des Accise-, Zoll-, Commercial- und Fabrikendepartements betraut, das er bis zu seiner Entlassung aus dem preuß. Staatsdienst Jan. 1807 geleitet hat. — Schuckmanns und Redens: Friedr. v. Schuckmann (1755—1834), R.'s besonderer Gönner, war damals als Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat Kammerpräsident in Ansbach und Bayreuth; Friedr. Wilh. Graf v. Reden (1752—1815), hochverdient um den schlesischen Bergbau, Führer Goethes und Karl Augusts 1790 beim Besuche des Tarnowitzer Bergwerks und auf der Reise nach Krakau und Wieliczka, war seit 1804 Wirkl. Geh. Staatsminister.— Vincke: Ludwig Frhr. v. V. (1774 bis 1844), bedeutender Nationalökonom, seit Nov. 1803 Kammerpräsident von Ostfriesland (Aurich), erhielt Okt. 1804 das durch des Frhrn. vom Stein Ernennung zum Minister erledigte Kammerpräsidium in Münster und Hamm.

34. Brief. dortigen Operette: R. wiederholt die Bitte Brief 37.

35. Brief. langersehnter Brief: vom 3. April 1805, mit dem G. die Winckelmann-Briefe (siehe Brief 33, 34) zurücksendet; er liegt nicht mehr vor. — Herzensangst über Sie: im Februar 1805 wurde G. von schwerer Erkrankung (Nierenkolik) heimgesucht, die ihn dem Tode nahebrachte und bis in den April hinein andauerte. — send' ich Ihnen: G. hatte im Februar 1805 die Übersetzung des Dialogs von Diderot 'Rameaus Neffe' (siehe Brief 36) abgeschlossen (an Schiller 24. Februar) und, durch seine Krankheit mannigfach gehindert, in den Monaten Februar bis April die 'Anmerkungen' dazu ausgearbeitet, für die er im Briefe vom 3. April jedenfalls um Literatur gebeten hat. Die von R. übersendeten Werke betreffen den Streit zwischen Gluck und Nicola Piccini in der 2. Hälfte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Auf seiten Glucks standen Rousseau, der Abbé Arnaud (1718—1805; siehe Werke 45, 163), Jean Baptiste Antoine Suard (1733—1817), auf seiten Piccinis d'Alembert und Jean François Marmontel (1723—1799). — Labordes 'Essays': der 'Essai sur la musique ancienne et moderne' (4 Bände) des Jean Benj. de La Borde (1734—1794) war 1780 erschienen. — Gerbers Lexikon: Ernst Ludwig G. (1746—1819), Hoforganist zu Sondershausen, hatte 1790 und 1792 sein gründliches 'Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler' in 2 Teilen erscheinen lassen. — 'Kunstmagazin': R.s 'Musikalisches Kunstmagazin' war 1782—1791 erschienen (Schletterer: R.s „bestes Werk"). — 'Musikalischen Zeitung': siehe Brief 34. — 'Mélanges de Littérature': sie waren in 5 Bänden 1803—1805 in Paris erschienen. — Anonyme de Vaugirard: im Dorfe Vaugirard an der Seine (jetzt in Paris aufgegangen) hielt sich Suard als Anhänger des Königs während der Schreckensherrschaft verborgen. — 'Revolution der franz. Musik': Marmontels 'Essai sur

les révolutions de la musique en France' war 1777 erschienen. — allerenragiertesten Gluckisten: Irrtum; Marmontel war Piccinist. — Morellet: der Schriftsteller André M. (1727—1819; Werke 45, 212 25). — Zelter Aufsatz geschickt: seinen Aufsatz über das Orchester hatte Zelter schon 7. August 1803 an G. geschickt; am 28. März 1804 bat G. um die Erlaubnis, ihn drucken lassen zu dürfen. Dann G. an Zelter, 1. Juni 1805: „Die schöne Folge Ihrer kleinen Aufsätze über Orchestereinrichtungen habe ich bisher bei mir liegen lassen . . . . Jetzt wünscht sie Reichardt für die 'Musikalische Zeitung' [siehe auch Brief 36]; ich suche sie wieder auf, sehe sie an und kann sie unmöglich dem Intelligenzblatt unsrer 'Literaturzeitung' entziehen, . . ." Sie erschienen 17. Juni bis 8. Juli 1805, Nr. 66—75 des Intelligenzbl. der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.'. — 3. Bandes meiner 'Briefe': siehe Brief 32. — den Sommer hier zu sehen: am 3. Juli traf G. in Lauchstedt ein, war oft in Halle und blieb in Lauchstedt bis Mitte August. Am 13. August ging er „auf den Berg", d. i. nach Giebichenstein (an Christiane 19. August 1805).

36. Brief. besuchen zu können: siehe zu Brief 35. — Steffens: siehe zu Brief 32. — Schleiermacher: Friedrich Schl., als außerordentl. Professor und Universitätsprediger 1804 nach Halle berufen, war daselbst 12. Okt. 1804 eingetroffen (Steffens, 'Was ich erlebte' 5, 141 ff.). — Recidiv: am 4. April, siehe Christianens Brief an Nikolaus Meyer vom 12. (wo „vor 2 Tagen" Versehen!). — cul de sac: offenbar hat sich G. nach Bedeutung der Ausdrücke Werke 45, 114 18. 19. 115 1. 117 21 erkundigt. — über Musik schreiben: siehe zu Brief 35. — 'Rosmonda': siehe Brief 9, 33. — Zelters Aufsatz: siehe Brief 35.

37. Brief. Arnim: Achim v. Arnim war im Dez. 1805 in Weimar gewesen. In Giebichenstein traf er zu Weihnachten ein und blieb zehn Tage daselbst (vgl. Steig, 'Achim v. Arnim und Clemens Brentano', Stuttgart 1894, S. 154); sein Bericht an G. über diesen Besuch bei R. aus dem Februar 1806: 'Schriften der G.-G.' 14, 83 f. — gut gemeinten Unternehmen: der Sammlung 'Des Knaben Wunderhorn'; der 1. Band war zur Michaelismesse 1805 erschienen. G.s mündliches Lob Arnim gegenüber: Steig a. a. O. S. 152 f., sein öffentliches in Nr. 18 und 19 (21., 22. Januar) der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.' 1806 (Werke 40, 337 ff.). — mit meiner Anzeige: in Stück 100 der 'Musikalischen Zeitung' 1805 (Steig a. a. O. S. 157). — Auftrag zu geben: siehe Brief 34. — Jagemann: der Maler Ferd. Jagem. (1780—1820), als Bruder der Schauspielerin Karoline Jagem. ein besonderer Günstling des Herzogs Karl August, der ihn in Wien und Paris hatte ausbilden lassen. — Rückkehr Ihres Übels: G. an Eichstädt 31. Dez. 1805: „Die kurzen Tage haben mir sehr übel mitgespielt, und seit dem Vergnügen Sie zu sehen [Mitte Dez.], hatte ich wenig gute Stunden."

G. antwortet 7. Januar 1806; der Brief liegt nicht mehr vor.

Im Juni 1806 war R. in Weimar (Tageb. 7., 11. Juni 1806). Nach

der Schlacht bei Jena mußte er wegen der Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat" (siehe zu Brief 30) flüchten; er hielt sich in Danzig, Memel, Königsberg auf (Steig a. a. O. S. 214, 220, 221). Im Nov. 1807 war R. wieder in Weimar. G.s Tageb. 8. Nov.: „Ließ R. von Giebichenstein und Arnim sich anmelden, wurden aber auf morgen eingeladen. . . . Abends . . zu Mad. Schopenhauer, wo die sämmtlichen Fremden und sonst viele Gesellschaft war, Reichardt und Arnim. Der erstere sang einige Lieder." 9. November: „Mittags Savignys, zwei Demoiselles Brentanos, Reichardt, Arnim und Clemens Brentano. Komische Geschichten aus der Unglücksepoche des preußischen Staates." Von diesen Geschichten weiß auch Knebel, der am 17. November 1807 an seine Schwester Henriette schreibt: „Er [R.] hat gar artige Anekdoten aus Memel mitgebracht." Dann wieder im Dezember 1807. G.s Tageb. 29. Dezember: „Nachher Kapellmeister Reichardt auf der Durchreise nach Kassel" (siehe Brief 38).

38. Brief. letzten Abends: 29. Dezember 1809. — Talma: der große französische Schauspieler François Jos. Talma. Brentano (seit Juli 1807 in Kassel) an Arnim: „Auch kommt Talma nächstens von Paris hierher, das französische Theater zu organisieren" (Steig a. a. O. S. 227). Er folgte dem Kaiser Napoleon zum Erfurter Kongreß (27. September bis 14. Oktober 1808), bei welcher Gelegenheit ihn auch G. spielen sah. — schriftliche Regeln und Gesetze: solche sind mitgeteilt von Wahle, 'Das Weimarer Hoftheater unter G.s Leitung' ('Schriften der G.=G.' Bd. 6). — ein neues Stück gedichtet: Mißverständnis R.s; am 30. Januar 1808, am Geburtstage der Herzogin Luise, ließ G. die 'Wanda' von Zacharias Werner zum ersten Male aufführen. — romantischen Oper: siehe die Berichte des Clemens Brentano an Arnim, Steig a. a. O. S. 232. 233. 243 uff. — Grimm: Ludw. Emil Grimm (1790—1863), der jüngere Bruder der beiden Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, Maler und Kupferstecher, zuletzt Prof. an der Kasseler Akademie. Er ging damals nicht nach Weimar, sondern nach München.

G. antwortet 3. Februar 1808; sein Brief, es ist der letzte, den er an R. geschrieben, liegt nicht mehr vor.

Im November 1808 war R. in Weimar. G. an Zelter, 7. November 1808: „Reichardt von Kassel ist gestern hier gewesen; er besucht die Theater des südlichen Deutschlands, um für die Kasseler Bühne, die freilich seltsam genug eingerichtet werden muß, Personagen aufzusuchen, die à deux mains [d. i. in Schauspiel und Oper] gebraucht werden können", siehe Brief 39. Über R.s Kasseler Tätigkeit spöttische Berichte Clemens Brentanos an Arnim, Steig a. a. O. S. 226f. 231. 232f.

39. Brief. Winter in Wien: er war 24. Nov. 1808 dort eingetroffen, um dort Gesangskräfte für Kassel zu gewinnen (siehe oben). — 'Bradamante': ein lyrisches Schauspiel in 4 Akten nach Ariost von dem frühverstorbenen Hofrat bei der Kredit=Hofkommission in Wien Heinrich Jos. v. Collin

(1771—1811); seinen 'Regulus' (ersch. 1802) hatte G. in der 'Jen. Allg. Lit.-Zeit.' besprochen (Werke 40, 313 ff.). Eine Aufführung des 'Bradamante' hat nicht stattgefunden. — Schicksal von Wien: am 9. April 1809 hatte Österreich, das schon seit Februar seine Truppen in Böhmen zusammengezogen, dem Kaiser Napoleon den Krieg erklärt. Am 12. Mai wurde Wien von den Franzosen besetzt. Es folgten die Schlachten von Aspern und Wagram. Der Friede zu Schönbrunn 14. Oktober 1809. — Ausgabe aller meiner Compositionen: 'Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik von J. F. Reichardt', 3 Abteilungen, Leipzig, Breitkopf und Härtel, o. J. Diese Sammlung enthält 112 Kompositionen Goethischer Texte. Eine 4. Abteilung hat 1811 noch 14 Kompositionen hinzugefügt. Siehe Brief 40—42 und zu Brief 8. Schon am 16. Juli 1809 hatte Joh. Friedr. Rochlitz, Musikkritiker und Schriftsteller in Leipzig, an G. eine Besprechung der Sammlung gesandt (Tageb. 17. Juli 1809), für die G. am 20. Juli dankt.

40. Brief. neue Ausgabe: siehe zu Brief 39. — 'Briefe über Wien': Band 1 der 'Vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien'. Schon unter dem Datum des R.schen Briefes verzeichnet G.s Tageb. die Lektüre des Buches, das er sich also schon vorher anderswoher verschafft hatte. — Wahlverwandtschaften: sie waren Anfang Okt. 1809 ausgegeben worden. — leben werde: diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. — 'Bradamante': siehe Brief 39.

Im März 1810 war R. in Weimar; siehe Brief 42. G.s Tageb. schweigt. R. machte auch einen Abstecher nach Jena, wo er 8. März Knebel aufsuchte, der am selben Tage seiner Schwester Henriette über diese Begegnung einen lieblosen Bericht gab.

41. Brief. Christiane weilte seit 6. Juli in Lauchstedt; G. war in Karlsbad. 'Briefe über Wien': siehe zu Brief 40. — Compositionen zu Schillers Gedichten: 'F. Schillers lyrische Gedichte' 46 Nummern in 2 Heften. — lieben Nichte: die Gesellschafterin Christianens Karoline Ulrich, die 8. Nov. 1814 Riemers Gattin wurde. — Christiane berichtet 24. Juli 1810 an G.: „Den Freund von Giebichenstein habe ich auch gesprochen; er wollte Erklärung von mir haben, warum Du mit ihm zürntest. Ich habe mir damit herausgeholfen, daß ich von nichts wüßte, und ihn etwas beruhigt wieder zurückgeschickt. Er hat mich sehr dringend nach Giebichenstein eingeladen, welches ich aber wohlweislich nicht erfüllen werde. Diese Woche bekomme ich den zweiten Teil von seinen 'Briefen', welche ich hier lesen will."

42. Brief. Compositionen: siehe Brief 39, 40. — 'Briefe über Wien': siehe zu Brief 40. G. beschäftigt sich mit dem zweiten Bande am 30. Oktober und 1. November 1810. — Aufenthalt in Ihrer Nähe: März 1810, siehe oben.

Am 27. Juni 1814 ist R. gestorben. Er liegt in Giebichenstein bestattet. Im Sept. 1815 hat Zelter sein Grab besucht (an Goethe 11. Nov. 1815).

Dreizehn Briefe Wielands, zumeist an Luise v. Goechhausen

Mitgeteilt von Otto Fiebiger (Dresden)

1.

An die Herzogin Anna Amalia.

Zürich, den 3. Juli 1796.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Frau!

Mehr als 70 Meilen von Ew. Durchlaucht und Ihrem lieblichen Hain in Tiefurt entfernt, lebe ich nun seit 4 Wochen auf einer nahe an Zürich gelegenen, sehr angenehmen Campagne, die aus einem (nicht im besten Geschmack angelegten) terrassierten Garten, verschiedenen mit Weinreben bepflanzten Hügeln und einem mit dem blumenreichsten Grase bewachsenen langen Wiesenthale besteht und von drey Seiten eine der schönsten Ansichten hat, die man sich denken kann. Bin ich der einförmigen, langen und wenig Schatten gebenden Alleen überdrüssig, so führt mich eine an die unterste Terrasse stoßende Brücke über die mächtig rauschende Sihl unmittelbar in ein anmuthiges Hölzchen, nach Art des Sterns bey Weimar angelegt, das mit Ruhebänken reichlich versehen und von einer Menge befiederter Sänger bewohnt ist, die einem tiefsinnigen Denker oder nach Reimen haschenden Sonettmacher vielleicht beschwerlich fallen würden, aber einen müßig herumschlendernden und bloß zufälligen Träumereien sich überlassenden Spaziergänger ganz angenehm unterhalten. In den Alleen des Gartens habe ich den prächtigen Hütliberg im Auge, der an seinem Fuße mit Wiesen, Weinbergen und unzähligen schönen Bäumen amfi-

theatralisch besetzt ist, dann allmählich wilder emporsteigt und, von der seitwärts einfallenden Abendsonne beleuchtet, durch ein romantisches Gemisch von Felsen, struppichtem Buschwerk und schwarzen Massen von Nadelholz einen Anblick gewährt, den nur der magische Pinsel des Verfassers des 'Hesperus' zu schildern vermöchte. An heitern Abenden (leider waren diese bisher selten!) brauche ich nur den einen oder andern von den Hügeln, die meine Wohnung von der südwestlichen Seite umgeben, zu besteigen, um einer vision béatifique zu genießen, die in ihrer Art einzig ist und durch jeden Versuch einer Beschreibung profaniert würde: diese ist der Zürchersee und seine beyden mit Landgütern und Dörfern übersäeten Ufer, die seine südliche Seite begrenzenden Gebürge einiger benachbarter Schweizer-Kantons und die über diese in wunderbaren Gestalten emporragenden Schneeberge — eine Scene, welche (zumahl bey tiefstehender Sonne), je nachdem der Himmel mehr oder weniger heiter ist, Erscheinungen gewährt, von welchen es kaum möglich ist, sich eher loszureißen, bis auch die letzte leiseste Ahnung dessen, was man noch zu sehen glaubt, im grauen Nebel der Nacht verschwebt ist. Niemahls bin ich noch dieses beseligenden Blicks in die Zauberwelt von Dschinnistan oder Elysium theilhaftig worden, ohne zu wünschen, daß Merlin mir seinen Stab nur dazu leihen möchte, um diese über alles reizenden Visionen meiner gnädigsten Herzogin in Ihrem Tiburtino alle Abende eine Stunde lang vor die Augen stellen zu können.

Bis jetzt ist uns die Witterung nicht günstig genug gewesen, weder um eine Lustfahrt auf dem See noch eine Excursion auf den Albis und von da auf den Vier-Waldstätter-See und in das Vaterland der Stifter der Helvetischen Freiheit vorzunehmen. Die schönen Tage, deren wir noch genossen haben, waren meistens nur einzeln; indessen waren auch die Regentage nicht anhaltender, und da die Luft auch bey unbeständigem Wetter meistens sehr mild ist, so hindert uns selbst das letztere wenig an unsern gewöhnlichen Promenaden und gewährt uns zur Entschädigung manche reizende Naturscene, manches schöne und liebliche Landschaftsgemählde der göttlichen Mahlerin, die mit so wenig Farben so große Wunder thut und so unerschöpflich an

Mitteln ist, dem tausendmahl Gesehenen die Reize der Neuheit zu geben.

Die stolze Ruhe und Sicherheit, worin man hier — wenigstens von einem Tage zum andern — lebt, macht einen auffallenden Contrast mit dem uns rings umgebenden Krieg und Kriegsgeschrey. Indessen nehmen die Zürcher an den Ereignissen des letztern und an der momentanen unentschiedenen, mißlichen und weitaussehenden politischen Lage der Welt überhaupt sehr warmen Antheil. Man spricht kaum von was anderm in Gesellschaften, und das Verlangen nach den Zeitungen und Briefen von Milano, Genua, Paris, Basel usw. ist eben so ungeduldig, als ob man recht viel dabey zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Alle Neuigkeiten aus besagten Ländern und Orten erhält man hier um mehrere Tage bälder als in Weimar, und daher könnte ich, wenn ich einen gefälligen Diablotin als Luft-Postillon zu meinen Befehlen hätte, Ew. Durchlaucht alle 8 Tage und zuweilen zwey- oder dreymahl in der Woche mit Neuigkeiten aus der ersten oder zweyten Hand aufwarten; aber die vier Tage, um welche sie hier früher anlangen, würden durch die Länge der Reise, die ein Brief auf der ordinären Poststraße nach Weimar zu machen hat, wieder verloren gehen, und so würden Ew. Durchlaucht meine Novellen doch immer noch um ein paar Tage später erhalten als durch die gewöhnlichen Wege der dortigen Korrespondenzen und der öffentlichen Blätter.

Vor wenigen Tagen befand sich noch eine Seltenheit hier, derengleichen man noch in Zürich nie gesehn hatte und deren Daseyn die Atlanten, die den hiesigen Staatshimmel auf ihren Schultern tragen, in eine etwas komische Verlegenheit setzte. Eine Königin von Frankreich, zu einer Zeit, da man (nach dem Vorgang andrer großen Potentaten) die französische Republik öffentlich anzuerkennen keinen Umgang hatte nehmen können, war oder schien den fürsichtigen und weisen Herren eine sehr bedenkliche Erscheinung. Man half sich indessen mit der in solchen Fällen gewöhnlichen Unwissenheit, und ungeachtet des Mitleidens, welches man der traurigen Lage dieser in der That bedaurenswürdigen Prinzessin nicht versagen konnte, wurde ihr doch unter der Hand zu verstehn gegeben, daß man

sich ihr für die möglichste Beschleunigung ihrer Abreise sehr verbunden halten würde. Aber die Frage wohin? verzögerte diese noch um mehrere Tage, während deren man einander laut versicherte, daß sie bereits abgereist sey, und in die Ohren raunte, sie sey noch immer da; bis Ihre Majestät endlich vor drey Tagen wirklich abreiseten, ohne den Herren Badauds de Zurich Confidenz davon zu machen, wohin.

Auch hier, wie überall, theilt man sich in Rücksicht auf den französischen Krieg in zwey Hauptpartheien, wovon die eine alle der französischen Republik ungünstigen, die andere alle ihr günstigen Neuigkeiten und Gerüchte mit großer Begierde und complaisance auffaßt, glaubt und verbreitet. Nur verhält sich hier die letztere zu der erstern, aus natürlichen Ursachen, ungefähr wie im englischen Parlamente die Hofparthei gegen die Minorität, d. i. die Freunde der französischen Republik machen eine so große Majorität aus, daß die heimlichen und noch mehr die erklärten Anhänger der alten Ordnung der Dinge genöthigt sind, hinter dem Berge zu halten und nicht selten das crucifige, das auf ihren Lippen schwebt, in ein Hosiannah umzustimmen. Friede ist und bleibt indessen der allgemeine Wunsch und ist es hier zu Lande (wo man bei der möglichsten Neutralität einen großen Theil der Drangsale des Kriegs fast eben so stark fühlt, als ob man selbst darein verwickelt wäre) so sehr, daß man ihn (insofern nur die hochlöbliche Eidgenossenschaft nichts dabey aufopfern muß) um jeden Preis, welchen andre dafür bezahlen müßten, nicht zu theuer bezahlt glaubt. Daß die französische Regierung auf der Abtretung des linken Rheinufers als einer absoluten Bedingung bestehe, scheint wirklich seine Richtigkeit zu haben. Was für einen Ausgang dieß alles noch nehmen werde, weiß in diesem Augenblicke wohl kein Menschensohn, und ich zweifle, ob der Gott zu Delfos selbst oder seine Priesterin einen bessern Rath für diejenigen, die nichts dabey zu thun vermögen, geben könnte, als das Beste zu hoffen und sich auf das Ärgste gefaßt zu machen. Das Ärgste wäre indessen, wenn der Himmel über uns einstürzte, und da wir vor diesem Unfall wenigstens ziemlich sicher sind, so denke ich, wir wollen den Muth noch nicht sinken lassen und nach dem weisen Rath des

immer fröhlichen Horaz uns von den vergeblichen Sorgen einer ungewissen Zukunft das einzige, was in unsrer Gewalt ist, den gegenwärtigen Tag, nicht verkümmern lassen.

Ich habe den meiner guten Vaterstadt zugedachten Besuch auf meine Rückreise aufgeschoben, und der Himmel allein weiß, ob ich ihn, wenn die dermahligen Anscheinungen nicht bald eine andre Gestalt gewinnen, auch alsdann möglich machen kann. Aber in diesem Falle, welchen die Götter verhüten wollen! würde selbst meine Wiederkunft länger, als ich wünsche, verzögert werden. Denn, wie wohl es [mir] auch hier unter den Meinigen geht, so zieht mich doch mein Herz so stark nach Weimar zurück, daß ich es — zumahl, wenn ich mir schmeicheln darf, eben so freundlich aufgenommen zu werden, als ich fröhlich zurückzukommen hoffe — für einen sehr schlimmen Streich des Schicksals ansehen würde, wenn ich nicht so glücklich seyn sollte, meiner gnädigsten Fürstin mich in einem der ersten Tage des Herbstmonats wieder zu Füßen zu legen und noch manchen schönen Abend in der annuthigen Beschränktheit Ihres kleinen Tiefurtischen Elysiums mich der großen und herzerweiternden Naturscenen und Aussichten, die mich hier umgeben, zu erinnern. Inzwischen empfehle ich mich Ew. Durchlaucht zu fortdauerndem gnädigsten Schutz und Wohlwollen, bitte Ew. Durchlaucht unterthänigst, mich auch bei Seiner Durchlaucht dem Herzoge, meinem gnädigsten Herren, in huldreichem Andenken zu erhalten, und beharre in ehrfurchtsvoller pflichtschuldigster Verehrung mit ungeheuchelter Anhänglichkeit lebenslänglich

Ew. Durchlaucht

unterthänigster, treugehorsamster Diener

Wieland.

N. S. So eben vernehme ich von einem der angesehensten Männer der hiesigen Republik als eine zuverlässige Nachricht aus Bern, daß der Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich in voller Arbeit und dem Schlusse nahe sey. Allen Umständen nach ist nichts anders zu glauben.

2.

An Luise v. Goechhausen.

Zürch, d. 31. July 96.

Schon ganzer vierzehn Tage, meine verehrte Freundin, liegt ein Brief, so groß wie ein kleines Buch, für Sie auf meinem Schreibtische, der diese ganze Zeit über durch den Umstand zurückgehalten worden, daß die schwäbischen Postämter die Sicherheit und Inviolabilität der Briefe nicht mehr garantieren wollen noch können. Da diese Eurer Liebden zugedachte Epistel einen Tag vor dem Alarm, in welchen wir wegen Unsicherheit der Posten gesetzt wurden, geschrieben war und einige diesem letztern Umstand nicht angemessene Ejakulazionen, Anekdoten und Herzenserleichterungen enthielt, so wurde für gut befunden, sie zurückzubehalten, und so empfangen Sie denn dafür, gnädiges Fräulein, einen Brief, den unserthalben die ganze Welt lesen kann, wenn sie nichts Besseres zu thun hat, der aber auch dafür den einzigen kleinen Fehler haben wird, daß er nicht werth ist, von Ihnen gelesen zu werden. Inzwischen gewinnt es täglich immer mehr das Ansehn, daß ich genöthigt seyn werde, mein Winterquartier an dem Ufer der Limmat zu nehmen — eine trübe Aussicht, die mir sogar die Freuden der goldnen Tage, die ich hier im Schooß der Freundschaft und der schönen Natur lebe, verbittern würde, wenn nicht der Gedanke, que les extrêmes se touchent und daß also dem Uebermaß der Kalamitäten, die unser armes Vaterland bedrücken, unfehlbar eine baldige Befreyung davon durch Genesung oder Tod bevorstehen muß, meine sinkende Hoffnung aufrichtete. In der That kann uns jetzt nur ein schleuniger Friede helfen, und dieß ist es denn auch, was wir andern Freunde und Anhänger des Kantischen Ewigen Friedens von der Weisheit der bisherigen Freunde und Anhänger des Hobbesischen ewigen Kriegs oder im Nothfall von ihrem Unvermögen uns versprechen. Meine größte Besorgniß ist nur, daß es mit den Negoziazionen so langsam gehen möchte, daß mir die Möglichkeit, meine Rückreise in diesem Jahre noch zu bewerkstelligen, dadurch abgeschnitten werden könnte. Messen Sie es dem Einfluß meiner so kritischen und mit meinen Geschäften, Pflichten und Wünschen so unvereinbaren Lage bey,

daß Sie für Ihre mir so erfreuliche, so gütige und so viel Angenehmes enthaltende Zuschrift statt der Ihnen zugedachten Antwort mit dieser langweiligen und übellaunigen Jeremiade heimgesucht werden. — O mein Fräulein! Daß ich nicht die Macht des Zauberers Merlin habe! Wie bald sollte es anders in der Welt aussehen! Wie bald sollten mir die Herren Friede machen! — Dank sey indessen dem Himmel, daß es wenigstens zu Tiefurt und Zürich Friede ist, und möge Ihnen in Ihrem kleinen Elysium an der Ilm die Zeit nicht länger werden als uns Fremdlingen an den reizenden und vielgestaltigen Ufern der Sihl, der Limmat und des Zürcher Sees! Wie einfach und einförmig auch unsere Freuden sind, so ist doch wenigstens die trübselige Göttin der Langweile aus unsrem Zirkel verbannt, und die neun Wochen meines Hierseyns sind mir wie einzelne Tage — in der That nur zu schnell vorbeygegangen. Am verwichenen Montag bin ich durch ein höchst gütiges Handschreiben von unsrer gnädigsten Herzogin erfreut worden; haben Sie, bestes Fräulein, die Güte, der liebenswürdigsten Fürstin mein unbegrenztes Dankgefühl für dieses mir unschätzbare Zeichen ihres huldreichen Andenkens zu Füßen zu legen und ihr in meiner Seele zuzuschwören, daß ich, so wohl es mir auch hier ergeht, untröstbar seyn würde, wenn mich die Fortdauer der Kriegstroubeln in Schwaben und Franken verhindern sollte, den September (von dessen Witterung ich eine sehr gute Ahndung habe) mit ihr und ihrer kleinen Gesellschaft zu Tiefurt zuzubringen. Empfehlen Sie mich, gnädiges Fräulein, vor allen andern Ihnen selbst, und dann meiner holden Landsmännin Fräulein v. Wolfskeel, wie auch der Fräulein v. Kalb und den sämmtlichen Damen des regierenden Hofes, und allen andern, die sich meiner freundlich erinnern; unter welchen ich vorzüglich den Herren v. Einsiedel und Knebel mein Andenken ans Herz zu legen bitte. Von Freund Jean Paul (von welchem die Herzogin mir ein so interessantes Porträt gemacht hat, daß ich vor Verlangen glühe, ihn persönlich zu kennen) habe ich ein allerliebstes Briefchen in seinem eignen Stil erhalten. Das Neueste, was ich Ihnen berichten kann, ist (was ich so eben vernehme), daß unser Herr Meyer heut oder morgen aus Italien in Zürich eintreffen wird. Entschuldigen

17*

Sie, meine theure Freundin, die Unförmigkeit, Leerheit und Plattheit dieses Blattes, welches Ihnen nichts als meinen guten, wiewohl unvermögenden Willen zeigen soll, und erhalten Sie die Gesinnungen, womit Sie mich seit 23 Jahren beglücken, Ihrem dankbaren und verbundensten W.

Heinrich Geßner und seine hoffnungsvolle Frau (die sich sehr wohl befindet und täglich runder wird) sind durch Ihr gütiges Andenken sehr erfreut worden und empfehlen sich Ihnen, nebst allen den Meinigen, aufs angelegenste. Sagen Sie der Filomela Rudorff, daß ich auch in ihrer Erinnerung zu leben wünsche und sie bitte, ihre liebliche Kehle auf meine Wiederkunft zu einem freundlichen Ben venuto zu wetzen.

3.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstedt, d. 23. Oct. 97.

Gnädiges Fräulein, ich hoffte für ganz gewiß, des Vergnügens, Sie nach einer so langen Entbehrung endlich einmal wiederzusehen, aus Gelegenheit des Festes unserer gnädigsten Fürstin theilhaftig zu werden. Aber die Götter (die man schon zu Vater Homers Zeiten im Verdacht hatte, daß sie sich aus Eifersucht ein Geschäfte daraus machten, die Sterblichen nicht gar zu glücklich werden zu lassen) haben mir durch den Dienst der zeitherigen Nebel eine Art von Schnupfen zugesandt, der sich auf meinen schwächsten Theil, die Augen, geworfen hat und mich nöthigt, sie den rauhen Lüften dieser Jahreszeit so wenig als nur immer möglich seyn will, auszusetzen.

Da ich also nicht selbst zur Stadt kommen kann, so bitte ich Sie, theuerste Freundin, die Gnade für mich zu haben, meine Vorsprecherin bey unserer Durchlauchtigsten Herzogin zu seyn und ihr meine Theilnahme an der Freude des morgenden Wonnetages und meine heißen Wünsche für die beste Fürstin, die er uns geschenkt hat, zu Füßen zu legen.

Vor einigen Tagen reclamierte Herr Jagemann Nahmens der Herzogin Durchlaucht eine italiänische Biographie von Metastasio und Jomelli, die ich aus ihrer Bibliothek empfangen haben

sollte. Wiewohl ich mir gewiß bewußt zu seyn glaubte, dieses Buch nicht einmal gesehen, geschweige mitgetheilt erhalten zu haben, so ließ ich doch mein Museum und meinen ganzen Büchervorrath aufs sorgfältigste durchsuchen: es hat sich aber nichts gefunden. Herr Rath Jagemann hat selbst gestanden, daß es ihm schon begegnet sey, in ähnlichen Fällen die Nahmen Weyland und Wieland zu verwechseln. Vielleicht ist dieß auch bey dieser Gelegenheit geschehen.

Vermuthlich, liebes Fräulein, ist das Taschenbuch für das Jahr 1798, welches mit Goethes 'Hermann und Dorothea' prangt, bereits auch in Ihren Händen. Nach Horazens Meinung soll ein Meisterstück desto mehr gefallen, je öfter man es sieht oder hört oder liest. Ich bin begierig, wie 'Hermann und Dorothea' diese Probe bestehen wird. Von einem Gedichte, wozu alle neun Musen geholfen haben, darf und soll man billig nichts Geringeres erwarten, als daß es neue Lectüren mit immer zunehmendem Vergnügen des Lesers aushalten könne.

Daß ein Einsiedler wie ich aus seiner ziemlich einförmigen Abgeschiedenheit von der Welt keine Neuigkeiten an eine mitten im Wirbel der großen weimarischen Welt sich herumtreibende oder bon gré mal gré herumgetriebene Freundin zu schreiben habe, versteht sich von selbst. Begnügen Sie sich also, wenn ich Sie anders ohne Unbescheidenheit darum bitten darf, mit der alten 25jährigen Wahrheit, daß ich ewig mit den alten unveränderlichen Gesinnungen, die keines neuen Anstrichs und Aufputzes von schönen Phrasen bedürfen, seyn und bleiben werde

ganz der Ihrige

W.

4.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstedt, den 13. Jan. 98.

Wenn wir anstatt 1798 schon 99 datierten, d. i. wenn ich bereits ein paar rüstige Huynnhums im Stalle hätte, würde ich gewiß diesen heutigen Tag, den schönsten, den wir in diesem Jahre noch gesehen haben, nicht so ungebraucht haben verblühen lassen: in diesem Augenblick, meine gütige Freundin,

wäre ich schon bey Ihnen, um Ihnen mündlich für das Vergnügen zu danken, das mir Ihr erster Brief von Tiefurt in dieser meiner glücklichen, aber ziemlich einförmigen Einsamkeit gemacht hat. Indessen kann ich es doch unmöglich noch lange aufschieben, unsre geliebteste Fürstin in ihrem schönen, anmuthigen Tempe willkommen zu heißen und meine Seele wieder einmahl in Ihrer aller Anblick zu erlaben. Ich komme also nächstens, und wenn ich auch den Hippogryphen des Astolfo oder den Schatten des Bucephalos dazu beschwören müßte, oder vielmehr, weil doch der Sonntag jetzt beynahe der einzige in der Woche ist, wo ein paar natürliche Karrengäule in Tiefurt zu haben sind, so kommt es bloß auf einen Wink oder drey Worte von Ihnen, gnädiges Fräulein, an, worin Sie mir sagen, daß die Herzogin künftigen Sonntag weder in die Stadt fährt noch große Gesellschaft hat, so werden Sie mich, Vor- oder Nachmittag, wie es unsrer Fürstin am gefälligsten ist, angerollt kommen sehen.

Tiefurt muß jetzt ein wahres irdisches Elysium seyn. Auch mein verwildertes Osmantinum ist in seiner noch rohen Gestalt nicht ohne Reiz, wenigstens für einen so schwärmerischen alten Liebhaber der Natur wie sein dermahliger Besitzer. Vielleicht macht gerade dieser Umstand, daß noch so sehr viel daran umzuschaffen und zu verbessern, auszurotten und zu pflanzen, einzureißen und zu bauen ist, einen wesentlichen Theil des unerschöpflichen Interesse[s] aus, den dieses kleine Besitzthum für mich hat. Indessen wünschte ich doch, daß alles schneller von Statten ginge, damit ich vor meiner Verhornung oder gänzlichen Verlüftung wenigstens mit dem größten Theil meiner ökonomischen so wohl als poetischen Entwürfe fertig werden könnte. Aber aus Mangel an arbeitenden Händen geht es mit allem, besonders auch mit meinem landwirthschaftlichen Bauwesen so schneckenmäßig, daß ich, wenn unserm Herrn Gott etwas abzuverdienen wäre, das Himmelreich bloß und allein durch die unglaubliche Geduld, womit ich diesem allen zusehe, reichlich verdienen würde. Sollte es also, meine theure Gönnerin und Freundin, zu Tiefurt einen oder andern mäßigen, breitgeschulterten und nervichten San[s]külotten geben, dem noch

Arbeit Noth wäre, so werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie ihn geradezu an mich adressieren lassen wollten: bey mir giebt's zwar magre Kost, aber Arbeit die Fülle.

Wenn Sie, gnädiges Fräulein, oder Freund Böttiger mich nicht manchmahl mit einigen Neuigkeiten zu versehen die Güte hätten, so würde ich mir das ganze Jahr durch am Alten genügen lassen müssen und auch wirklich genügen lassen, wie es einem selbst alten Graubart zusteht. Ihre Urtheile über die Wunderthaten der beyden Gebrüder, deren zarte, luftige und duftige Produkte mit ihrem schwerfälligen Nahmen so sonderbar abstechen, sind wie aus meiner Seele geschrieben. Nur besorge ich, wenn Sie etwa auf den Einfall kommen sollten, das, was Ihnen an dem 'Blüthenstaub' (der, wie ich höre, durch die schönen Finger einer Dame auf uns arme Sterbliche herabgesiebt oder -gebeutelt worden ist) das Köstlichste zu seyn schien, fixieren zu wollen, so wird sich finden, daß alles unter der Operation verflogen seyn wird. Ich hoffe, diese in ihrer Art wirklich unvergleichliche Gecken sollen uns noch manche Kurzweil machen, und doch gestehe ich, giebt es Augenblicke, wo es mich in der Seele betrübt, diese beyden jungen Menschen, aus denen gewiß etwas sehr Vorzügliches hätte werden können, durch Eigendünkel, Ungeduld, sich auszuzeichnen, und lächerliche Affektazion neuer unerhörter Mysterien, wozu sie allein die Schlüssel haben, auf einem [Wege] einherstolzieren zu sehen, der sie, wenn sie nicht in Zeiten umkehren, anstatt in den Tempel des Ruhms zuletzt in ein dunkles Kämmerchen oder — ins Spital führen wird; es wäre denn, daß der sichtbare „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" ihnen etwa zum Behuf ihrer Blüthenstaub-, Uebersetzungs- und Rezenzions-Fabrik eine bequemere Stätte zu Ober-Roßla bereiten lassen wollte. — Wie unartig und geschmacklos Herr August Hennings und wie hypersan[s]külottisch Bürger Cramer der Crämer sich gegen die Majestät des besagten Statthalters aufgelehnt haben, wird Ihnen vielleicht auch bekannt seyn. In welche Tiefen sinkt der literarische Genius unsrer Zeit herab! und wie glücklich schätze ich mich, daß ich, anstatt von allen diesen Extravaganzen auch nur eine mehr als zufällige und augenblickliche Notiz zu nehmen,

in der Unschuld eines rude donierten homme de lettres, qui s'est retiré du monde, Bäume pflanzen und Klee säen kann, ohne an den Spielen, Gaukeleyen und Klopffechtereyen der literarischen Gassenjungen, Jakobiner, Sonnenbrüder, Terroristen, Marktschreyer, Seiltänzer und Nefelokokkygianer so viel Antheil zu nehmen, als eine neugeborne Käsemilbe auf einmahl zu verschlingen fähig wäre!

Doch von allen diesen Dingen und einigen andern mündlich ein Mehreres. Wenn Sie, liebe Freundin, mir auf diese kleine Epistel gar nichts antworten, so nehme ich es als ein Zeichen auf, daß ich künftigen Sonntag Vormittags persönlich bey Ihnen erscheinen soll. Bis dahin, und so weiter bis zu den vier letzten Dingen, unwandelbar Ihr treu ergebener alter Freund und Diener Wieland.

Haben Sie die Güte, mich unsrer Serenissima zu Füßen zu legen und ihr statt meiner alles zu sagen, was Sie — in meiner Seele lesen.

5.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstedt, d. 18. März 1798.

Gnädiges Fräulein! Wie gern ich auch mit Ihnen ein wenig hadern möchte, wenn ich auf das Datum Ihres schriftlichen Besuchs sehe, so überwiegt doch das Vergnügen, das mir schon der bloße Anblick Ihrer wohlbekannten Handschrift verursachte, und Dankbarkeit ist in diesem Moment, da ich die Feder nehme, um Ihnen zu antworten, die einzige Empfindung, die ich Ihnen ausdrücken zu können wünsche.

Sind es denn wirklich schon eilf Wochen, meine theure Freundin, seitdem ich Sie das letztemahl in Weimar sahe? Sie sind es, richtig gezählt — und ich frage mich selbst mit Erstaunen, wie es möglich war, daß sie mir auf dem Lande, von der Stadt und ihren Ergötzlichkeiten abgeschnitten, der Gesellschaft meiner Freunde beraubt, bey der einförmigsten Lebensart, in einer Jahreszeit und Witterung, die mir nur selten und auf wenige Minuten mein Zimmer zu verlassen erlaubte, so schnell wie eben so viele einzelne Tage vorübergehen konnten. Ihnen, meine

Gnädige, wie klein auch der gewöhnliche Cirkel ist, in welchem unsere geliebte Fürstin sich seit geraumer Zeit einschränkt, fehlt es doch nicht an mancherley Abwechselungen, Zerstreuungen und Unterhaltungen, die ich Ihnen hier nicht vorerzählen will, weil es so aussähe, als ob ich Ihnen eine Art von Vorwurf dadurch machen wolle, daß Sie so viel Schönes und Gutes ohne mich genießen. In Vergleichung mit meiner dermahligen Lebensart ist die Ihrige wahres Stadt- und Hofleben, voll Mannigfaltigkeit, Bewegung, Veränderung und Abwechselung. Ich genieße zwar das so hoch gepriesene Glück, au sein de ma famille zu leben, und weiß es gewiß, so gut und mehr als 1000 andere, nach seinem ganzen Werth zu schätzen und zu empfinden; aber gewöhnlich ist doch diese Art von Glückseligkeit mit dem freyen Athemholen, einer leichtern Digestion und einem ruhigen Schlaf in Eine Kategorie zu setzen: sobald sie uns fehlen, fühlen wir, daß ohne sie kein Leben ist; im Genuß selbst hingegen werden wir das, was sie zu unserm Wohlseyn beytragen, kaum gewahr. Es bleibt also, um das seltsame Räthsel meines diesen ganzen leidigen Winter durch kaum ein paar Tage unterbrochenen, vorzüglichen Wohlbefindens zu erklären, nichts übrig als die wunderbaren Zauberreize der Musen, deren Liebe (ganz gegen das, was man an den andern Arten von amorosi bemerkt haben will) mit den Jahren, anstatt zu erkalten, immer wärmer wird und, besonders wenn sie unsere einzige ressource ist, die angenehmste, lebhaftigste und beständigste aller Leidenschaften ist; die einzige, die desto mehr zunimmt, je mehr sie befriedigt wird, [und,] indem sie alle andern aus der Seele verdrängt, uns auch für jeden andern Genuß überschwenklich schadlos hält. Dieß ist wenigstens, was ich dieser meiner passion dominante, oder, theologisch zu reden, meiner Schooß- und Busensünde, aus Erfahrung nachrühmen kann und muß — und dieß keineswegs in irgend einer unlautern oder egoistischen Absicht, sondern um Sie, mein liebes Fräulein, zur Ehre der guten madre Natura, in dem Glauben zu befestigen, daß im Grunde keines ihrer Kinder Ursach hat, die übrigen zu beneiden, und daß sie ordentlicherweise für jede Entbehrung, wozu uns unser Schicksal verdammt, auch eine Entschädigung bereit hält, die uns, voraus-

gesetzt, daß es in unserm inwendigen Menschen richtig steht, nur selten gewahr werden läßt, daß wir nicht alles haben.

„N'est-ce pas, Dieu me pardonne! de la morale, que vous me débitez là?" sagt der weise Schah Baham, mein Liebling unter den Sultanen, bey einer Gelegenheit, die derjenigen ziemlich ähnlich ist, die ich Ihnen hier gebe, mir das Nämliche zu sagen. — Nicht, als ob die Moral nicht, wie Essen und Trinken, meiner Meinung [nach] eine gute Sache in praxi wäre, sondern weil sie als Stoff zu mündlichen oder schriftlichen Unterhaltungen, aufrichtig zu reden, ein wenig langweilig ist. Also — nichts mehr davon, und Verzeihung für das, was nun einmahl geschehen ist!

Die Nachricht von den Magnalien, welche Amor und Hymen in Ihrer Mitte thun, hat mir viel Vergnügen gemacht. Indessen kann dieses außerordentliche Phénomené doch aus zwey sehr verschiedenen Gesichtspunkten gesehen werden. Es kann ein Zeichen von glücklicher Vorbedeutung seyn, daß alle Fehde in der Welt nun bald ein Ende haben wird, da die Natur ihre Kinder so freundlich und pressant einladet, das starke Deficit in der Population von Germanien, das der leidige Krieg gemacht hat, in voller Sicherheit, unter dem Oehlbaum des lieblichen Friedens je bälder, je lieber ersetzen zu helfen. Es könnte aber auch (welches der Himmel verhüten wolle!) mit unsern Leutchen, die sich in so großer Anzahl auf einmahl in Hymens Tempel drängen, seyn wie mit den Menschen vor der Sündfluth, die lustig und guter Dinge und um die Zukunft unbesorgt freyeten und sich freyen ließen, bis die Fluth hereinbrach und dem schlaraffenländischen Leben ein Ende machte. Einen ganz besondern Respect haben mir die 400 Stück Kühe und die täglichen 100 Pfund Butter inspirieret, welche Herr v. Ahlefeld[1]) nach holsteinischer Art und Sitte seiner schönen Frau zu Füßen legt; denn ich habe vermittelst eines sehr leichten Calculs herausgebracht, daß Herr v. Ahlefeld nach der engländischen Art, den Werth der Menschen zu taxieren, gerade hundertmahl mehr werth ist als meine Wenigkeit, denn ich habe nur 4 Kühe und lasse

[1]) [Bemerkung von Böttigers Hand:] Ein sich hier aufhaltender holsteinischer Junker, der Bräutigam eines Fräulein v. Seebach.

täglich nur 1 Pfund Butter schlagen.[1]) — Wie dem aber auch seyn mag, so sagt mir mein Dämonion, daß wenigstens vier von den angekündigten künftigen Matrimonien glücklich genug seyn werden, auch die dreye, die sich keines so beträchtlichen Viehstandes zu erfreuen haben. Aber auf den Erfolg des fünften bin ich etwas neugierig, weil es mir, unter uns gesagt, von allen Seiten betrachtet, die Miene einer antidiluvianischen Freyerey hat. Was mich indessen sehr erbaut und die weisen Fügungen des Himmels zu preisen bewegt, ist der Umstand, daß der Fall wirklich selten ist, wo man eine so wohl assortierte Ehe, d. i. wo Mann und Frau einander respective, every inch, wie die Engländer sagen, so vollkommen werth sind wie hier die Dame und der Cavalier, zu sehen bekommt und wo man mit einem so hohen Grade von Gewißheit voraussagen kann, daß sie einander auch so glücklich machen werden, als jedes zu seyn verdient und fähig ist. Es wird à wollüschtigs Läbä sye!

Bey dieser schwyzerischen Phrase ist es kaum anders möglich, als daß ich, wie groß auch der Sprung ist, den ich Sie auf einmahl thun lasse, Sie, liebste Freundin, frage, ob Sie nicht auch ein wenig Mitleiden mit meinen armen Kindern in Zürch haben, die durch die capricieuse Intolenz der parisischen fünfköpfigen Hyder so plötzlich aus ihrem stillen häuslichen Glück herausgeworfen und mit dem ganzen Helvezien in ein Chaos von Unruhe, Verwirrung, Ungewißheit und ängstliche[r] Erwartung der Dinge, die da kommen werden, gestürzt worden sind, aus welchem man noch keinen Ausgang sieht. Meine letzten Briefe, vom 6ten May [?März ?] datiert, lauten zwar noch ganz leidlich; aber bey einer solchen Gährung kann beynahe alle Stunden sich etwas ereignen, woran man nicht gern denken mag, und wenn die dermahligen Herrn der Welt darauf bestehen, die ganze Schweiz in eine république une et indivisible zusammen zu schmelzen, so besorge ich sehr, daß es zu einem wüthenden Krieg von — vierzehn Tagen kommen wird, der für die Schweizer nothwendig einen höchst unglücklichen Ausgang haben muß.

---

[1]) [Böttiger bemerkt hierzu:] Wieland hat die Oekonomie und Aecker seines Gutes noch nicht, die der vorige Pächter noch auf 2 Jahre behält.

Ich bin auf alles, auch auf das Ärgste gefaßt, aber wenigstens muß ich meinem Herzen ein wenig Luft machen; denn die Zeit ist endlich gekommen, von welcher Christus sagte: Wenn diese nicht redeten, so müßten die Steine schreyn. Ich will also reden, und zwar, wie man zu sagen pflegt, von der Leber weg, und es sollte mich sehr freuen, wenn die 'Gespräche', die nun hageldicht im 'Merkur' auf einander folgen werden, sich in dem Beyfall erhalten könnten, den Sie, gnädiges Fräulein, dem ersten gegeben zu haben scheinen. Ich gestehe aber, daß ich mich mit aller meiner Bescheidenheit des Wunsches nicht enthalten kann, daß diese Aufsätze, wiewohl es eine Art politischer Lieder sind, auch unserer gnädigsten Herzogin einiges Vergnügen machen möchten und daß ich dafür, daß ich es durch meinen royalisme mit dem Publico verderbe, durch die Zufriedenheit der Fürsten, denen ich anzugehören stolz bin, entschädigt werden könnte. Ich besorge nicht, daß man mich gar zu freymüthig finden werde; denn Gott weiß, daß ich gewaltig an mich halte und für eins, was ich sage, zehn in petto behalte. Ich könnte aber meinen Kopf unter die Guillotine dafür legen, daß meine Intenzion redlich und gut ist und daß die Wahrheit, die ich sage, Worte zu rechter Zeit sind — wiewohl sie, weil man keine Reflexion darauf machen wird, auch nichts helfen werden. Indessen ist und bleibt es meine und aller meinesgleichen Pflicht, wie Lucian in seinem 'Traum', auf dem Drachenwagen des Triptolemos über die Erde hinzufahren und guten Samen auszustreuen, unbekümmert, wohin er fallen und ob er Früchte tragen oder ein Raub der Sperlinge werden wird.

Den Herrn v. Brinkmann, von dem Sie mir so viel Gutes sagen und den ich schon lange persönlich kenne und liebe, habe ich zweymahl bey mir in Oßmannstedt gesehen. Er ist einer der talentvollsten und ausgebildetsten Sterblichen, den ich je gekannt habe und dessengleichen man vor vierzig Jahren in Deutschland noch keine zu sehen bekam. Ich würde Sie um die acht Tage, die er in Weimar zubrachte, beneiden, wenn ich nicht fühlte, wie gut es Ihnen allen ist, von Zeit zu Zeit eine so interessante Bekanntschaft zu machen und sie etwas länger und ruhiger zu genießen als bloß im Vorbeygehen.

Gibbons 'Mémoires' kommen mit lebhaftem Dank wieder zurück. Ich habe sie mit viel Geduld gelesen, und sie sind nicht nur für Leser, die selbst Schriftsteller sind, sehr unterhaltend, sondern können auch, besonders jungen Leuten von speculativem Genius, nützlich seyn. Sonderbar indessen ist, daß Mr. Gibbon, der in einem so dicken Buch immer von sich selbst spricht, mir wenigstens nicht ein Wort zum Herzen gesagt und mir nicht die geringste Zuneigung für seine Person oder Theilnehmung an seinen Schicksalen einzuflößen gewußt hat. Sollte es Ihnen nicht ohngefähr eben so gegangen seyn? Auffallend war mir die Ähnlichkeit seines Kopfs und seiner ganzen Figur mit dem seligen Geheimen Rath v. Einsiedel, mit welchem er auch, was die Geisteskräfte, die Liebe zum Lesen und das Gedächtniß, ja sogar die Art zu studieren betrifft, viele Ähnlichkeit gehabt zu haben scheint. Aber nun, meine Freundin, ist es hohe Zeit, daß ich Ihre Geduld und Ihre Augen nicht länger mißbrauche.

Legen Sie mich unserer besten Fürstin zu Füßen und bringen Sie meinen gefühlvollsten Dank für die gnädige Art, womit sie sich meiner erinnert. Ich hoffe nun immer von einer Woche zur andern, daß Weg und Wetter mir es endlich gestatten werden, mich selbst einmahl wieder in Weimar darzustellen. Tausend Empfehlungen an meine edle und liebenswürdige Landsmännin! Auch den Herrn v. Egloffstein — ich besinne mich so eben, daß Einsiedel abwesend ist — bitte ich, mich nicht ganz zu vergessen. Leben Sie wohl und bleiben gewogen Ihrem ganz eignen alten Freunde

Wieland.

6.

An Luise v. Goechhausen.

[Oßmannstedt, den 5. Januar 1799.]

Meine theuerste Freundin!

Es ist heute schon der 5te Tag im Jahr 99, und ich habe meine Freunde in Weimar noch nicht ins Neue Jahr beneventieren, mich meinen gnädigsten Fürsten und Fürstinnen noch nicht zu Füßen legen, kurz nichts von dem allen thun können, wozu Pflicht und Trieb meines Herzens mich verbinden. — Aber

wenn Luft- und Wärmemesser, vulgo Barometer und Thermometer genannt, in Weimar ungefähr stehen, wo in Osmanstädt, so hoffe ich wegen alle[r] diese[r] Unterlassungssünden Nachsicht, Verzeihung und Mitleiden zu finden, wo ich es vonnöthen habe. Ich habe mich wohl geprüft und bin (ohne Ruhm zu melden) mehr mit meiner noch leidlich gesunden Vernunft als mit Fleisch und Blut (wenn das wenige, was ich von beiden habe, anders diese Benennung verdient) zu Rathe gegangen, ob ich mich während dieser strengen Kälte nach Weimar wagen dürfe — und das Resultat war ein decisives Nein! Ich fühle nur zu sehr, wie viel ich der Selbsterhaltung aufopfern muß, wie viel Lebensgenuß ich entbehren muß, bloß um zum Besten der Meinigen vielleicht etwas länger zu existieren; aber da diese Pflicht über alle andern geht, weil sie die Bedingung aller andern zum Object hat, so unterwerfe ich mich dem Gesetz der Nothwendigkeit, so gut ich kann, und bemühe mich nach dem in praxi etwas beschwerlichen Rath des weisen Epictets, das, was ich muß, zu wollen und mir selbst vermittelst dieses schlauen Kunstgriffs weiß zu machen, ich müßte nichts, sondern alles gehe gerade so, wie ich's wolle. Hätte unser Freund Böttiger es eben so gemacht und wäre, anstatt sich von dem in die Larve der Freundschaft verkappten Geist des Wohllebens, Schmause[n]s und Gaudierens nach Gotha verführen zu lassen, fein bey seinem Podagra (der ihm nun auf immer angetrauten holden Gefährtin seines Lebens) zu Hause geblieben, so müßte er nun nicht über ein Recidiv dolieren, das so leicht und gewiß vorauszusehen war.

Sie, mein gnädiges Fräulein, sind, wie ich zum Himmel hoffe, in diesen Tagen der Freude, der Fêten und Lustbarkeiten und Divertissimenter ohne Zahl immer so wohl gewesen, als ich wünsche und als es nöthig war, um Ihren gebührenden Antheil daran zu sich nehmen zu können. Auch mir hat es (wiewohl ordentlicherweise bey mir wie bey unserm lieben Herr Gott ((sans comparaison)) ein Tag wie der andere ist) nicht gänzlich an ergötzlichen Veränderungen gefehlt, und wenn Sie das Divertimento Musico, das mir von dem hiesigen Herrn Cantor und seinen zwanzig Adjuvanten am Neujahrstage gebracht

wurde, mit eignen Ohren vernommen hätten, so würden Sie gestehen müssen, in Ihrem Leben weder zu Weimar noch zu Mailand, Rom, Neapel und Venedig einen Gesang und eine Musik wie diese gehört zu haben. Besonders machten die agréments und staccatos, die eine unerhörte Diskantstimme durch die Nase zur Verzierung der Choräle hören ließ, einen außerordentlichen Effekt; wenigstens versichern meine Leute, daß die Ratten und Mäuse, die sich in meinem sogenannten Schlosse in Masse häuslich niedergelassen hatten, seit dem ersten Januar wo nicht sämmtlich emigriert wären, doch an Anzahl und Embonpoint considerabel abgenommen hätten. Das wäre denn, wofern das Factum sich verificieren sollte, ein unleugbarer Vorzug der Neuen vor den Alten: denn Sie werden nicht ein einziges Beyspiel finden, daß der Zauber der göttlichen Tonkunst solche Wunder selbst in Griechenland, dem eigentlichen Sitz der Musen, gewirkt hätte. Orpheus versammelte die wilden Thiere des Himmels durch seinen Gesang um sich her; aber sie dadurch zu verjagen, ist ein Vorzug, der den Orféen von Osmanstädt vorbehalten war.

Von politischen und literarischen Neuigkeiten ist hiesigen Orts nicht viel zu melden. Das Allerneuste von den Begebenheiten des Tages ist, daß vorgestern eine neue salva venia Stallmagd bey Hofrath Wielands und gestern eine ditto bey Herrn Pachter Starkes angezogen ist. Erstere ist eine frische, wohlbehaltene, junge Person mit einer für ihre Qualität beynahe zu artige[n] Stumpfnase; sie wurde auf einem zweyspännigen Wagen sammt ihrer Lade und ihrer sie begleitenden Jungfer Schwester abgeholt, um schon beym Absteigen von der Vergleichung des Hauses, aus welchem, mit dem Hause, in welches sie zog, auf eine nicht unangenehme Art afficiert zu werden. Was die Literatur anbetrifft, so dürfte mir's leicht für einen Exceß von Patriotismus ausgelegt werden, wenn ich von dem blühenden Zustand der Aufklärung bey uns alles sagen wollte, was sich etwa davon sagen ließe. Dato hat freylich, wie nicht zu leugnen ist, die Rockenphilosophie noch das Uebergewicht, wir sehen aber einer sich täglich annähernden glänzenden Epoche entgegen; denn Herr Fichte hat sich dem Vernehmen

nach anheischig gemacht, seine Wissenschaftslehre binnen zwanzig Jahren auf einen so hohen Grad der Klarheit und Faßlichkeit zu bringen, daß sie in allen Dorfschulen Thüringens zum Grunde des Unterrichts der Jugend werde gelegt werden, so daß wir Hoffnung haben, unsere Pferde und Kühe nach Prinzipien der besagten Wissenschaftslehre füttern und unsere Ställe aus dem Grundsatz des reinen Ichs und Nicht-Ichs ausmisten zu sehen. Wer wollte sich nicht noch zwanzig Jahre zu leben wünschen, um eine so herrliche Umwälzung der Dinge zu erleben und ihre Früchte noch eine Zeitlang einzuerndten? So hoffnungsvoll indessen unsere Aussichten in der Filosofie sind, so mager und dürftig, ich muß es aufrichtig gestehn, sieht es bey uns noch im ästhetischen Fach überhaupt und in der Poesie in specie aus. Ich erröthe beynahe, gnädiges Fräulein, Ihnen zu sagen, daß, meines Wissens, Johann Christoph Köditz, der Zimmermann, zur Zeit der einzige Dichter in Osmanstädt ist. Fruchtbar ist indessen seine Muse nicht. Denn ein paar Neujahrs-Oden an obbemeldeten Hofrath und Pachter sind alles, was sie diesen Winter über produciert hat. Für einen so kalten Winter sind diese Oden indessen noch feurig genug und würden wirklich in Schillerschen Almanachen eine ganz eigene Figur machen.

Nehmen Sie mit diesem wenigen vorlieb, gnädiges Fräulein, und schließen Sie von der Beschaffenheit meiner Osmanstädter Novitäten auf den hohen Grad unserer Unschuld und hohen Reinheit!

Haben Sie die Güte, mich, bis ich glücklich genug bin, es in eigener Person thun zu können, unserer gnädigsten Fürstin zu Füßen zu legen und mir die Fortdauer ihrer Huld und Gnade für die nächsten 365 und alle folgenden [Tage], die ich bis zum Triumf der Fichtischen Philosophie noch zu erleben hoffe, angelegenst zu erbitten. Empfehlen Sie mich dem Fräulein v. Wolfskeel, dem Herrn Kammerherrn und vor allem Ihnen selbst. Itzt und immerdar in saecula saeculorum Ew. Gnaden unterthäniger Diener und ergebenster Freund

Wieland.

7.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstätt, d. 29 Dec. [1800]

Meine theuerste Freundin!

Es tönt freylich sehr vornehm, wenn man uns von einem sich selbst genugsamen Weisen, der in seliger Abgeschiedenheit,

die Welt vergessend und von ihr vergessen,

wie ein Murmelthier von seinem eigenen Fette zehrt, als von einem nahe an die seligen Götter reichenden Wesen spricht; aber was ich Ihnen, bestes Fräulein, beym Styx und Cozyt zuschwören kann, ist, daß ich meines wenigen Orts mich bey diesem gegenseitigen Vergessen sehr schlecht befinde und daher mit Gott entschlossen wäre, noch vor gänzlichem Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts oder wenigstens in den drey ersten Tagen des neunzehnten nach der Haupt- und Residenzstadt Weimar zu kommen, wenn ich nur wüßte, wo ich in diesem weltberühmten deutschen Athen mein Haupt hinlegen könnte. Denn weil meine Tochter Stichling nun alle Tage ihrer Niederkunft gewärtig ist, so ist es weder ihr noch mir selbst gelegen, daß ich in dem Stichlingschen Hause wohne, und gleichwohl würde es mein Schwiegersohn sehr hoch empfinden, wenn ich mich in einen Gasthof einquartieren wollte, wiewohl mir dieß im Grunde das Bequemste wäre. Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, irgend einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten, so ertheilen Sie mir Ihren weisen Rath; wo nicht, so thun Sie das gute Werk an mir, bey unsrer gnädigsten Herzogin, auch allenfalls, wenn Sie den rechten Augenblick dazu erhaschen können, bey meinem höchstgebietenden Landes- und Lehnsherren selbst meine Fürsprecherin zu seyn, wenn ich mich bey dieser großen Zeitumwälzung, wovon die Leute so viel sprechen, wiewohl die Natur nicht die mindeste Notiz davon nimmt, ihnen nicht so bald, als es die Pflicht erheischt, zu Füßen legen könnte. Uebrigens braucht man eben kein großer Philosophus zu seyn, um das Platte und die große Vanitas Vanitatum in diesem Aufheben, das von dem neuen Jahrhundert gemacht wird, mit Händen zu greifen und darüber, nach advenant, bald

zu lachen, bald zu spotten, bald sich zu ereifern und Jeremiaden anzustimmen. Was ist denn ein neues Jahrhundert für ein Ding? Die Natur weiß nichts davon; jede Minute, jede Sekunde ist, wenn wir wollen, der Anfang eines neuen Jahrzehents, Jahrhunderts und Jahrtausends, und da jede Minute und Sekunde so viel Recht, die erste zu seyn, hat als jede vorgehende oder nachfolgende, so ist klar, daß wir eigentlich in einem immerwährenden neuen Jahr und Jahrhundert leben, das weder Anfang noch Ende hat und worin kein Moment dadurch, daß er der erste ist, sondern bloß dadurch merkwürdig wird, wenn sich etwas Merkwürdiges in ihm ereignet. Hätte der erste Tag des sogenannten Neunzehnten Jahrhunderts dem armen Deutschland Frieden gebracht, dann wäre es allenfalls noch der Mühe werth gewesen, Zeremonien mit ihm zu machen: aber so, da alles Elend, alle Mißhandlüngen der armen Schwaben, Bayren, Salzburger, Rheinbewohner, Schweizer etc. etc., kurz, alle Abscheulichkeiten des schändlichsten aller Kriege im neuen Jahre ebenso im Schwang gehen wie im alten, so wollen wir ihm, statt es mit Festivitäten zu bewillkomm[n]en, einen tüchtigen Esel bohren und uns nicht ein Haar mehr um das neue Jahrhundert bekümmern, als das neue Jahrhundert sich um uns bekümmert, und damit Gott befohlen! Bey alledem komme ich immer wieder auf meinen alten Wunsch zurück; denn ich habe so eine Menge von Dingen zu sagen, zu fragen, zu rechtfertigen, zu entschuldigen, zu läugnen, zu gestehen, zu loben, zu tadeln, zu wünschen und zu verwünschen, zu hoffen und zu fürchten etc. etc. etc. etc., daß ich, um mich aller dieser elektrischen Materie zu entladen, nothwendig selbst kommen muß. Mit Briefen und Korrespondieren will's nicht gehen, das sehen Sie selbst, liebe Freundin.

Der beygehende zweyte Theil des 'Aristipp' hätte Göschens Versprechen zufolge schon vor sechs Wochen in meinen Händen seyn sollen, ist aber erst vor wenigen Tagen angelangt. Haben Sie die Güte, dieses Büchlein unsrer gnädigsten Fürstin im Nahmen des Herausgebers zu Füßen zu legen und ihm die Fortdauer ihres gnädigsten Schutzes und Wohlwollens zu erbitten! Da ich immer noch eine geheime Hoffnung nähre, daß

wir uns in diesen Tagen sehen werden, so setze ich hier weiter nichts hinzu als den Nahmen Ihres getreuen, verbundensten und ergebensten alten Dieners und Freundes

Wieland.

8.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstätt, den 30. Dec. 1800.

Ihre gütige Antwort, theuerste Freundin, fand mich bey Tische. Es wurde sogleich in pleno über den Inhalt deliberiert, und nach vielem pro et contra per majora beschlossen:

Ein bequemes, mit zwey Betten versehenes und wohlgewärmtes Zimmer im 'Elefanten' sey unter gegenwärtigen Umständen für mich das Rathsamste.

Weil ich nach Tische nicht gleich schreiben darf, so muß ich mich kurz fassen und die rationes decidendi auf mündlichen Bericht verschieben. Nur bemerke ich, daß, um meinen Schwiegersohn in etwas zu beruhigen, kein anderes Mittel ist, als daß ich ihm morgen schreibe: die durchlauchtigste Herzogin hätte mich auf die ersten Tage des neuen Jahrs eingeladen, und weil sie vermuthet hätte, daß ich Bedenken tragen würde, wegen der so nahe bevorstehenden Niederkunft meiner Tochter, mich bey meinen Kindern einzuquartieren, habe sie, Serenissim[a], für gut befunden, mir ein Quartier im 'Elefanten' bestellen zu lassen; er möchte sich also wie ein weiser Mann in den Willen der Götter fügen etc. etc. Diesem nach, bestes Fräulein, haben Sie die Gnade, Ihrem gütigen Versprechen zufolge mir im 'Elefanten' ein Zimmer bestellen zu lassen, wo ich am 1. Januar, also nächstkommenden Donnerstag, Nachmittag um 3 Uhr spätestens eintreffen werde. Kein Kind in der ganzen Christenheit hat sich so herzlich auf den heiligen Christ gefreut als sich auf das Wiedersehen unsrer geliebtesten Herzogin und aller meiner Freundinnen und Freunde freuet

Ihr ganz eigener

Wieland.

Verzeih[en] Sie dieses Gesudel! Vor lauter Freude über Ihren Brief hab' ich vergessen, Ihnen für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft zu danken. — Mein Herz that es desto wärmer — und dafür habe ich keine Worte. Empfehlen Sie mich meiner gnädigsten Fürstin und allen übrigen, jedem nach Gebühr, aufs beste pp.

9.

An Luise v. Goechhausen.

Osmanstädt, d. 28ten Januar 1802.

Gnädiges Fräulein!

Ich sehe nur gar zu wohl ein, daß Sie Ursache haben, nicht gnädig auf mich zu seyn, da Sie seit Ihrem Letzten — kein Lebenszeichen von mir erhalten haben. Das Wahre ist indessen, daß es weder Ihnen noch irgend einem Sterblichen möglich ist, sich in meine Lage hineinzudenken, und daß das Beste, was ich für die an mir einigen Antheil Nehmenden thun kann, ist, mich vor ihnen zu verbergen. Zuckungen sind freylich auch Lebenszeichen, aber ihr Anblick ist nicht sehr tröstlich. Ich bin wie einer, der sich im Schiffbruch zu retten sucht: ich strenge im Kampf mit den Wogen alle meine Kräfte an; aber sie ermatten nach und nach, und ich werde zuletzt doch noch untersinken. Ununterbrochenes Arbeiten hat mich bisher bey einer Art von Existenz erhalten; aber dieses Mittel erschöpft mich auf einer anderen Seite, und doch ist es das einzige. Zerstreuung hilft mir nichts: ich prêtiere mich wohl aus Gefälligkeit und alter Gewohnheit, alles, was man will, mit mir machen zu lassen; aber lange kann ich's nicht aushalten. Ich kann an nichts mehr Interesse finden, ich kann für niemand mehr das geringste Interessante haben, meine Imagination ist erloschen und mein bißchen Witz und Laune völlig dahin. Was kann ich nun in gesellschaftlichem Leben mehr für eine Person spielen? Das Gefühl, daß ich nothwendig ennuy[ie]ren muß, daß ich niemand unterhalten, niemand das mindeste Vergnügen machen kann, schlummert, wenn ich allein bin; in guter Gesellschaft hingegen wacht es auf und wird mir peinlicher, als Sie sich vorstellen

können. Zu diesem allen kommt nun noch mein körperlicher Zustand. Ich bin leider nicht so krank, daß die Aerzte mir etwas helfen könnten. Indessen macht mich diese Reizbarkeit nicht nur zum Umgang mit Personen, die ich liebe und schätze, zumahl mit solchen, denen ich alles schuldig bin, gänzlich untauglich, sondern macht auch, daß ich nicht die kleinste Luftveränderung ertragen kann und daß alle Beschaffenheiten der gegenwärtigen Jahreszeit, Kälte, feuchte Luft, Nebel u. s. w. nachtheilige Wirkungen auf meinen Organismus haben. Ich habe diesen meinen innern und äußern Zustand bisher vor meinen Freunden zu verbergen gesucht; aber einmahl mußte ich doch mit der Sprache heraus. Ich begreife, daß auch Sie meinen Zustand unbegreiflich und die Wirkung der Ursache gar nicht proportional finden müssen. Meine Lage ist ganz individuell, und es ist Naturgesetz, daß kein Mensch von der Individualität des andern einen Begriff haben kann. — Mir ist nicht zu helfen!

10.

An Luise v. Goechhausen.

Gnädiges Fräulein!

Es kann nicht anders seyn: irgend ein Zauberer hat mich, als ich letzten Sonntag mich selbst von dem holden Tiefurt verbaunte, unvermerkt durch die Fluren des Aethers unter die Zona torrida oder nach Sarepta in Astraha versetzt, wo die Tauben in der Luft gebraten und die Krebse ohne elementarisches sive Küchen-Feuer in der Brühe gesotten werden. Ohne Uebertreibung: die Hitze ist in diesem meinen Osmannstädtischen Pathmus so groß, daß sie im Fegefeuer selbst schwerlich größer seyn dürfte, und es fehlt nur an dem kleinen Umstand, daß ich nicht so glücklich bin, ein Jüd zu seyn, so hätte ich den Vater Abraham diesen Nachmittag angerufen, den armen Lazarus herabzusenden, daß er einen Tropfen Wasser des Lebens von seinem Finger auf meine brennende Zunge fallen lasse; denn das Wasser aus meinem Brunnen, wiewohl von Natur der kältesten einer, findet sich schon milchlau, während es über den Hof auf mein Zimmer getragen wird. Die einzige

Labung, die mir in dieser Lage übrig bleibt, ist, mich an dem Gedanken zu erquicken, wie wohl indessen, während wir hier [in] der Sonne dorren, den Auserwählten von Tiefurt in dem kühlen Schatten ihres Elysiums seyn muß!! Denn sie zu beneiden, bin ich unfähig, und wenn mich auch auf einen Augenblick ein dem Neid ähnliches Gefühl anwandelte, so braucht es nur der Zauberformel: „Tu l'a[s] voulu, George Dandin!" um diesen bösen Geist sogleich wieder in das Todte Meer zu jagen, wo alle seines Gleichen bekanntlich zu Hause sind.

Morgen wird bey mir der Anfang mit der Erndte gemacht werden. Daß ich aber weder den Mitarbeiter noch den Frohnvoigt dabey machen werde, bedarf wohl keiner Versicherung. Bis jetzt habe ich noch keine halbe Stunde nicht einmahl in meinem Garten zugebracht, und wäre die schöne Helena aus Griechenland nicht, die mir täglich etliche Stunden die Zeit passieren hilft, so bliebe mir nichts übrig als der bekannte Zeitvertreib unsrer alten Teutschen, nämlich mich aus Mangel einer Bärenhaut auf mein Sopha zu legen und mit den heiligen Siebenschläfern um die Wette zu schnarchen.

So viel, theure Freundin, zur Nachricht von den Umständen Ihres gehorsamen Dieners. Es steht in Dero Belieben, unsrer gnädigsten Fürstin, meinem vielgeliebten Fräulein Henriette, genannt Käle, und meinem Gönner dem Eremiten so viel davon mitzutheilen, als Sie dienlich finden, um ihre mitleidigen Herzen nicht zu weich zu machen – was bey dieser Hitze auf keine Weise zuträglich wäre. Ich empfehle mich Ihnen allen sammt und sonders nach Standesgebühr zu Hulden, Gnaden und Großgunsten und bitte Sie, zuweilen einen freundlichen Blick der Rückerinnerung durch die uns trennenden Lüfte zuzuschicken Ihrem

ewig treuergebenen, verbundensten Diener und Freund

Wieland.

Oßmanstädt den 10. Aug. 1802.

11.

An Luise v. Goechhausen.

[Vorbemerkung Böttigers:]

1802. Wieland befand sich diesen ganzen Sommer fast ununterbrochen in Tiefurt und spielte mit äußerster Anstrengung alle Abende L'hombre. Nur selten ging er auf einige Tage nach Oßmanstädt, und immer sehnt er sich sogleich zurück. Beweis ist folgendes Briefchen an das Fräulein v. Goechhausen.

[Oßmannstedt] d. 31. August [1802]

Gnädiges Fräulein!

Ich ersehe die erste Gelegenheit, die ich finden kann, mich einer Zusage zu entledigen, welche Sie vielleicht unter den angenehmen Zerstreuungen, woran Tiefurt dermahlen Ueberfluß und voll Genüge haben wird, gänzlich vergessen haben werden.

[Zusammenfassung Böttigers:]

⟨Er schickt den 'Aristipp'.⟩

Wie sehr meine dermahlige Lebensweise von derjenigen absticht, die ich beynahe drey Monate lang in dem Tiefurtischen Elysium unter den Auserwählten, die es bewohnen, zugebracht, so befinde ich mich doch, Dank sey meiner natürlichen und erworbenen Leichtigkeit, mich sehr bald an alles Leidliche zu gewöhnen, hier so wohl, als es in meiner Lage möglich ist. Zwey freundliche Göttinnen, Ceres und Pomona, vereinigen sich, mir angenehme Unterhaltung zu verschaffen und in den Stunden, die ich meinem Euripides entziehe, [mich] bald zu beschäftigen, bald in das divino far niente zu versenken.

Aber auch ohne diese Hilfsquellen würde ich von bloßen Erinnerungen der glücklichen Tage, die ich unter dem Flügel meiner gütigsten Fürstin lebte, lange genug zehren können, um wenig anderes zu bedürfen. Haben Sie die Güte, gnädiges Fräulein, mich Ihrer Durchlaucht zu Füßen zu legen und sie für alle mir erzeigte Gnade und mit mir getragene Geduld meines ewigen Dankgefühls zu versichern.

Ich bin so frey, mich bey dieser Gelegenheit und durch Euer Liebden gefällige Vermittlung meiner liebenswürdigen Mit-

Schwäbin und dem gemeinschaftlichen Ami (den ich in eigentlichem Verstand den meinigen zu nennen wünsche) im Andenken bestens zu empfehlen. Sie selbst aber pp.

12.

An Luise v. Goechhausen.

Oßmanstätt, den 18ten Januar 1803.

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre beyden gütigen Briefchen, die mir nebst den zurückgeschickten Jahrgängen der 'Nouvelle Bibliothèque des Romans' richtig zugekommen sind. Wollte der Himmel, daß ich Ihnen diesen Dank nicht aus der Ferne zurufen müßte! aus einer Ferne, die zwar kaum zwey Stunden Weges beträgt, aber so ziemlich dieselbe Wirkung thut, als ob es zwanzig wären. Glauben Sie mir auf das Wort eines ehrlichen Mannes: es lag nicht an meinem Willen, daß ich in diesem Winter noch nicht in die Stadt gekommen bin; wenigstens würde ich an dem letzten des verwichnen oder einem der ersten Tage des angefangenen Jahrs unter den lieben Getreuen unsrer gnädigsten Herzogin gewiß nicht gefehlt haben, wenn meine Gesundheitsumstände seit acht bis zehn Wochen nicht so zweydeutig und (wenigstens meinen nur zu wohl gegründeten Besorgnissen nach) so mißlich gewesen wären, daß ich mehr als einmahl in einer Art von dumpfer Erwartung lebte, in acht Tagen schon eine stille Wohnung von sechs Brettern und zwey Brettchen neben meiner guten Frau bezogen zu haben. Da ich, dieses seltsamen Zustands ungeachtet, freyen Kopfs und muntern Geistes genug war, um den größten Theil des 'Pentamerons von Rosenhain' ausarbeiten und vollenden zu können, so hoffte ich doch immer wieder, meine Natur würde noch so viel Kraft aufbringen können, sich selbst zu helfen; aber ich fand mich auch immer in dieser Hoffnung betrogen. Ich nahm also ungefähr vor vier Wochen meine Zuflucht zu Dr. Huschke, machte ihm einen getreuen und detaillierten Bericht über meine Umstände und erhielt von ihm nicht nur Arzneymittel, die mir sogleich viele Erleichterung verschafften, sondern auch bey einem Besuch, den er mir vor zehn Tagen machte, (zu Heilung

meiner etwas geängstigten Einbildungskraft) die Versicherung, daß er, alles zusammengenommen, vor der Hand noch nichts sehr Bedenkliches in meinem Zustande finde. Indessen war er doch ebenfalls der Meinung, daß es mir nicht nur zuträglich, sondern zu Verhütung der bey einem so reizbaren Körper wie der meinige besorglichen Folgen nothwendig sey, mir eine Reise nach der Stadt zu versagen und meinen bisherigen Hausarrest so lange fortzusetzen, bis die mildere Witterung des Frühlings das Ihrige vielleicht dazu beytragen werde, meinen siebzigjährigen Organismus wo möglich wieder in seinen gewöhnlichen Gang zu bringen. Verzeihen Sie, meine gütige Freundin, diesen leidigen Detail; ich hielt ihn aber für nöthig, um in den nächsten zwey bis drey Monaten nie wieder auf einen so unangenehmen Gegenstand zurückkommen zu müssen. Gestern Abend wurde mir ein Brief von unserm Freund Böttiger gebracht, worin ich in Ihrem Nahmen auf den Sonntag eingeladen wurde, in die Stadt zu kommen, um die Signora Mara im Concert singen zu hören. Das poulet[1]) kam, wie Sie sehen, einen Tag zu spät. Lassen Sie sich das aber nicht leid seyn; ich würde aus den angedeuteten Ursachen doch nicht gekommen seyn, wenn auch die himmlischen Heerscharen sich um Madame Mara versammelt und mit ihr vereinigt hätten, ein „Gloria in excelsis Deo" anzustimmen. Denn dermahlen muß ich mir schon aus der Noth eine Tugend machen und mir selbst eine Lobrede darüber halten, daß ich mir an der stillen Musik genügen lasse, die mir meine alte, wiewohl auf bloße Prosa verdiente[2]) Muse an meinem Schreibpult und in schlaflosen nächtlichen Stunden macht. —

Neulich wurde ich durch sehr unvermuthete und Unglück weissagende Gerüchte, den Geheimen Rath Goethe betreffend, nicht wenig beunruhigt[3]). Da ich einige Tage darauf von Freund Böttiger versichert wurde, alles sey nur ein blinder Lärm gewesen und Goethe befinde sich im besten Wohlseyn, so darf ich Ihnen wohl sagen, daß man von nichts Geringerm sprach,

[1]) [Bemerkung Böttigers:] poulet? Billet?

[2]) [Bemerkung Böttigers:] reduzierte?

[3]) Dieses Wort von Böttiger hinzugefügt.

als er würde eine Reise nach dem berühmten promontory of noses des Tristram-Shandyschen Hafen Slawkenburgius machen müssen, um sich mit einer neuen Nase zu versehen. Die weimarische Stadtfama ist eine bösmäulige Gevatterin, vor der man sich, wie es scheint, nicht genug in Acht nehmen kann. —

Se. Erlaucht, Herr Heinrich [der] 43ste Reuß, pflegt, wie ich höre, so gute Nachbarschaft mit unsrer Fürstin, daß man sich eher über zu viel als zu wenig beklagen möchte. Man kann allerdings auch das Gute zu viel bekommen. Ich zweifle aber nicht, daß Se. Erlaucht auf die eine oder andere Art das Ihrige, wiewohl abwesend, zu Unterhaltung der gewöhnlichen kleinen Tafelgesellschaft, deren Mitglied ich verwichnen Sommer zu seyn das Glück hatte, reichlich beytragen werde. —

Gern möcht' ich Ihnen auch aus meinem Osmantino etwas Interessanteres schreiben können als die Vermehrung meiner Hausgenossen und Kostgänger mit dreyundzwanzig jungen Schweinchen und andere Begebenheiten dieser Art; aber es gebricht hier zu Lande allerdings sehr an Novitäten für die zarten Ohren einer Hofdame. Ich gebe es indessen, so gut ich's habe. Das Neueste ist, daß einer meiner ehemahligen Taglöhner, Muld genannt, der schon ziemlich lange an der Schwindsucht laboriert und so wenig Athem hat als möglich, wie er sah, daß es nun doch einmahl mit ihm zu Ende gehe, seine einzige Küh und ein fettes Schwein schlachten ließ, um sich in seinen letzten Lebenstagen noch eine rechte Güte zu thun. Auch hat er sich's so wohl belieben lassen, daß ihm nun in zwey oder drey Tagen der Athem gänzlich ausbleiben wird. Fällt Ihnen hierbey nicht ein gewisser sehr großer König ein, der es, à sa manière royale, ungefähr eben so machte und sich der von seinen Ärzten eingelegten Protestationen ungeachtet so lange mit seinen unverdaulichsten Lieblingsspeisen gütlich that, bis sogar die berühmte bella donna[1]) des Ritters Zimmermann nicht mehr verdauen helfen wollte. So ist der Mensch überall sich selbst

---

[1]) [Böttiger macht dazu die Bemerkung:] Es war **Löwenzahn**, nicht bella donna, Leodontium Taraxacon.

gleich, in den goldnen Zimmer[n] der Könige und unter dem modernden Strohdach des Taglöhners. —

Angenehmer als alles dieß ist Ihnen vielleicht die Neuigkeit, daß ich, den delabrierten Umständen meines Seelenwagens (wie Plato den Körper nennt) zu trotz, unmittelbar nach Beendigung des 'Pentamerons' ein neues, ebenfalls beynahe vollendetes Werkchen von zehn bis zwölf Bogen unternommen habe, 'Menander und Glycerion' (oder Glycera) betitelt, das Ihnen, wie ich mir schmeichle, nicht bitter schmecken soll, wenn ich lange genug lebe, um es unsrer geliebten Fürstin und ihren Damen in einer der Lauben von Tiefurt künftigen Sommer nach und nach vortragen zu können. Es ist eine Art von kleinem Roman à la Grecque[1]) in Briefen zwischen Menander, Glycera und einem seiner Freunde Leontium. Sie sehen, bestes Fräulein, daß ich es, nach meiner Manier versteht sich, so ziemlich eben so mache wie mein armer Nachbar Mulde; ich versuche mein Möglichstes, um mir selbst mit angenehmen Seelenspeisen vor meinem Ende bene zu thun, und es könnte leicht geschehen, daß mich Freund Hain einmahl ganz unversehens bey einem Milesischen Mährchen oder einem Liebesbrief an die schöne Leontium oder an die Favoritin des Königs Salomo überrascht.

Verzeihung, gnädiges Fräulein, für all dieß bavardage. Sie sehen wenigstens meinen guten Willen und nehmen damit vorlieb. Legen Sie mich, ich bitte Sie, meiner gnädigsten Herzogin zu Füßen, empfehlen mich der Fräulein v. Wolfskeel und dem Herrn Geheimen Rath und Oberhofmeister, der mir gnädigst zu gut halten wird, daß ich ihm zu allen diesen Würden — welche hoffentlich, die Schneiderrechnung ausgenommen, ohne neue Bürden sind — meinen Glückwunsch nicht meiner Schuldigkeit gemäß schriftlich abgestattet habe. Wie befindet sich der neue Herr Hofmarschall? Wie seine liebenswürdige respective Gemahlin und Schwester, die Frau Gräfin v. Egloffstein? Erinnern sie sich meiner noch? Wo nicht, so haben Sie, meine theuerste Freundin von dreyßig wohlgezählten

[1]) Dieses Wort von Böttiger hinzugefügt.

Jahren her, die Gnade, selbige sammt und sonders zu erinnern an Ihrer aller treu ergebensten Freund und Diener

Wieland.

Auch bey der Herderischen Familie, die mir, so lange ich athme, unendlich theuer seyn und bleiben wird, bitte [ich] Sie mich in gutem Andenken zu erhalten.

13.

An Luise v. Goechhausen.

Osmanstädt, d. 29. März 1803.

Gnädiges Fräulein,

empfangen Sie zu höchsten Händen unsrer gütigsten und verehrtesten Fürstin meinen besten Dank für die überraschende Nachricht von den Dingen, die da kommen sollen. Aber werde ich Sie selbst nicht noch [mehr] überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Daemonion, Spinther familiaris, oder wie Sie ihn sonst nennen wollen, mich so gut bedient, daß ich trotz dem heiligen und undurchdringlichen Schleier, der auf dem Geheimniß des künftigen Sonnabends liegt, mehr davon weiß, als Sie selbst zu wissen scheinen — wenigstens, daß das Stück 'Eugenie' heißt, daß es eine Tragödie und zwar weder eine possirlich-tragische, wie 'Alarcos', noch eine lyrico-epico-didactische wie die 'Braut von Messina', sondern eine ächte, strenge, natur- und kunstmäßige Tragödie ist, so daß sie für alle künftigen Tragödien-Macher als das seyn wird, was der berühmte Kanon des Polykletos für die Bildhauer war. — Ob der Geist, der mir dieß alles geoffenbaret, ein Lügengeist oder ein wahrsagender ist, wird sich nun in drey Tagen a dato zu Tage legen. Auf alle Fälle, d. h. wenn nicht Wetter und Weg gegen alle gegenwärtige Anscheinung indessen ganz impracticabel werden, gedenke ich in Person mit Augen und Ohren, Herz und Sinn bey dieser in der That merkwürdigen Theofanie der tragischen Muse gegenwärtig zu seyn. Bewillkomm[n]en Sie also mit einem freundlichen Blick

Ihren

Wieland.

Vorstehende dreizehn Briefe haben sich nur in Abschriften erhalten. Wir verdanken sie Wielands jüngerem Freunde und Mitarbeiter, dem bis zum Jahre 1804 als Rektor des Weimarer Gymnasiums tätigen Oberkonsistorialrat Karl August Böttiger, der, einem in damaliger Zeit beliebten Brauche folgend, die Originale von ihren ihm wohlbekannten Empfängern zur Abschrift erbeten haben wird. Die Briefe 6, 9, 10, 11 und 13 hat Böttiger eigenhändig abgeschrieben, die übrigen von Verschiedenen für sich abschreiben lassen und danach zum Teil mit Überschriften, zum Teil mit kurzen erklärenden, berichtigenden, ergänzenden Bemerkungen versehen. Aus Böttigers Nachlaß gingen die Abschriften in den Besitz der Sächsischen Landesbibliothek über, die sie unter der Bezeichnung 'Mscr. Dresd. h 44' verwahrt. Die für uns in Ermangelung der Originale so wertvollen Apographa sind mit einigen anderen Wieland betreffenden Schriftstücken in einem kleinen, 'Wielandiana' betitelten Bande vereinigt, gehören jedenfalls nicht zu der großen, im Laufe der Jahre viel benutzten Böttigerschen Briefsammlung. Nur so erklärt es sich, daß sie bis heute unbeachtet bleiben konnten.[1])

Die ersten zwei Briefe schrieb Wieland im Sommer 1796 aus Zürich. Der lebhafte Wunsch, das geliebte Land seiner Jugend und gleichzeitig seine Tochter Charlotte wiederzusehen, die ein Jahr zuvor — am 18. Juni 1795 — den in Zürich ansässigen Verlagsbuchhändler Heinrich Geßner[2]), den jüngeren Sohn seines alten Freundes Salomon Geßner, geheiratet hatte[3]), sowie das dringende Bedürfnis nach einer längeren körperlichen und geistigen Auffrischung ließen den sonst so bedächtigen Wieland die begreifliche Scheu vor der beschwerlichen und angesichts drohender kriegerischer Verwicklungen nicht ganz ungefährlichen weiten Reise überwinden. Von seiner Frau und dreien seiner Kinder, der bereits verwitweten Karoline, dem fünfzehnjährigen Wilhelm und seinem kleinen Liebling Luise, dem Liesgen, begleitet, trat der bald Dreiundsechzigjährige am 23. Mai in einem ihm von seiner fürstlichen Gönnerin, der Herzogin Anna Amalia, zur Verfügung gestellten Reisewagen von Weimar die Fahrt nach der Schweiz an.[4]) In seiner Abwesenheit besorgte seine Tochter Amalie, die nach dem Tode ihres Gatten, des Predigers A. J. Liebeskind († 1793), ins elterliche Haus zurückgekehrt war[5]), die in Weimar verbliebenen Familienglieder aufs

[1]) Außer den hier mitgeteilten dreizehn Briefen enthält der Band noch ein Schreiben Wielands an seine Tochter Amalie Liebeskind, datiert Zürich, 4. Juni 1796, das wir glaubten übergehen zu können. — [2]) Vgl. über diesen Creizenach, 'Allg. Deutsche Biographie' 9, 125 f. und Rud. Schmidt, 'Deutsche Buchhändler und Buchdrucker' 1, 314. — [3]) Über die durch Herder in Belvedere vollzogene Trauung siehe K. A. Böttiger, 'Lit. Zustände und Zeitgenossen', hrsg. von K. W. Böttiger, 1, 175. — [4]) Vgl. 'Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde' 4, 94 ff. und J. G. Gruber, 'Wielands Leben', Leipzig 1827 f., 4, 144 ff. — [5]) Gruber 4, 112 und 117.

beste, während Freund Böttiger ihm bereitwillig die Redaktionsgeschäfte des 'Neuen Teutschen Merkurs' und des 'Attischen Museums' abnahm.[1]) Wieland und die Seinen wurden nach ihrer Ankunft in Zürich der ungünstigen Witterung wegen zunächst einige Tage in dem in der Stadt gelegenen Geßnerschen Hause untergebracht, das außer dem jungen Paare die Wieland überaus sympathische, seit 1787 verwitwete Ratsherrin Geßner[2]), ihr älterer Sohn Konrad, ein talentvoller Maler, und eine gutherzige Schwester ihres verstorbenen Mannes bewohnten. Bald jedoch siedelte man nach einem einer Frau Frey[3]) gehörenden höchst anmutigen oder, wie der Züricher sagt, „frohmütigen", aussichtsreichen Landhause über, das, außerhalb der sogenannten Kleinen Stadt in unmittelbarer Nähe des noch heute vorhandenen, am rechten Ufer des Sihlflüßchens sich hinziehenden Sihlhölzli gelegen[4]), den Weimarer Gästen alle Annehmlichkeiten eines gesunden und dabei abwechselungsreichen Landaufenthalts bot. Fast drei Monate lang genoß Wieland hier in aller Beschaulichkeit die immer neuen Reize unvergleichlich schöner Landschaftsbilder. Ebenso beglückend aber war für ihn der anregende Verkehr mit dem Geßnerschen Familienkreise und manchem lieben alten Freunde[5]). Wohin er kam, überall brachte man ihm aufrichtige Liebe und Verehrung entgegen. So wurde Wielands Reise in die Schweiz, von der er und die Seinen, ohne unterwegs im geringsten behelligt worden zu sein, am 10. September wohlbehalten heimkehrten[6]), für ihn, wie er gehofft[7]), ein erfrischender Trunk aus der Fontaine de juvence.

Zwischen Wielands Züricher Briefen und den elf Briefen aus Oßmannstedt besteht insofern ein gewisser Zusammenhang, als der behagliche Schweizer Landaufenthalt in dem Dichter, der sich in seiner „leidigen Weimarer Klause" wenig wohl fühlte[8]), den lebhaften Wunsch wachrief, sobald die Verhältnisse es ihm gestatten würden, in der Nähe von Weimar ein eigenes Landgut zu erwerben[9]). Seine Wahl fiel nach einigem Schwanken auf das zwei Stunden nordöstlich von Weimar gelegene Oßmannstedt. Am 25. April 1797 bezog Wieland mit den Seinen das von dem Grafen Heinrich v. Bünau erbaute schloßähnliche Gutsgebäude.[10]) Zunächst hatte er nur Haus und Garten seines „Osmantinums", wie er in Anlehnung an das vielgepriesene Tiburtinum oder Sabinum des

[1]) Siehe darüber Böttiger, 'Lit. Zustände' 2, 160. — [2]) Vgl. 'Ausgewählte Briefe' 4, 115 ff. — [3]) Vgl. Rob. Keil, 'Wieland und Reinhold' S. 233. — [4]) In seinem kürzlich erschienenen Buche 'Wieland und die Schweiz' (vgl. S. 106) verlegt E. Ermatinger das Freysche Grundstück in die Landgemeinde Enge, während es nach Wielands Beschreibung in Brief 1 an der Sihl gelegen haben muß. — [5]) Vgl. Böttiger, 'Lit. Zustände' 2, 154. — [6]) 'Ausgewählte Briefe' 4, 111. — [7]) Vgl. Wielands Schreiben an seinen Verleger Göschen vor Antritt der Reise, Gruber 4, 146. — [8]) 'Ausgewählte Briefe' 4, 116 f. — [9]) Vgl. Wielands Brief an seinen Schwiegersohn Reinhold vom 27. März 1797 bei Keil a. a. O. S. 233. — [10]) Gruber 4, 169 und 182.

römischen Dichters Horaz seinen Landsitz mit Vorliebe zu nennen pflegte, in Stand zu halten. Um den Gutsbetrieb brauchte er sich vorerst nicht zu kümmern, da die landwirtschaftlichen Gebäude mit Äckern und Wiesen bis Jakobi (25. Juli) 1799 dem seitherigen Pächter Starke verblieben.[1]) Das Oßmannstedter Landleben sagte dem die Einsamkeit mit zunehmendem Alter immer wohltätiger empfindenden Dichter ungemein zu. Nur das eine war ihm sehr schmerzlich, daß er seine über alles verehrte Herzogin jetzt seltener als früher aufsuchen und an ihren schöngeistigen Veranstaltungen teilnehmen konnte. Ungern mißte er auch den unterhaltsamen Umgang mit ihrer geistreichen Hofdame, dem Fräulein v. Goechhausen, der er seit seiner 1772 erfolgten Berufung nach Weimar zum Danke für ihre unbegrenzte Ergebenheit in aufrichtiger Freundschaft zugetan war[2]). So fügte es sich ganz von selbst, daß die beiden von Zeit zu Zeit wenigstens brieflich miteinander verkehrten. Von der Goechhausen, die uns durch Werner Deetjens 1923 erschienenes Buch 'Die Goechhausen' menschlich nahegerückt ist, erfuhr Wieland, der gern auf dem Laufenden bleiben wollte, immer das Neuste, was sich in Weimar oder Tiefurt zugetragen hatte, soweit ihm das nicht bereits durch seinen mitteilsamen Freund Böttiger bekannt geworden war. Der greise Dichter berichtete dafür von seinem nur dem Wohl der Familie und dem Dienste der Musen geweihten Einsiedlerleben, nahm aber auch gern die Gelegenheit wahr, zu dem, was die andern bewegte, mit großer Offenheit seine Meinung zu äußern. So sind die von Wieland an die Goechhausen gerichteten, oft mit köstlichem Humor gewürzten elf Oßmannstedter Briefe in erster Linie ein getreues Spiegelbild der von ihm in stiller Landeinsamkeit verbrachten Jahre. Der besondere Wert dieser Briefe liegt für uns aber darin, daß in ihnen gleichzeitig ein Stück Hof- und Geistesleben aus Weimars goldenen Tagen in buntem Wechsel an uns vorüberzieht.

Unser Abdruck hat die Zeichensetzung der Vorlagen, gelegentlich auch die Verwendung kleiner oder großer Anfangsbuchstaben, neuzeitlichem Gebrauche angenähert. Abkürzungen sind aufgelöst, die wechselnde Rechtschreibung ist vereinheitlicht worden.

1. Der 873 m hohe Uetliberg südwestlich von Zürich ist die nördlichste Kuppe des Albisrückens. — Jean Pauls 'Hesperus' war 1795 erschienen. — 'Dschinnistan', d. i. 'Land der Geister', nannte sich eine von Wieland, F. H. v. Einsiedel und A. J. Liebeskind in den Jahren 1786—1789 herausgegebene Sammlung von Feen- und Geistermärchen, vgl. Goedeke, Grundriß IV ³ Erste Abteil. S. 566 Nr. 146. — Der Zauberer Merlin: eine Hauptgestalt des altbritischen Sagenkreises. — *Diablotin:* Teufelchen. — Die Königin von Frankreich ist Marie-Joséphine-Louise, die Gemahlin Ludwigs XVIII., den seine Anhänger nach dem Tode des Dauphin

[1]) Keil a. a. O. S. 235 und 244. — [2]) Vgl. die Briefe 2, 3 und 12.

(8. Juni 1795) in Verona zum König ausgerufen hatten. — Badauds: Maulaffen. Auch sonst spottet Wieland über die Abderitenstreiche des Züricher Rates, vgl. Ermatinger a. a. O. S. 107. — Complaisance: hier Wohlgefallen. — Die epikureische Lebensweisheit, sich durch eine ungewisse Zukunft die Gegenwart nicht trüben zu lassen, predigt Horaz, Carm. I, 9, 13 ff.: „Quid sit futurum cras, fuge quaerere et Quem sors dierum cumque dabit, lucro Adpone", und Carm. I, 11, 8: „Carpe diem, quam minimum credula postero". — den meiner Vaterstadt zugedachten Besuch: Wieland betrachtete die schwäbische Reichsstadt Biberach als seine Vaterstadt, obwohl er zu Oberholzheim geboren war. Auch die Rückreise führte den Dichter nicht nach Biberach, vgl. Gruber 4, 153. — Der Friede zwischen Kaiser Franz II. und Frankreich wurde erst am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio geschlossen.

2. Die zunehmende Unsicherheit des süddeutschen Briefverkehrs war eine Folge des Vordringens der Heere Moreaus und Jourdans in Schwaben und Franken, vgl. dazu auch 'Ausgewählte Briefe' 4, 105 und 107. — Die Überschrift „Les extrêmes se touchent" trägt Kapitel 348 des zweiten Bandes des 1781 ff. erschienenen, Aufsehen erregenden 'Tableau de Paris' von Louis-Sébastien Mercier. — Kants philosophischer Entwurf 'Zum ewigen Frieden' war 1795 erschienen. — Der englische Philosoph Thomas Hobbes nimmt in seinen 'Elementa philosophica de cive' I, 11 ff. und in seinem 'Leviathan' II, 17 das Bestehen eines Krieges aller gegen alle an, meint aber, daß Furcht und Vernunfterwägungen aus diesem feindseligen Zustande herausführen. — Die zweite Hofdame der Herzogin Amalia Henriette Freiin v. Wolfskeel-Reichenberg (auch in Brief 5, 10 und 11 erwähnt), schlechthin 'Kehle' genannt, stammte aus Schwaben. — Mit Fräulein v. Kalb kann nur die bei Hofe sehr bekannte Augusta Eleonore v. Kalb, die jüngere Schwester der Sophie Friederike v. Kalb, gemeint sein. Sie hatte sich am 12. April 1796 mit dem Hofmarschall v. Luck vermählt. — Friedrich Hildebrand Freiherr v. Einsiedel, 1796 Kammerherr, seit 1802 (vgl. Brief 12) Oberhofmeister der Herzogin mit dem Titel Geheimer Rat, scherzweise der Eremit (vgl. Brief 10) oder l'ami (vgl. Brief 11) genannt, und Goethes Urfreund der Major Karl Ludwig v. Knebel waren die Hauptpersonen des Tiefurter Kreises. — Jean Paul verbrachte im Sommer 1796 einige Wochen in Weimar, vgl. P. Nerrlich, 'Jean Paul' S. 180. Der von ihm aus Weimar an Wieland gerichtete Brief trägt das Datum des 18. Juni, vgl. 'Die Briefe Jean Pauls', hrsg. von Ed. Berend, 2, 207 ff. — Der Maler und Kunstschriftsteller Johann Heinrich Meyer weilte noch im Frühjahr 1797 in Italien und traf erst im Juni 1797 in seinem Geburtsort Stäfa am Züricher See ein. — Am 21. Dezember 1796 wurde den jungen Geßners ein Sohn geboren, vgl. 'Ausgewählte Briefe' 4, 127 f. — Die Nachtigall Luise Rudorff, nachmals Knebels Gattin (vgl. die Erläuterungen zu Brief 5), war Kammersängerin der Herzogin Amalia.

3. Die Herzogin Anna Amalia feierte am 24. Oktober ihren Geburtstag. — Der Literarhistoriker Christian Joseph Jagemann war Bibliothekar der Herzogin Amalia. Das Buch, das er in ihrem Auftrage zurückverlangte, sind Saverio Mattei's 1785 erschienene 'Memorie per servire alla vita di Metastasio e di Jomelli'. — Philipp Christian Weyland war weimarischer Legationsrat. — 'Hermann und Dorothea' gelangte für das große Publikum erst im Oktober 1797 als 'Taschenbuch für 1798' durch den Berliner Verleger Friedrich Vieweg zur Ausgabe. Der Horazische Vers, auf den Wieland anspielt, lautet: „Haec decies repetita placebit" ('Ars poetica', Vers 365). Wie Herodot jedes der neun Bücher seines Geschichtswerks mit dem Namen einer Muse überschrieb, so Goethe jeden der neun Gesänge von 'Hermann und Dorothea'.

4. Die Bezeichnung Houynnhums für Pferde ist Samuel Gullivers (d. i. Jonathan Swifts) 'Travels into several remote nations of the world' entlehnt, deren vierter Teil die Überschrift 'A voyage to the country of the Houynnhums' trägt. Daß Wieland sich erst 1799 ein Paar Pferde kaufen wollte, schreibt er seinem Schwiegersohn Reinhold, vgl. Keil a. a. O. S. 244. — Tempe: das von den alten Dichtern viel gepriesene Flußtal des Peneios zwischen Olymp und Ossa. — In Ariosts 'Rasendem Roland' trägt das Greifenroß den Helden Astolf von England durch die Lüfte (Gesang XXII, 26 f., XXXIII, 96 und XLIV, 23 f.). — Bukephalos: das Lieblingspferd Alexanders des Großen. — Verlüftung bezeichnet den Zustand, in dem das Körperliche des Menschen nicht mehr bemerkt wird, vgl. Grimm, 'Deutsches Wörterbuch' XII Sp. 585 und 825. — Die beiden selbstbewußten Brüder mit dem schwerfälligen Namen, die damals durch ihre Bücherbesprechungen und ihre Übersetzertätigkeit von sich reden machten, sind die Romantiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die Herausgeber des 'Athenäums'. Die unter der Überschrift 'Blüthenstaub' vereinigten Fragmente bilden das zweite Stück des 1798 veröffentlichten ersten Bandes dieser Zeitschrift. Wieland scheint der Meinung gewesen zu sein, hinter dem Namen Novalis, der als Name des Verfassers genannt war, verberge sich Friedrich Schlegels Schwägerin Karoline, die bei der Herausgabe des 'Athenäums' mitgewirkt hatte (vgl. 'Caroline', hrsg. von Erich Schmidt, I, S. 438 f., 449, 629, 720 f.); jedenfalls wußte er noch im Frühjahr 1798 nicht, daß Novalis der Deckname für den damals im sechsundzwanzigsten Lebensjahre stehenden Friedrich Leopold v. Hardenberg war. Es geht das aus einem von Wieland am Pfingstmontag des Jahres 1798 an Böttiger gerichteten Briefe hervor, wo es heißt (Böttiger, 'Lit. Zustände' 2, 182): „Ich wünschte wohl, daß Sie erfahren könnten, wer der mit Zungen redende Novalis ist?" Zu Hardenbergs 'Blüthenstaub'-Fragmenten hat Friedrich Schlegel als Herausgeber nur eine kleine Zahl eigener Aphorismen hinzugefügt, vgl. darüber Haym, 'Die romantische

Schule'⁴ S. 325, 336ff. und Novalis, 'Schriften', hrsg. von Minor 2, 113ff. Vgl. L. Hirzel, 'Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern'. — Der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden wird Goethe in Fragment 106 des 'Blüthenstaubs' (vgl. 'Athenäum' 1, 103) genannt. — Goethe hatte sich 1798 in dem nordöstlich von Weimar gelegenen Dorfe Oberroßla ein Gut gekauft. — August Adolf Friedrich v. Hennings, der Herausgeber des freisinnigen Anschauungen huldigenden 'Genius der Zeit', hatte Schillers 'Horen' und Goethes 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' angegriffen, vgl. Schmidt-Suphan, Schriften der Goethe-Ges. VIII S. 50 Nr. 440 und S. 173ff. — Karl Friedrich Cramer, der 1794 wegen seines begeisterten Eintretens für die französische Revolution seines Amtes als Professor der Theologie an der Universität Kiel entsetzt worden war, hatte zwei Jahre später als citoyen Cramer in Paris eine Buchhandlung und eine Druckerei eröffnet. Verärgert durch den ihm 1796 in mehreren Xenien widerfahrenen Spott, verunglimpfte er Goethe im 19. Stück seines 1797 erschienenen 'Menschlichen Lebens' in übelster Weise, vgl. Ratjen, 'Allg. Deutsche Biographie' 4, 557f., und Schmidt-Suphan, Schriften der Goethe-Ges. VIII S. 7 Nr. 56—58, S. 94 Nr. 808/09 und dazu S. 117ff. und 205. Der Ausdruck „hypersansfülottisch" geht auf Goethes Aufsatz 'Literarischer Sansculottismus' zurück, der 1795 im 5. Stück der 'Horen' S. 50—56 erschienen war. — In Anlehnung an Horaz, Epist. I, 1, 2 nennt Wieland sich einen „rude donierten homme de lettres, qui s'est retiré du monde", das heißt einen im Ruhestand lebenden Schriftsteller, der gleich einem ausgedienten römischen Gladiator mit einem hölzernen Rapier beschenkt worden ist. — Sonnenbrüder oder vielmehr Sonnenbrüter: „faule Kerle, die lieber in der Sonne sich brüten als arbeiten, wie es häufig die Ecken- und Marktsteher machen", vgl. Grimm, 'Deutsches Wörterbuch' X Sp. 1642. — Die Nefelokokkygianer stammen aus Nephelokokkygia, d. i. Wolkenkuckucksheim, der Stadt, die Aristophanes von den Vögeln in den Wolken erbauen läßt. — Die vier letzten Dinge sind der Tod, das Tausendjährige Reich, die Auferstehung und das Jüngste Gericht.

5. Die Wendung „au sein de ma famille" ist Jean François Marmontels einaktigem Lustspiel 'Lucile' entlehnt, wo es in Szene 4 heißt: „Où peut- on être mieux qu' au sein de sa famille?" — Den Ausdruck „madre Natura" braucht auch die Herzogin Amalia in einem Briefe an Merck vom 6. Juli 1780, vgl. Deetjen, 'Auf Höhen Ettersburgs' S. 75. — Schah Baham, ein sagenhafter indischer Herrscher, ist eine Romanfigur des französischen Satirikers Crébillon des Jüngeren. Wieland fand an ihr solches Gefallen, daß er sie für seinen 1772 erschienenen Staatsroman 'Der Goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian' verwendete, vgl. K. O. Mayer, 'Die Feenmärchen bei Wieland', 'Viertel-

jahrschrift für Litteraturgesch.' V, 1892, S. 513f. Schah Bahams Ausspruch: „N'est-ce pas de la morale que vous me débitez là?" findet sich in etwas veränderter Form im 1. Kapitel der „conte morale" Crébillons 'Le Sopha', wo es heißt (vgl. S. 18 der Brüsseler Ausgabe von 1885): „Mon cher ami, dit alors le sultan [Schah Baham], Mahomet me pardonne, si ce n'est pas de la morale, que ce que vous venez de me dire". Zu Wielands Bemerkung „Schah Baham, mein Liebling unter den Sultanen" siehe die Anmerkung zu seiner ebenfalls 1772 erschienenen Schrift 'Gedanken über eine alte Aufschrift' (Hempelsche Ausgabe der Werke 32, 45 Anm. 2, vgl. dazu Seuffert, Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. II, 1889, S. 580): „Ich pflege, wenn ich einen Sultan nöthig habe, gerne den ehrlichen Schah Baham zu citieren, weil er mir das Ideal eines ächten Sultans und einer der lehrreichsten und kurzweiligsten Charaktere, die ich kenne, zu sein dünkt." Beispielsweise hat Wieland den Schah Baham auch im 3. Kapitel des 2. Buches der 'Abderiten' redend eingeführt. — Magnalien: große Dinge. Gemeint sind vier Hochzeiten innerhalb der weimarischen Gesellschaft, die alle am 21. Mai 1798 stattfanden. Es verheiratete sich der wohlhabende holsteinische Rittergutsbesitzer Johann Rudolf v. Ahlefeld mit dem jugendlichen Fräulein Charlotte Sophie Luise Wilhelmine v. Seebach, der jüngsten Tochter des großbritannischen Obersten Alexander Christoph v. Seebach auf Stedten, die älteste Schwester der Braut Amalia Constantine Luise Henriette mit Karl v. Stein auf Klein-Kochberg, dem ältesten Sohne Charlottens v. Stein, ihr jüngster Bruder, der Hof- und Jagdjunker Ludwig Ernst Rudolf Gustav v. Seebach mit Karoline Christiane Auguste v. Beulwitz; endlich der Hofjunker Heinrich Ferdinand v. Breitenbauch mit Dorothea Elisabeth Wilhelmine v. Oldershausen. Die fünfte Eheschließung, die Wieland als eine „antidiluvianische" (d. i. vorsintflutliche) Freyerey bezeichnet, wird die im Februar 1798 erfolgte Heirat des damals vierundfünfzig Jahre alten Majors v. Knebel mit der siebzehnjährigen Kammersängerin Luise Rudorff sein. — alle Fehde in der Welt nun bald ein Ende haben wird: aus Strophe 1 des Liedes „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" von Nikolaus Decius. — Das aus Barras, Rewbell, Larevellière-Lepaux, Letourneur und Carnot bestehende Pariser Direktorium hatte die Absicht, die Schweizer Kantone zu beseitigen und Helvetien in einen Einheitsstaat zu verwandeln. Um die diesem Plane widerstrebenden Schweizer Behörden gefügig zu machen, rückten französische Truppen im März 1798 über Freiburg und Solothurn bis Bern vor, vgl. K. Dändliker, 'Gesch. der Stadt und des Kantons Zürich' 3, 100ff. — Wenn diese nicht redeten: nach Luc. 19, 40. — Von Wielands politischen Gesprächen war das erste der 'Gespräche unter vier Augen' im 2. Stück des 'Neuen Teutschen Merkur' von 1798 (Februar) erschienen. Fünf weitere Gespräche folgten im nämlichen Jahrgang. Diese politischen Darlegungen Wielands wurden allgemein wenig günstig aufgenommen,

vgl. Goethe an Schiller 2. Mai 1798 und dazu Düntzer, 'Freundesbilder' S. 374f. — eine Art politischer Lieder: nach 'Faust' Vers 2092. Die Lukianstelle, auf die Wieland sich beruft, um sein Politisieren zu rechtfertigen, findet sich 'Somnium sive vita Luciani', 15. — Der liebenswürdige, hochbegabte schwedische Legationssekretär Carl Gustaf v. Brinkman, der auch als Dichter unter dem Decknamen Selmar hervorgetreten ist, hielt sich, auf der Durchreise nach Paris begriffen, im Februar 1798 einige Zeit in Weimar auf, vgl. Goethe, Tageb. 2, 199; Gespräche[2] 1, 264f. und dazu Leitzmann, Goethe-Jahrbuch 17 (1896), 42f.; Gräf, 'Goethe. Skizzen zu des Dichters Leben und Werken', Leipzig 1924, S. 14ff. Von der schwärmerischen Verehrung, die Brinkman schon in jungen Jahren für Wieland hegte, zeugt ein im Besitze der Sächsischen Landesbibliothek befindlicher Brief (Mscr. Dresd. h 43 Bd. I Nr. 51), den Brinkman als Hallischer Student am 18. August 1788 an Wieland richtete. — Edward Gibbons 'Memoirs of his life and writings' waren 1796 im ersten Bande seiner 'Miscellaneous works' erschienen. — Geh. Rat v. Einsiedel, der Vater des Kammerherrn, wie sein Sohn Friedrich Hildebrand geheißen, hauste auf Burg Lumpzig im Altenburgischen; er war durch zerrüttete Familienverhältnisse 1781 in einen Zustand geistiger Unzurechnungsfähigkeit versetzt worden (vgl. Goethe an Karl August 7. Nov. 1781). — Wolfgang Gottlob Christoph Freiherr von und zu Egloffstein war seit 1794 Kammerherr und Hofrat in Weimar; siehe Brief 12.

6. Barometer und Thermometer spielten bei Wieland eine große Rolle. Vergleiche seinen Brief an Gleim aus Erfurt vom 27. April 1771 ('Ausgewählte Briefe' 3, 48), wo es heißt: „Niemand, leider! auf dem ganzen Erdenrund, England und Schottland und Irland mit eingeschlossen, hängt mehr von Barometer und Thermometer und Hygrometer, von Hitze und Kälte, von Wind und Wetter, Sonnen- und Mondschein, und tausend andern zufälligen Dingen ab als Ihr humoristischer Wieland." — Epiktets weisen Rat ('Enchiridion', 8): „*Μὴ ζήτει τὰ γινόμενα γίνεσθαι ὡς θέλεις, ἀλλὰ θέλε τὰ γινόμενα ὡς γίνεται καὶ εὐροήσεις*" führt Wieland auch in einem Schreiben vom 25. Januar 1797 an, vgl. Böttiger, 'Lit. Zustände' 1, 204. — Böttiger war mit seiner Frau bei seinem Jugendfreunde, dem Gothaer Gymnasialrektor Friedrich Wilhelm Döring, zu Besuch gewesen, vgl. Dörings Brief vom 10. Januar 1799 an Böttiger (Mscr. Dresd. h 37 Quartbd. 34). — Fräulein v. Goechhausen war in den Jahren 1788—1790 im Gefolge der Herzogin in Italien gewesen. — agréments: Verzierungen, Koloraturen. — Rockenphilosophie: scherzhafte Bezeichnung für die philosophische Weisheit, die man in Spinnstuben von alten Frauen zu hören bekommt; vgl. Joh. Georg Schmidts berühmtes Buch von 1718: 'Die gestriegelte Rocken-Philosophie.' — Gegenüber der Wissenschaftslehre und Ich-Philosophie Fichtes, der

1794 als Nachfolger Reinholds an die Universität Jena berufen worden war, nahm Wieland von vornherein einen ablehnenden Standpunkt ein. So schreibt er 1794 an seinen Schwiegersohn Reinhold (vgl. Gruber 4, 205): „Ueberlassen Sie es dem spitzfindigen Sophisten Fichte, eine aus Ich und Nicht-Ich herausgesponnene Wissenschaftslehre und Philosophie zusammenzuweben; lassen Sie ihn sich mit dem ewig vergeblichen Versuch, aufklären zu wollen, was nicht klar zu machen, beweisen zu wollen, was nicht zu beweisen ist, seinen Geist abschächern und seine Zeit verderben." Bezeichnend ist auch die von Wieland Ende Dezember 1797 getane Äußerung (vgl. Böttiger, 'Lit. Zustände' 1, 217), sein Sohn Ludwig könnte ihn zur Verzweiflung bringen, wenn er sich ganz der Fichteschen Ich-Philosophie ergäbe. Mit der Schreibweise „Filosofie" wollte Wieland die Fichtesche Weisheitslehre als „Fadenweisheit" lächerlich machen, vgl. Böttiger, 'Lit. Zustände' 1, 253. Fichte seinerseits sah Wieland über die Achsel an. — Zu der Wendung „in saecula saeculorum" siehe G. Fumagalli, 'L'ape Latina' Nr. 951.

7. Wielands Tochter Juliane (geb. 27. März 1782) war seit 2. Dez. 1799 an den Kammerrat, nachmaligen Kammerpräsidenten Karl Wilhelm Constantin Stichling verheiratet; am 12. Jan. 1801 wurde ihr Erstgeborner Karl Gustav getauft. — „sehr hoch empfinden" bedeutet: „in hohem Grade schmerzlich empfinden", vgl. Sanders, 'Wörterbuch der deutschen Sprache' I S. 770 Sp. 1. — Vanitas vanitatum et omnia vanitas: Ecclesiastes, Prologus 2 der Vulgata (Prediger Salomo 1, 2; 12, 8). — nach advenant: den Umständen nach. — Das südliche Deutschland war während des Jahres 1800 durch das siegreiche Vordringen der französischen Rheinarmee unter Moreau schwer heimgesucht worden. — Wielands vierbändiges Kulturgemälde aus der Blütezeit der griechischen Philosophie: 'Aristipp und einige seiner Zeitgenossen' erschien in den Jahren 1800—1801 bei Göschen in Leipzig.

8. Per majora (scil. vota): durch Stimmenmehrheit. — Der 'Elefant': ein bekannter Gasthof in Weimar am Markte. — rationes decidendi: Entscheidungsgründe.

9. Der Brief spiegelt die große Veränderung wieder, die mit Wieland nach dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin Anna Dorothea, geb. Hillenbrand (gest. 9. November 1801) vor sich gegangen war. Der seelische Druck, der seitdem auf ihm lastete, machte ihm den Umgang mit Menschen zur Pein. — Prêtieren: sich bereit finden lassen. Den nämlichen Ausdruck gebraucht Wieland in einem Briefe an Merck ('Mercks Schriften und Briefwechsel', hrsg. von Kurt Wolff, 2, 130).

10. Um Wieland aufzuheitern, lud ihn seine fürstliche Gönnerin für die Sommermonate des Jahres 1802 nach Tiefurt ein. Wie glücklich

sich der Vereinsamte, von ihrer wahrhaft rührenden Fürsorge umgeben, in dieser ländlichen Idylle fühlte, bekunden die Briefe 10 und 11. Voll Dankbarkeit berichtet er darüber am 1. August an Göschen (vgl. Gruber, 4, 332): „Ich lebe seit Anfang des Juni bei meiner gütigen Herzogin in ihrem Elysischen Tiefurt, welche mit einer, an Personen ihres Standes vielleicht beispiellosen Zartheit, Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaftlichkeit ihr Möglichstes thut, mich zu erheitern und vergessen zu machen, daß ich, ohne meine Alceste (die mir kein Herkules wiederbringt), wohl zuweilen glücklich scheinen, aber nicht glücklich seyn kann", und einige Wochen später am 4. September 1802 an Reinhold (vgl. Keil a. a. O. S. 254): Ich „habe mich von Anfang des Junii bis Ende Augusts größten Theils zu Tiefurt bey der verwittibten Herzogin aufgehalten, wo die Fürstin sowohl als ihre Umgebungen alles ihnen mögliche thun mich aufzuheitern und mir ihr Wohlwollen durch Attentionen und égards zu bezeugen, die ein alter Vater von seinen leiblichen Kindern kaum erwarten dürfte. In dieser gefälligen und auf mancherley Art interessanten Gesellschaft schlürfe ich dann unvermerkt einige Tropfen von jenem Homerischen Nepenthes ein, der wenigstens auf einige Stunden des Tages seine Wirkung thut. Die Herzogin hat mir in der Wohnung ihres Gärtners ein paar ganz bequeme stille Zimmerchen zurichten lassen, worin ich Herr und Meister bin. Die Vormittage und ein paar Nachmittagsstunden sind gänzlich zu meinem beliebigen Gebrauch, und ich bin also so wenig als nur möglich dadurch geniert, daß ich der Commensal einer Fürstin bin. Denn eine bessere in ihrer Art und von ihrem Stande giebt es wohl schwerlich auf diesem Erdenrund." — Zona torrida: die von den Wendekreisen umgrenzte heiße Zone. — Das Gouvernement Astrachan, zu dem die 1765 von Herrnhutern begründete, am unteren Wolgaknie gelegene Niederlassung Sarepta gehört (vgl. Friedrich Dukmeyer, 'Die Deutschen in Rußland', S. 52), ist einer tropischen Sommerhitze ausgesetzt. — Die im Ikarischen Meere gelegene Insel Patmos ist als Verbannungsort des Evangelisten Johannes bekannt. — zu beneiden bin ich unfähig: ähnlich am 26. November 1796 an seine Tochter Sophie (vgl. Keil a. a. O. S. 225): „Du weißt, daß ich beynahe zu keiner Untugend weniger aufgelegt bin als zum Neid." — Tu l'as voulu: Molière, 'George Dandin', Schlußszene des 1. Aktes. — das Todte Meer: der Aufenthaltsort der Teufel nach dem 10. Gesange des Klopstockschen 'Messias'. — Frohnvoigt: die Gemeinde Oßmannstedt hatte sich bei Wielands Gutskauf ausbedungen, daß die bisherigen Frohndienste der Bauern künftig aufhören sollten, vgl. Keil a. a. O. S. 234 f. und Gruber 4, 308. — Seine 1802 begonnene Übersetzung der 'Helena' des Euripides veröffentlichte Wieland 1805 im ersten Bande des von ihm in Verbindung mit Hottinger und Jacobi herausgegebenen 'Neuen Attischen Museums' (S. 47—158). — Henriette, genannt Käle: Verspottung der thüringischen Aussprache des Necknamens „Kehle" des Fräuleins v. Wolfskeel (siehe zu Brief 2). — dem Eremiten: Einsiedel.

11. L'hombre hatte Wieland in Biberach gelernt. Seitdem spielte er es leidenschaftlich gern, vgl. Böttiger, 'Lit. Zustände' 1, 195 und 217. — Pomona: die römische Göttin der Baumfrüchte. — Euripides: siehe die Erläuterungen zu 10. — Die Redensart „Divino (eigentlich Dolce) far niente" geht auf die Pliniusstelle (Ep. VIII, 9, 1): „Illud iners quidem, iucundum tamen nihil agere" zurück.

12. Die 'Nouvelle Bibliothèque universelle des romans anciens et modernes' erschien seit 1798 in Paris. — Von der Rahmenerzählung 'Das Pentameron von Rosenhain' erschien 'Narcissus und Narcissa' in Viewegs 'Taschenbuch für 1803', 'Rosalie und Hulderich oder die Entzauberung' und 'Die Novelle ohne Titel' in Wilmans 'Taschenbuch für das Jahr 1804', 'Freundschaft und Liebe auf der Probe' und 'Die Liebe ohne Leidenschaft' in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen 'Taschenbuch auf das Jahr 1804'. — Seines Arztes, des Hofmedikus Wilhelm Ernst Christian Huschke, Trefflichkeit rühmt der Dichter in einem Briefe an Göschen vom 21. Januar 1793, vgl. Gruber 4, 116f. — siebzigjährigen Organismus: Wieland war am 5. September 1802 neunundsechzig Jahre alt geworden. — Über das Auftreten der berühmten Sängerin Gertrud Elisabeth Mara geb. Schmehling (1749 bis 1833) in Weimar im Jahre 1803 siehe Georg Christoph Grosheim, 'Das Leben der Künstlerin Mara', Cassel 1823, S. 51f. — poulet: Liebesbriefchen. — „auf bloße Prosa verdient" bedeutet wohl soviel wie „mit bloßer Prosa erworben". — Über die hier erwähnten, Mitte Januar 1803 in Weimar umlaufenden Gerüchte, die von einer Erkrankung Goethes wissen wollten, ist anderwärts nichts bemerkt. Man trägt Bedenken, die Deutung auszusprechen, die man der Anspielung notwendigerweise dann geben muß, wenn man sich erinnert, welcher Krankheit die Satiriker des 18. Jahrhunderts den Verlust der Nase zuzuschreiben pflegen. Hafen Slawkenbergs Erzählung vom Vorgebirge der Nasen lesen wir in Kapitel 86 des Laurence Sterne'schen Romans 'The life and opinions of Tristram Shandy', der nach Böttiger ('Lit. Zustände' 1, 166) zu Wielands Lieblingsbüchern gehörte. — Heinrich XLIII. Reuß (1752—1814), der Linie Reuß-Köstritz angehörend, war nach dem Tode seines Vaters Heinrich VI. († 1783) zur Regierung gelangt. Er hatte 1802 seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt und war mit Gattin und Kindern (2 Söhnen und 2 Töchtern) am 31. Okt. 1802 bei Hofe präsentiert worden. — Als Friedrich der Große im Juni 1786 infolge schwerer Diätfehler dem Tode nahe war, ließ er den ihm schon von früher her bekannten, mit Wieland befreundeten Arzt Johann Georg Zimmermann an sein Krankenbett rufen. Da jedoch der König von einer mäßigen Lebensweise nichts wissen wollte, half auch der ihm verordnete Löwenzahnsaft nichts, vgl. R. Ischer, 'Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke', Bern 1893, S. 180f., und Gaston Vorberg, 'Archiv f. d. Gesch.

der Naturwissenschaften' VI (1913), S. 407ff. — Über Platos Bezeichnung des Körpers als ὄχημα τῆς ψυχῆς vgl. Tim. 41 E (cap. XIV) und 69 C (cap. XXXI) und dazu Eisler, 'Wörterbuch der philos. Begriffe' II² S. 307. Vom ὄχημα seiner Seele schreibt Wieland auch am 4. August 1797 an Gleim ('Ausgewählte Briefe' 4, 160). — 'Menander und Glycerion' erschien 1803 in Cottas 'Taschenbuch für 1804'. — Der im zweiten Jahrhundert v. Chr. lebende Aristides der Milesier verfaßte sechs Bücher erotischer Novellen, die er nach dem Schauplatz ihrer Handlung Μιλησιακά nannte (vgl. Pauly-Wissowa, 'Real-Encyclopädie d. class. Altertumswissenschaft' II Sp. 886). Das milesische Märchen 'Daphnidion', das Wieland später noch schrieb, kam zu den fünf Erzählungen des 'Pentameron' (siehe oben) nachträglich als sechste hinzu, und so wurde aus dem ursprünglichen 'Pentameron' ein 'Hexameron von Rosenhain'. Es findet sich in dem 1805 bei Göschen erschienenen 38. Bande der sämtlichen Werke. — Die Favoritin König Salomos ist die Sulamith des Hohen Liedes. — bavardage: langweiliges Geschwätz. — Geheimen Rath und Oberhofmeister: diese Würden waren dem Kammerherrn Friedr. Hildebrand v. Einsiedel durch herzogliches Dekret vom 7. Dezember 1802 übertragen worden. — der neue Hofmarschall: Wolfgang Gottlob Christoph v. Egloffstein, bisher Kammerherr und Hofrat (siehe Brief 5), war durch Dekret vom 7. Dezember 1802 zum Hofmarschall ernannt worden. Er war vermählt mit Karoline, geb. Freiin von Aufseß; seine Schwester Henriette hatte 1788 einen Vetter aus dem gräflichen Zweige der Familie, den Grafen Leopold v. Egloffstein in Erlangen, geheiratet, die Ehe wurde Sommer 1802 geschieden. — Über Wielands Verehrung für Herder und dessen Gattin vgl. besonders Düntzer, 'Freundesbilder aus Goethes Leben' S. 323f. und 377, sowie Wieland, 'Ausgewählte Briefe' 4, 55, 102f. und 110.

13. Spinther familiaris dürfte der Deckname für den mitteilsamen Meister Ubique Böttiger sein, der sich um den Weimars Leben und Treiben entrückten greisen Dichter in seiner Art ebenso verdient machte wie P. Cornelius Lentulus Spinther um den in der Verbannung lebenden Cicero. — Das von Goethe während der ersten Monate des Jahres 1803 in aller Stille zum Abschluß gebrachte Trauerspiel 'Eugenie' oder 'Die natürliche Tochter' wurde Sonnabend, den 2. April 1803 erstmalig aufgeführt. Über die Aufführung sollte bis zuletzt möglichstes Stillschweigen beobachtet werden. Schiller am 28. März 1803 an Körner: „In dieser Woche kommt von Goethe selbst ein neues Stück 'Die natürliche Tochter' auf unsere Bühne, von dem Du aber nicht eher sprechen mußt, bis es öffentlich bekannt ist." — Wenn Wieland Friedrich Schlegels zweiaktiges Trauerspiel, 'Alarcos', das Goethe am 29. Mai 1802 in Weimar aufführen ließ, eine possierlich-tragische Tragödie nennt, so trifft er mit Körners Urteil zusammen (an Schiller 9. Juni 1802): „Man sieht, es war völliger

Ernst, seine ganze Kraft aufzubieten — und doch hat das Ganze so etwas Possierliches, daß man oft versucht wird, es für eine Parodie zu halten", vgl. dazu Haym, 'Die romantische Schule'[4], S. 734. — Die 'Braut von Messina' war am 19. März 1803 gegeben worden. — Der griechische Bildhauer Polyklet schuf in seinem 'Doryphoros' das Vorbild für alle späteren Athletendarstellungen, vgl. A. Mahler, 'Polyklet und seine Schule', Athen und Leipzig 1902, S. 30.

Eine wiederaufgefundene Wielandbüste Ludwig Klauers

Von Eduard Scheidemantel (Weimar)

Paul Weizsäcker hat das Verdienst, die erste grundlegende Übersicht über „die Bildnisse Wielands“ gegeben zu haben ('Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte' N. F. 1893, Sonderabdruck Stuttgart, W. Kohlhammer, 1893). In der 'Nachlese zu den Bildnissen Wielands' (ebenda 1898) konnte er als Gewinn seiner ersten Veröffentlichung die Klärung mancher Fragen und wertvolle Nachweise in bezug auf die Porträts von May, Graff und Tischbein buchen. Dabei gab er der Hoffnung Ausdruck, daß mit der Zeit noch andere Originalgemälde sowie das Medaillon des älteren Klauer von 1781 und die Büste des jüngeren Klauer von 1805 zum Vorschein kommen möchten.

Auch 1902 ('Neue Funde, alte Wünsche, Wielandbilder betreffend'. Allg. Zeitung 1902, Beilagen 2 S. 116ff.) mußte er unter dem noch Fehlenden dieselben Arbeiten von Martin Klauer und seinem Sohne Ludwig aufzählen.

Heute gehören diese nicht mehr zu den vermißten Bildnissen Wielands. Das Medaillon Martin Klauers von 1781 hängt seit langem in der Weimarer Landesbibliothek über der bei Weizsäcker ('Die Bildnisse Wielands' S. 15) abgebildeten Wielandbüste desselben Meisters. (Vgl. dazu die Anzeige im 'Teutschen Merkur' 1781 S. 95.)

Die Wielandbüste aber von Ludwig Klauer, dem Sohne Martins, aus dem Jahre 1805 ist jetzt im Besitz des Weimarer Schillerhauses, nachdem ein glücklicher Zufall sie mir aus den

Restbeständen der Nachlassenschaft Bertuchs zugeführt hat. Sie wurde durch eine Anzeige im 'Journal des Luxus und der Moden' (Novembernummer 1805) für den Preis von 4 Rthlr. in den Handel gebracht. Es heißt dort: „Unser würdiger Wieland, dessen heiteres Geburtsfest, im frohen beglückenden Kreise seiner Kinder und Enkel gefeiert, uns abermals ein Bote froher Hoffnung war, entschloß sich bei Anwesenheit des Doctor Gall [der während eines zwölftägigen Aufenthalts in Weimar vom 6.—18. August Vorlesungen über seine Schädellehre hielt], von letzterem darum gebeten, sich abformen zu lassen. Nach dieser wohlgelungenen Form ist die Büste gearbeitet, die folglich in allen Teilen und Verhältnissen die größte Ähnlichkeit hat." Eine ziemlich gleichlautende Anzeige findet sich in 'Der Freimütige' 1805, Nr. 261, wo noch besonders betont wird, daß „die Büste auch nach Schadows bisher unübertroffener Büste nicht überflüssig sein kann."

Über die Entstehung der Büste erfahren wir Genaueres durch den Brief Wielands an Göschen vom 12. September 1805 (zuerst veröffentlicht von Weizsäcker nach Mitteilung Seufferts): „Es ist unter Dr. Galls Direktion und mit dem Beistand einiger Künstler und Kunstfreunde eine Gipslarve über meinen Kopf fabriciert worden, über welchen sodann der hiesige Bildhauer Klauer eine Büste modelliert hat, welche natürlicher Weise an Gleichheit alle bisherigen übertrifft."

Neben der Wielandbüste wurde durch dieselben Anzeigen auch eine Büste Schillers von Klauer empfohlen. Das 'Journal' weiß darüber zu berichten: „Der unvergeßliche Schiller wurde gleich nach dem Tode geformt, und nach dieser Maske ist die Büste verfertigt, die uns das Bild des so früh entrissenen Sängers der Nation treu aufbewahrt."

Eine solche Büste befindet sich im Weimarer Schloßmuseum. Sie ist zwar nicht aus Gips, sondern aus gebranntem Ton. Genaue Vergleiche mit der Totenmaske lassen es aber unzweifelhaft erscheinen, daß wir hier die angekündigte Büste Ludwig Klauers vor uns haben. Irrtümlicherweise wurde sie bisher allgemein für ein Werk des schon 1801 gestorbenen Martin Klauer angesehen, so von Wilhelm Bode ('Stunden

mit Goethe', 5. Band 4. Heft, Abbildung nach S. 288), ebenso von Karl Bauer in seiner Abhandlung über „Schillers äußere Erscheinung" im Marbacher Schillerbuch (3. Band S. 284).

Eine klare Scheidung der Arbeiten von Martin und Ludwig Klauer tut überhaupt not. An der Hand der in meinem Besitze befindlichen Geschäftsbücher der Familie Klauer wird sie in vielen Fällen möglich sein. Nach diesen Geschäftsbüchern sind Büsten Schillers überhaupt erst seit Ende 1805 verkauft worden. Es kann sich dabei also nur um die Büste von Ludwig Klauer handeln. Die Nachfrage war so groß, daß an einige Bezieher gleich drei und vier Gipsbüsten geschickt werden mußten. Man darf daher hoffen, mit der Zeit noch das eine oder andere gut erhaltene Stück dieser Abgüsse wieder auffinden zu können. Einen reinen Genuß gewährt die Büste freilich nicht. Dem Künstler ist es nicht gelungen, die Totenmaske mit lebendigem Geiste zu erfüllen, so daß sie etwas Starres im Ausdruck behalten hat und das Wort Goethes bestätigt: „Der Tod ist ein mittelmäßiger Porträtmaler."

Ganz anders geartet ist die Büste des 72jährigen Wieland. Es war ja auch ein lebendes, offenbar sehr geduldiges Modell, das sich abformen ließ. Der Abguß war so vorzüglich gelungen, daß Ludwig Klauer sich jeder Nacharbeit daran enthielt, um nichts von den feinen Einzelheiten, den Gesichtsfalten und Altersfurchen zu zerstören. Nur die Augen hatte er zu öffnen und mußte dabei bestrebt sein, den lebensvollen Eindruck des naturgetreuen Abgusses zu wahren. Das ist ihm nach dem Urteil sachverständiger Künstler, die ich als Begutachter zu Rate gezogen habe, durchaus geglückt. Der Abguß gab indes nur das Gesicht wieder. Das Übrige: die obere Stirn, den Schädel mit Hinterkopf und Haar, die Fortsetzung des Halses zur Brust hin und diese selbst hat Klauer hinzugetan. Hier merkt man die mehr ins Allgemeine gehende Arbeit des Künstlers. Die Ansatzstellen, wo der Abguß endet und die Arbeit des Künstlers beginnt, sind an der erhaltenen Büste deutlich zu erkennen.

Der Gesamteindruck ist überraschend. Unmittelbarster Wirklichkeit sieht man sich gegenüber. Die Anpreisung im 'Journal'

sagt nicht zuviel, wenn sie der Büste größte Ähnlichkeit in allen Teilen und Verhältnissen nachrühmt. Der liebenswürdige alte Wieland ist zum Sprechen ähnlich. Genau so hat er im August des Jahres 1805 ausgesehn.

Das Gegenstück zu dieser Wielandbüste Ludwig Klauers aus klassischer Zeit ist die Goethebüste von Karl Gottlob Weißer, wohl 1808 vollendet. (Vgl. dazu: 'Die Bildnisse Goethes' von Ernst Schulte-Strathaus, S. 46 f.). Über ihre Entstehung schreibt Goethe am 27. Februar 1820 an Sulpiz Boisserée: „Es sind wohl sechs und mehr Jahre, daß ich Gall zu Liebe, der bei uns einsprach [Oktober 1807], meine Maske abformen ließ; sie ist wohl geraten, Weißer hat sie nachher aufgesetzt und die Augen geöffnet . . . Die Formen sind hier ganz genau, Geist, Leben und Liebe muß ja ohnedem der Künstler hineinstiften."

Wir haben also hier denselben Vorgang wie bei der Wielandbüste, allerdings nicht mit demselben Ergebnis. Goethe war nicht ein gleich geduldiges Modell wie Wieland. „Meinen Sie denn," sagte er zu Kräuter, „daß es ein Spaß ist, sich das nasse Zeug ins Gesicht streichen zu lassen, ohne eine Miene zu verziehen? Da ist's eine Kunst, nicht noch viel unwirscher auszusehen."

Das Unbehagen Goethes während des Abformens merkt man der Büste an. Wieland hat keine Miene verzogen, als wenn der Künstler ihm ein „Nur freundlich!" zugerufen hätte.

Diese nach dem Leben geformte Wielandbüste hat Ludwig Klauer zur Grundlage für eine weitere Überarbeitung genommen. Das beweist eine Wielandbüste auf der Weimarer Landesbibliothek aus gebranntem Ton, die offenbar von ihm und nicht von seinem Vater herrührt. In den Maßen, in Ausdruck und Haltung stimmt sie mit jener völlig überein. Das Samtkäppchen auf dem kahlen Haupte bedeutet keine wesentliche Abweichung. Nur haben alle die erwähnten Feinheiten des Abgusses der glättenden Hand des Künstlers weichen müssen, der die großen Linien und Flächen betonte. Als künstlerische Leistung ist die Büste nicht gering einzuschätzen und wohl geeignet, uns Achtung vor dem Können des Sohnes von Martin Klauer einzuflößen.

Eines Deutsch-Böhmen Besuch in Jena und Weimar

Aus Anton Dittrichs Tagebuch

Mitgeteilt von Alois John (Franzensbad)

Zu den vielen interessanten und bedeutenden Persönlichkeiten, die Goethe während seines Aufenthaltes in den deutschen Kurorten Böhmens kennenlernte, gehört der Zisterzienser Ordenspriester des Klosters Ossegg bei Teplitz Professor Anton Dittrich vom Gymnasium in Komotau (geboren 22. Juli 1786, zum Priester geweiht am 25. August 1810 in Leitmeritz und seitdem Professor des Stils am Gymnasium in Komotau, gestorben am 18. Mai 1849 in Prag).

Dittrichs Beziehungen zu Goethe hat August Sauer behandelt: 'Goethe und Österreich', 2. Teil ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' 18. Band), S. LXVIII, 290—295. Goethe ist dem jungen Geistlichen zuerst im Juli 1813 in Teplitz begegnet; über ein Gespräch, das beide am 16. Juli miteinander über Dichtkunst und Unterricht gepflogen, hat Dittrich wertvolle Aufzeichnungen gemacht (Sauer S. 392 f.). Am 28. August 1818 wurde die Bekanntschaft in Karlsbad erneuert (Goethes Tagebuch 28. 8. 1818: „Prof. Dietrich, von Comotau"). Im September desselben Jahres trat Dittrich eine Reise nach Thüringen an, die ihn auch nach Jena und Weimar führte. Er hat darüber ein Tagebuch hinterlassen, das, über 40 Seiten in Kleinoktav umfassend, sich im Archiv des Stiftes Ossegg befindet. Was darin auf Goethe und seinen Weimar-Jenaer Kreis Bezug hat, wird, mit gütiger Erlaubnis des Herrn Prof. Eugen Fischer in Komotau, hier zum ersten Male bekanntgegeben.

Tagebuch einer Reise durch einen Theil Norddeutschlands im September und October 1818

Carlsbad. Am 28. August 1818.

Mit sanfter, auffordernder Humanität empfing mich der 69jährige Herr Geheimrath v. Goethe, vernahm mit sichtbarem

Vergnügen meinen Entschluß, Jena und Weimar zu sehen, erkundigte sich nach meiner Lage, Geschäften, Wirkungskreis mit Theilnahme und versprach mir nach Jena eine Empfehlungskarte, welche er mir nachmittags, nachdem ich wieder zu ihm beschieden war, wirklich übergab.

Wie entzückt und erhoben sitze ich da, die liebevollen Kraftworte des Herrlichen überdenkend, mit welchen er mir Nutzen und Genuß der Reise andeutete, beyden Reisezwecken Vorschub versprach, auf manches schon im vorhinein aufmerksam machte und mir vorzüglich auftrug, jeder Besprechung Zweck im voraus zu fixiren.

Die Karte lautet:

> Hrn. Prof. Dietrich von Komotau wird Hr. Dr. Weller zu Jena freundlichst aufnehmen und den dortigen lieben und werten Personen in meinem Nahmen vorstellen.
>
> C. B. den 28. August 1818. Goethe.

Unwillkürlich geriethen wir auf die Betrachtung dichterischer Kunstwerke. Wie glücklich war ich, in meiner Seele zu finden, was er über sein Genre aussprach! Vor 5 Jahren hatte ich einige Worte mit ihm darüber gewechselt, und alles kam wieder wie damals. Beynahe gerieth ich in die Verlegenheit zu denken und wiederhohle[n], was ich damals, ihn und Schiller parallelisirend, aussprach. „Ich suchte", sprach er, „immer einem Gedichte die zugehörige Quantität Ballast zu geben, damit sich das Reale mit dem Ideellen in Harmonie und Gleichgewicht setze." Zu Ostern gedenkt er ein Bändchen Gedichte zu liefern, welches den Geist des Morgen- und Abendlandes athmen soll und darum den Titel: 'Ostwestlicher Divan' führen solle.

Am 5. September trat ich mit Vorwissen und Bewilligung meiner Behörden die Reise nach Löblichau im Altenburgischen an.

Jena, am 25. September. Freytags.

Heut gebe ich einen Brief an Herrn Dobrauer [Jakob Dobrauer Edler von Treuenwald war Bürgermeister in Komotau] auf die Post, der morgen abgeht. Ich schilderte ihm die

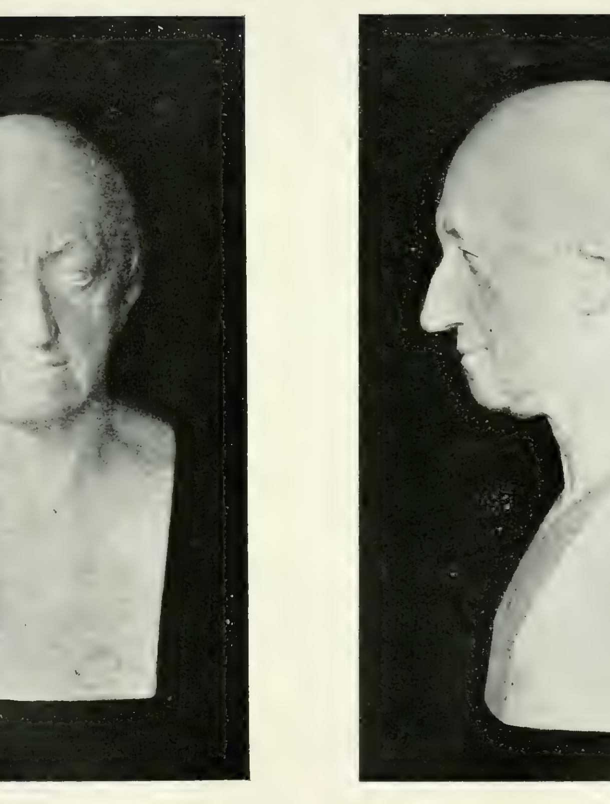
Jenaer Studenten, die Akademie, die Bibliothek, das Herzogliche Museum.

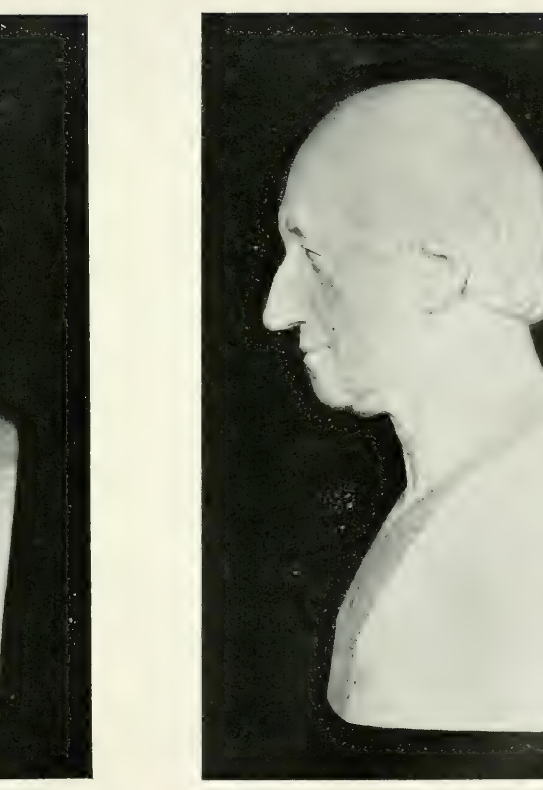
Unter meine Bekannten zähle ich nun: Herr Major v. Knebel, Goethes Schwager, der durch eine Übersetzung der Hälfte Properzens und andere Schriften bereits bekannt ist und eine Übersetzung von Lukanus vollendet hat, an der er über 20 Jahre gearbeitet und gebessert zu haben erzählte; Göschen und Cotta wollen selbe übernehmen, aber er habe keine Freude daran, weil er Geschmacklosigkeit an älterer Philologie bemerkt zu haben behauptet.

Ferner Herr Hofrath Prof. Luden, von dem ich sehr freundlich aufgenommen wurde; aber da er mit dem Baue seines Hauses beschäftigt war, konnte mir nur seine freundschaftliche Seite leuchten. Wissenschaftlich war ein Gespräch mit Prof. Bachmann, einem jungen Manne von etwa 38 Jahren, ohne daß ich eine neue Ansicht erzielte. Kunst und Physiologie war der Gegenstand unsres Gesprächs. Herr Dr. Weller ist ein freundlicher junger Mann . . . der viel Gefälligkeit für mich hat.

[In dem Briefe an Dobrauer schreibt Dittrich:]

Ich habe erst einen Tag in Jena verlebt und doch schon so viel genossen und erfahren, daß ich bloß davon Bögen füllen könnte. Was hier zuerst auffällt, ist der Student. Kaum können Sie sich einen Begriff machen von der Wildheit dieser Leutchen. Jena hat ungefähr 800 Häuser, und die 700 Studenten machen den vorzüglichsten Erwerbszweig der Bürger aus. Da alle Collegia frey sind und nur jener Professor gute Einkünfte hat, welchen viele frequentiren, so beschränkt nichts den tobenden Muthwillen der Jungen. Es ist halb neun Abends, und viele haben sich schon zerstreut, weil eben ihre Ferien beginnen, doch ist vor meiner Wohnung auf dem Markte ein Singen und ein Schreyen, daß mir die Ohren gellen. Früh verzehrten etliche ganz gemächlich ihr Frühstück auf dem Platze, und über Tags gehn Sie wohl kaum darüber, ohne daß Ihnen welche mit anderthalb Ellen langen Pfeifen rauchend begegnen; unter den 50, die ich beyläufig sah, traf ich wohl kaum 10 ohne dieses Ehrenzeichen. Sie tragen sich Kissen auf den Platz heraus und singen, jubeln und jodeln und rauchen darauf. Hier könnten





Christoph Martin Wieland. Büste von Ludwig Klauer (1805)



unsere jungen Helden noch vieles profitiren. Indessen sind sie im Umgange sehr artig; ich kam mit einigen in Berührung und ward mit zuvorkommender Höflichkeit behandelt. Einer führte mich auf Herrn Dr. Wellers Auftrag bey einigen Professoren auf und opferte mir so den ganzen Nachmittag. Ersterem bin ich durch Herrn Geheimrath v. Goethe empfohlen, und durch ihn sah ich den Herzoglichen und den akademischen Garten, die Bibliothek und das Mineralien-Gebäude — muß man sagen — nicht-Cabinet. In botanischer Hinsicht werde ich zwar in Weimars Belvedere mehr genießen, das ich in 3 Tagen zu sehen hoffe, aber was Mineralien betrifft, sah ich nichts Vorzüglicheres.

Unter den interessanten Männern, die ich hier kennen lernte, interessirte mich vorzüglich Herr Major v. Knebel, Goethes Schwager, ein vorzüglich in den Alten lebender 72jähriger Greis, bekannt mit der neuesten Literatur aller Nationen und höchst unzufrieden mit den dichtenden Deutschlingen unserer Zeit. Unser Gespräch über die Alten nahm ihn so für mich ein, daß er mir das Compliment machte, er würde wieder aufleben und sich verjüngen, wenn ich in seiner Nähe lebte.

Weimar, am 27. September. Sonntags.

Um Eichstädts und Wielands Bekanntschaft bin ich gekommen, weil ich sie nicht zu Hause fand. Aber eine Gelegenheit nach Weimar fand sich, die ich sofort benützte, mit welcher ich nun über Kapellendorf, Jungfernstädt auf einer Chaussee von 1—4 nach Weimar gelangte.

Ich durchging, nachdem ich im 'Erbprinzen' meine Stube hatte, den Herzoglichen Park, der, voll Abwechslung durch Hügel und Ebene, Gehölz und Wiesen, Pfad und Wasser (Ilm), Grotten, Monumente, Gebäude, einer der herrlichsten ist, die ich sah. „Genius hujus loci“: die Schlange um den Altar, gerundete Brötchen verzehrend — wie klassisch! Dann ins Theater, wo eben 'Tancred' gegeben wurde. Das Theater ist nicht groß, doch so herrlich und berühmt an Bauart, so schön an Decoration, daß ich nichts Herrlicheres sah.

Weimar, 28. September. Montags.

Zu bemerkende Gegenstände für heute: die Gymnasialprüfung, Goethe und das Theater.

Herr Geheimrath und Staatsminister Goethe empfing mich mit traulicher Herzlichkeit. Unser Gespräch betraf einen Lehrgegenstand. Begriff und Erklärung der Stilistik und Poetik gefiel ihm, aber nun machte er mich aufmerksam, daß ich bey der Classification der Form, die allerdings nicht unwesentlich wäre, nur die 3 Hauptformen Lyrik, Epik und das Drama gelten lassen solle. In Beziehung auf andere Producte sprach er: „Die Welt ist groß, jeder darf sich auf seine Weise vergnügen." Der Dichter, der nicht lyrisch, episch oder dramatisch ist, neigt sich zur Rhetorik [?] außer er [?] verschmilzt die Form selbst auf mancherlei Weise.

Beym zweyten Trunk Rheinwein trank er auf die Dauer unserer Freundschaft, stellte mich als seinen Freund aus Böhmen den Seinigen vor, zeigte mir herrliche Gemälde, seine Büsten, welche sämtlich in Weimar gefertigt worden, worunter Herder, Rubens' Malereyen aus einer römischen Kirche (Copie) und den überraschend herrlichen Blick ins Grüne durch eine in den Garten zunächst in eine Laube führende Thür.

Morgen geht's nach Erfurt und Gotha, dann bin ich zu ihm geladen. Nach anderthalb Stunden ging ich von ihm ins Theater, wohin zu gehen er mich aufgefordert hatte. Dort wurde 'Romeo und Julie', nach Shakespeare und Schlegel von ihm bearbeitet, gegeben.

Weimar, 2. October. Freytags.

. . . kam [von Gotha] sehr müde um 5¼ in Weimar an, meldete mich nach Auftrag bey Goethe, der mich morgen zur Tafel bittet.

Weimar, am 3. October. Samstags.

Ein ungemein genußvoller Tag. Belvedere, Goethe, Theater gaben mir sehr viel Freude.

Jeder Schritt nach Belvedere durchdrang mich mit Ahnungen der Geistesnähe eines Herders, Schillers, Wielands u. a.,

welche hier so oft ihre Götterstunden feyerten. Ich sah das Hauptgebäude, ist von den Prinzessinnen Maria und Augusta sammt Gouvernante Sylvestre und Oberhofmeisterin Hopfenberg bewohnt, und da diese aber ausgegangen waren, ging ich die mit fürstlicher Pracht und Seltenheiten geschmückten Zimmer und Säle durch. Schöneres läßt sich kaum etwas denken als der Prospect vom Belvedere. Nun ging ich in den Garten. Der gefällige Garteninspector gab mir sogleich einen kunstverständigen, da conditionirten Gärtnerbursch (Büchsenschütz aus Waldeck gebürtig) mit, und ich sah, was ich in botanischer Hinsicht nie gesehen hatte. Eine schöne Roßkastanienallee führt am und aus dem herrlichen Herzoglichen Park dahin vor Oberweimar und vorüber. Im [Weimarer] Parke bemerkte ich auch ein schönes Gartenhaus, in dessen Halle ein Springbrunnen mit einem ovalen Becken, geschmackvoll mit Musen und Attributen ausgeziert, den Fels mit dem Marmor, worauf: „Friederico Dessaviae principi," und ein kleines von mir nicht verstandenes Monument: ein kleiner, oben gerundeter Stein mit dem Bildniß eines Löwen in Basrelief und darunter: „Remember Leo." Besucher des Parkes haben ihre Namen dahin geschrieben, worunter ich freudig die Brüder Malik aus Töplitz 1808 bemerkte. Auch die katholische Kirche ist in dem Park, es wird daran gebaut. Sehr reizend durchfließt dessen Wiesen in der Niederung die Ilm.

Von Goethe wurde ich fast traulich empfangen; er hatte Lustparthien im Sinne, die ich nur durch die Abreise morgen vereitelte. Sein Sohn scheint ein fester, feurig fühlender, kräftiger junger Mann zu seyn, mir erschien er sehr liebenswürdig. Wir wechselten Andenken im Stammbuche und gelobten Freundschaft. Ich schrieb: „Non omnis moriar alibi". Dessen Frau ist ein kleines, munteres, liebes Wesen mit hellem Blicke. Ihre Schwester dagegen, Stiftsfräulein, eine größere, derbere, fernige Schönheit mit dem herrlichsten Teint, sonst wohl etwas phlegmatisch: Grund die Dicke.

Hier lernte ich in dem Inspector von Berka einen fertigen Flügellisten [?] kennen; wir sangen Tomaschek, 'Goethes Lieder', 1. Heft. Bey Tische munter und unbefangen, nach

Tische Spaziergang in den Garten, die antike Heilige, Unterbrechung, Abschied — und ich vergaß mit Goethe auf seine Gedichte.

'Sargino' ward ziemlich gegeben, leer ist der Text, doch treffliche Musik.

Wir schließen einige Erläuterungen an, namentlich auch im Hinblick auf einige Irrtümer, die dem Reisenden beim Bericht über die ihm fremde Umwelt unterlaufen sind. —

28. August 1818. Dr. Weller, an den G.s Empfehlungsschreiben für Dittrich gerichtet ist, war Hilfsarbeiter an der Jenaer Universitätsbibliothek; G. würdigte ihn seines besonderen Vertrauens. — Worte mit ihm gewechselt: Sauer S. 392f. — Löblichau: gemeint ist das Gut Löbichau der Herzogin Anna von Kurland, auf dem die Dichterin Elise v. d. Recke zeitweiligen Aufenthalt nahm. —

25. September. Daß Dittrich den Major Karl Ludwig v. Knebel, den früheren Erzieher des Prinzen Constantin, den „Urfreund" G.s, der seit 1804 in Jena lebte, für den Schwager G.s hält, ist ein sonderbarer Irrtum; auch hat Kn. nicht den Lucanus übersetzt: gemeint ist das Lehrgedicht 'De rerum natura' des Titus Lucretius Carus. Die Übersetzung des Lucrez erschien 1821. — Luden: der Geschichtschreiber Heinrich L. — Bachmann: der Professor der Philosophie Karl Friedr. B. —

27. September. Eichstädt: der Philolog und Oberbibliothekar Karl Heinrich Abraham E., der Herausgeber der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung'. — Wieland: gemeint ist Ludwig Wieland, des Dichters Christoph Martin W. 1777 geborener Sohn, Schriftsteller, bekannt durch seinen Verkehr mit Heinrich v. Kleist in Zürich. — Jungfernstädt: gemeint ist das Dorf Umpferstedt. — „Genius hujus loci": der im Mai 1787 im Weimarer Park errichtete Schlangenaltar, jedem Weimarbesucher bekannt. — 'Tancred': Goethes Bearbeitung des 'Tancred' von Voltaire war zuerst am 31. Januar 1801 aufgeführt worden.

28. September. Hauptformen Lyrik, Epik, Drama: zur Abweisung der didaktischen Poesie als einer selbständigen Dichtart siehe G.s Aufsatz: 'Über das Lehrgedicht' (Werke 41 II, 225ff.). — 'Romeo und Julie': G.s Theaterbearbeitung des Shakespeareschen Trauerspiels (Werke 9, 169—274), im Dezember 1811 entstanden, war zuerst 1. Febr. 1812 aufgeführt worden.

3. October. Prinzessinnen: die Töchter des erbgroßherzoglichen Paares, damals 10 und 7 Jahre alt. — Hopfenberg: die Hofmeisterin Sophie Karoline v. Hopffgarten. — Gartenhaus: das von 1791—1794 errichtete 'Römische Haus', dessen hintere offene Durchgangshalle beim Abstieg zur Ilm mit allegorischen Fresken nach Entwürfen Heinrich

Meyers geschmückt ist. — Fels mit dem Marmor: der im Herbst 1785 errichtete große Denkstein mit der (erst 1787 eingefügten) Tafel: „Francisco [nicht: Friederico] Dessaviae principi“, eine dem Fürsten Franz von Dessau dargebrachte Huldigung, dessen Wörlitzer Parkanlagen dem Weimarer Parke zum Vorbild gedient hatten. — „Remember Leo“: ein Grabstein, den Herzog Karl August 1799 dem stolzen Lieblingshunde seiner Freundin Miß Gore durch den Bildhauer Klauer in der Nähe des 'Tempelherrnhauses' errichten ließ. — Katholische Kirche: das 'Tempelherrnhaus'. — Schwester: Ulrike v. Pogwisch war erst am 24. Sept. von einer Pariser Reise wieder in Weimar eingetroffen. — Inspector von Berka: der Organist und Badeinspektor Joh. Heinr. Friedrich Schütz, ein geübter Bachspieler, von G. sehr geschätzt. G.s Tageb. erwähnt seinen Besuch am 3. Okt. nicht. — Tomaschek: Wenzel Johann T., der Prager Komponist, hatte erst vor kurzem mit einem Briefe vom 29. Juni 1818 dem Dichter seine 'Gedichte von Goethe für den Gesang mit Begleitung des Piano-Forte' übersandt. — Sargino: zweiaktige Oper des italienischen Komponisten Ferdinando Paër.

Aus den Erinnerungen eines weimarischen Gymnasiasten (1825—1830)

Mitgeteilt von Hans Wahl (Weimar)

Im Jahre 1860 ist in Dorpat ein schmales Buch erschienen, das nach Ausweis der Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken in öffentlichen Büchereien Deutschlands nicht zu finden ist. Es hat infolgedessen bisher seinen bescheidenen Anspruch auf Beachtung nicht geltend machen können. Ein Zufall führte mich auf dieses Buch, und die Leitung der Dorpater Universitätsbibliothek war so gütig, mir ihr Exemplar darzuleihen. Es trägt den Titel: H. Eisenschmidt, 'Erinnerungen aus der Krümmerschen Anstalt und aus des Verfassers eigener Schulzeit' (Dorpat 1860 bei Theodor Hoppe). Die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit erlaubte mir nicht, der Wichtigkeit der Krümmerschen Anstalt und der Bedeutung des Pädagogen Eisenschmidt in seinen Selbstzeugnissen nachzugehen, so daß als Verfasser der nachgedruckten Abschnitte lediglich der weimarische Gymnasiast H. Eisenschmidt zu gelten hat, der im Jahre 1825, von Jenaer Schulen kommend, in die Sekunda des Wilhelm Ernst-Gymnasiums zu Weimar eintrat, das er bis 1830 besuchte. Er war der Sohn eines Jenaer „Öconomen" und erhielt seinen „klassischen Anstrich" dadurch, daß seine Stiefmutter ehemals Köchin im Frommannschen Hause war. Sie war freilich nicht jene famose Köchin Henriette, später verehelichte Hunger, von der noch Erich Schmidt in der 'Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals' (Wien 1900, S. 29 ff.) erzählt hat, daß sie im Jahre 1817 „für den großen Mann ein halbes Jahr zu Danke kochte" und sich dabei vorkam, als „gehöre sie der gelehrten Welt mit an". Ob der treffliche Ökonom Eisenschmidt ihre Vorgängerin oder Nachfolgerin in zweiter Ehe heimgeführt und ob er sie unmittelbar aus der klassischen Küche des Frommannschen Hauses herausgeheiratet habe, geht aus der unten erzählten lustigen Schneeballgeschichte nicht hervor. Man ist jedoch geneigt, mit Rücksicht auf Goethes Alter eher die Nähe der Minchen Herzlieb-Jahre zu suchen. So reizvoll die Erzählungen Eisenschmidts von der Jenaer und Weimarer Schulzeit sind, so müssen wir es uns doch ver-

sagen, sie hier wiederzugeben, und im folgenden nur das herausheben, was für die Freunde Goethes und der klassischen weimarischen Zeit besonderes Interesse hat. Daß der Schreiber unserer Zeilen ein armer Junge war, der mehrmals wöchentlich an fremden Tischen aß und durch Stundengeben und Übersetzungen einen Teil seines Unterhalts erwarb, sei hier deshalb erwähnt, weil er gerade dadurch in die Lage kommt, als einstiger Nachhelfer des Riemerschen Sohnes uns eine kleine Geschichte zu berichten, hinter der der Weise von Weimar als liebenswürdiger Kinderfreund steht, weil er gerade dadurch mittelbar zum Helfer an einer Arbeit Sorets geworden ist, der Goethe mit Anteil folgte. Daß er als Sekundaner das große Fest der fünfzigjährigen Regierung Karl Augusts miterlebte und so, wie er es sah, erzählt, ist in dem Jahre, wo sich jene stolzen Tage Weimars zum hundertsten Male erfüllen, von besonderem Reiz. Was er an Anekdotischem nach eigenem Hören berichtet, mag wie in seinem Buche den Beschluß unserer Veröffentlichung bilden. So rede denn der vergessene H. Eisenschmidt, dessen Namen Goethe wohl nur einmal in seinem Leben und sicherlich, ohne seinen Träger zu kennen, ausgesprochen hat!

1. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August.

Auch auf dem Gymnasium war ich so glücklich, ein großes Fest zu erleben. Während ich in Untersekunda saß, kam nämlich das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl Augusts, des Großherzogs, verbunden mit seiner goldenen Hochzeit, und das ganze Land rüstete sich, dieses Fest großartig zu begehen. Auch kam das Land seinem Wunsche, das Fest nicht durch kostspielige und flüchtige Freudenbezeugungen, sondern durch nützliche Stiftungen und Anlagen zu ehren, durchaus nach, vor allen die Hauptstadt Weimar, welche an diesem Tage eine neue Bürgerschule, berechnet auf 1200 Kinder, einweihte, so wie im ganzen Lande nicht weniger als 80000 Obstbäume zu Ehren des Tages gepflanzt wurden. So wurden schon den ganzen Sommer Vorbereitungen zu diesem Tage, er fiel in den September, gemacht. Welcher Jubel endlich, als wir vernahmen, daß wir acht Tage Ferien des Festes wegen haben würden! Und so war es auch. Endlich kamen die ersehnten Tage, und Weimar fing an, sich zu schmücken. Häuser wurden eiligst noch abgeputzt, wo es nötig war, Gerüste wurden aufgeschlagen, und wir Gymnasiasten stürzten uns jubelnd in dies Leben und lieferten den

Lehrjungen Schlachten. Denn da doch jedermann sein Haus mit Kränzen und Guirlanden schmücken wollte, so hatte die Stadtverwaltung eine Menge Wagen besorgt, welche fortwährend aus den nächsten Wäldern Grünes zufuhren. Kam ein solcher Wagen in eine Straße, so stürzten Lehrjungen aus allen Häusern und machten die Wagen in wenig Augenblicken leer. Sahen wir nun ein altes Frauchen vor einer Tür stehen, die niemand hatte, der ihr Grünes brachte, so hieß es: „Frauchen, brauchen Sie Grünes?", und auf eine bejahende Antwort stürzten wir auf den Wagen los und kämpften einen Heldenkampf mit Schuster- und Schneiderburschen, bis jeder einen Arm voll Grünes erobert hatte. Dann wurden wir wohl noch mit Kaffee und Kuchen traktiert und zogen weiter. Vor jedem Hause saßen Frauen und Mädchen, Kränze windend, denen wir willkommenen Beistand leisteten, indem wir Blätter und Zweige zu den Guirlanden vorschnitten. Welche Massen von Blumen wurden da verbraucht, und es war kein Mangel, da Astern und Georginen in der schönsten Blüte standen. Jeden Tag stieg das Leben.

Die Stadt füllte sich schon mit Fremden. Den Tag vor dem Feste brachten wir nur damit zu, berühmte Fremde zu besuchen, natürlich nur am Kutschentritt und an Haustüren, und die glückliche Unverschämtheit der Jugend ließ uns manches sehen, was andern unbekannt blieb. „Kommt, der König von Bayern ist eben angekommen!" „Kommt doch mit, vor Goethes Haus steht eine große Equipage, wollen wir sehn, wer herauskommt!" So ging's den ganzen Tag fort, so daß die Schuhmacher nach dem Fest gewiß nicht über Mangel an Arbeit geklagt haben. Immer mehr füllte sich die Stadt mit Gästen. Am Abend kamen Massen von Landleuten und brachten die Nacht auf Wagen zu; denn an irgendein Unterkommen war längst nicht mehr zu denken. Man schlief die Nacht vor dem Fest ohnedies kaum, selbst wenn man ein Bett hatte. Der Tag kam, und zwar ein wunderschöner Herbsttag mit blauem Himmel. Morgens 5 Uhr donnerten 101 Kanonenschuß, alle Glocken begannen zu läuten, und auf allen freien Plätzen ertönte Festmusik. Schon durch die Straßen zu gehen, wo jedes Haus reich und geschmackvoll

geschmückt war, gereichte zu hohem Genuß. Gegen sechs Uhr traf mich ein Mitschüler: „Komm schnell, der alte Goethe geht eben gratulieren!" Und wirklich hatten wir das Glück, diese Heroengestalt ernst und sinnend durch den Park nach dem 'Römischen Hause' wandeln zu sehen, wo sein erhabener Freund diese Nacht geschlafen hatte. Alle übrigen Gratulationen empfing der Herzog nach der Kirche im Schlosse, vor dem wir uns natürlich auch einfanden, um Könige und Fürsten aussteigen und viele berühmte Männer vorübergehen zu sehen. Unter ihnen war auch unser Direktor, der, wie wir wohl wußten, eine lateinische Ode in sapphischem Versmaß gedichtet, nein, gewiß nicht gedichtet, sondern aus Versfüßen zusammengeleimt hatte und die jedermann ungewiß ließ, ob die Unverständlichkeit im Odenschwung oder der Odenschwung in der Unverständlichkeit seinen Grund hatte. Aber wir drängten uns im Stolz, daß unser Direktor auch zu den Gratulanten am Hofe gehörte, sogleich um ein Bedeutendes durch die Zuschauer vor. Von den Festzügen und anderen Feierlichkeiten sage ich nichts. Den ganzen Nachmittag verbrachten wir mit Herumbummeln in der von festlichen und fröhlichen Menschen gefüllten Stadt.

Wir hatten zwar Billetts zum freien Theater, aber da wir mehrere Stunden früher hätten hingehen müssen, um einen Platz zu bekommen, verschenkten wir dieselben an Freunde, die in halber Verzweiflung die Menschen ins Theater gehen sahen. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet, und da fast jedes Haus, selbst in den abgelegensten Straßen, ein Transparent hatte, von denen manche sinnreich, andere wunderlich waren, fehlte es uns nicht an Unterhaltung. Als aber nach dem Theater der Jubilar auf einer Droschke durch die Straßen fuhr, um die Erleuchtung auch selbst zu schauen, bildeten wir, fürcht' ich, eine durch Hurra- und Vivatrufen etwas lästige Eskorte.

Was kümmerte uns in diesen Tagen Homer, Plutarch, Cicero usw., wir stürzten uns mit jugendlicher Gier in den Strudel. Hatten wir Hunger, so gingen wir zum ersten besten Bekannten und luden uns ein und wurden immer freundlich empfangen und entlassen.

2. „Der Alte."

Durch Karl wurde ich nach und nach mit anderen jungen Leuten aus den ersten Familien Weimars, die mit uns das Gymnasium besuchten, bekannt, was mir in vieler Hinsicht nützlich war, vor allem auch dadurch, daß sie mich zu Privatstunden empfahlen. So gab ich z. B. dem Sohne des Bibliothekars Riemer, der das griechische Lexikon verfaßt hat, Unterricht im Latein. Da ist es mir doch einmal vorgekommen, daß der Schüler mehr wußte als der Lehrer.

Ich übersetzte mit ihm einst Ovids 'Epistolae ex Ponto', und als darin ein Satz vorkam, dessen Sinn war: „Sei du, Augustus, mir, was Achilles seinen Feinden war", erklärte ich meine Unfähigkeit, das Rätsel zu lösen. Da sagte mein Schüler ganz freudig: „O, ich weiß wohl, was es bedeutet! Die Wunden, die Achilles mit der Spitze seiner Lanze machte, konnte er mit dem andern Ende derselben wieder heilen." — „Woher weißt du das?" — „Vom Alten." — „Von welchem Alten?" — „Vom alten Goethe. Ich besuche manchmal seinen Enkel, und dann zeigt er uns gewöhnlich Bilder und erzählt dazu. So hat er uns auch Bilder zum Homer gezeigt und uns das von Achill erzählt."

3. Mitarbeiter Sorets.
(Anfang 1830.)

Ich wohnte zu der Zeit bei einem Tuchmacher, in dessen Hause immer eine Anzahl Gymnasiasten wohnten. Ich hatte mit meinem Landsmann ein kleines Erkerstübchen, so leicht und luftig, daß man zwischen den Fensterbrettern mit der Hand durchfahren konnte. Zwei andere bewohnten wieder ein Zimmer für sich; einige arbeiteten in des Wirts Zimmer und hatten nur eine besondere Schlafkammer. Es läßt sich denken, daß es in diesem Hause nicht ohne Lärm, Streit und Unfug abging. Vor allem war immer Streit um eine Kaffeemühle, die wir angeschafft hatten und auf welche die drei Parteien des Hauses oft zugleich Anspruch machten; denn hatten wir viel zu tun und wollten wir, was nicht selten geschah, einen Teil der Nacht durch gemeinsam ochsen, so wurde immer ein Kaffee dazu gekocht. Bei dieser Kaffeemaschine wurde auch der 'Tasso' gelesen.

Französisch lernte ich auf eine so originelle Weise, daß ich einige Worte darüber sagen muß. Mein Freund Karl stellte mir einst ernst vor, wie nötig und nützlich es für mich sei, Französisch zu lernen, und da er selbst von Jugend auf Französisch gesprochen hatte, bat ich ihn, mir Unterricht zu geben. Er ging bereitwillig darauf ein, setzte die Stunden fest und ging in seines Vaters Bibliothek, von wo er einen Band französischer Memoiren nebst deutscher Übersetzung brachte. Ich muß aber voraus bemerken, daß ich schon in Jena Gelegenheit gehabt hatte, die Formenlehre sehr gründlich zu lernen. Nun setzten wir uns aufs Sopha, und er las mir Satz für Satz aus dem Französischen vor, den ich nachsprechen und unter seiner Leitung übersetzen mußte. Die nächste Stunde ließ er mich dasselbe aus dem Deutschen ins Französische übersetzen, und da er mir wöchentlich eine französische Arbeit aufgab, zu der er mir kein Lexikon gestattete, denn er behauptete, ich müßte mit meinem Vorrat von Ausdrücken ausreichen, so machte ich rasche Fortschritte, zumal da ich mich aufs äußerste zusammennahm. Ich erlangte in zwei Monaten ziemliche Gewandtheit im Sprechen und Schreiben, was mir sofort von großem Nutzen war. Gerade zu dieser Zeit suchte ein Mann einen Abschreiber für französische Manuskripte, und einer meiner Freunde, die immer gern für mich sorgten, empfahl mich ihm. Die ersten Proben genügten, und ich saß nun täglich eine Zeit auf dem Schlosse, wo er seine Wohnung hatte, und kopierte französische Tagebücher eines Diplomaten, die er geerbt hatte und die nun in einer französischen Zeitschrift erscheinen sollten. Da diese Tagebücher meist auf Reisen und dann mit Bleistift geschrieben waren, so hatte ich viel Veranlassung, Konjekturalkritik zu üben. Abgesehen davon, daß ich anständig bezahlt wurde, erwarb ich mir auch die Gunst des Herrn Hofrat S., des Erziehers des jetzigen Großherzogs von Weimar, denn für ihn arbeitete ich, so daß ich viele Beweise seiner Teilnahme empfangen habe. Er war sehr bekannt mit Goethe und schenkte mir einst Goethes Handschrift, als er eben einige Zeilen von Goethe empfing; aber leider ist mir dieses Autograph, sowie einige andere sehr wichtige, die mir in die Hände gekommen waren, verlorengegangen.

4. Selbstgesehenes vom alten Goethe.

Da ich den Vorteil genoß, zu einer Zeit das weimarische Gymnasium zu besuchen, wo die Stadt noch voll war von Erinnerungen an die Personen, die seinen Ruhm dauernd begründet haben, so wäre es unrecht, wollte ich diesem Gegenstand nicht auch einige Seiten widmen. Noch lebte der alte Goethe, und wir hatten vielfache Gelegenheit, ihn zu sehen. Von der Wohnung eines meiner Freunde aus konnte man seinen Hausgarten übersehen, und hier habe ich ihn oft im langen Hausrock von Nanking gesehen, die Hände über den Rücken, spazierengehen. Auch sahen wir ihn oft in seinem Garten an der Ilm, indem wir eine Lücke in der lebendigen Hecke, die denselben als Zaun umschloß, aufsuchten. Auch habe ich ihn bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten gesehen.

Am lebhaftesten steht mir seine Erscheinung noch vor Augen bei einer besonderen Gelegenheit. Eine weimarische Prinzessin, die Goethe besonders liebte, war einem preußischen Prinzen verheiratet. Als sie nun Weimar verließ, wurde sie von der weimarischen Bürgerschaft zu Pferde begleitet. Um diesen festlichen Aufzug recht bequem zu sehen, waren wir vorausgelaufen und hatten uns im Webicht, einem parkartigen Walde vor Weimar, durch welchen die Straße führt, aufgestellt. Plötzlich hielt der Reisewagen der Prinzessin still, und nur einige Büsche von uns aus dem dichten Gebüsch an der Straße trat — Goethe, an den Wagen der Prinzessin, um ihr, die seine Schülerin gewesen war, Lebewohl zu sagen. Wir hielten uns natürlich in ehrerbietiger Entfernung; aber Goethes ganze Erscheinung bei dieser Gelegenheit wird mir unvergeßlich bleiben.

5. Hofbühne in Brembach.

Wie reich die Einwohner von Weimar an Erinnerungen waren, hatte ich auf folgende Weise Gelegenheit zu erkennen. Ich war durch einen meiner Mitschüler in einem Gasthofe bekannt geworden, wo sich jeden Abend eine Gesellschaft anständiger Männer aus dem Bürger- und Beamtenstande zu einer Flasche Bier einfanden. Da wir uns still und anständig verhielten, durften wir uns zu ihnen setzen und ihren meist sehr

interessanten Unterhaltungen zuhören. Mehrere von ihnen hatten die Freiheitskriege mitgemacht.

Vorzüglich interessant waren mir die Mitteilungen eines alten pensionierten Souffleurs vom weimarischen Theater, der viel zu erzählen wußte von den Ettersburger Festen und der Kirmse in Brembach, einem Dorfe hinter dem Ettersberg, zu der sich Goethe mit den Mitgliedern des weimarischen Hofes gern einfand, wo dann unter der Dorflinde extemporierte Stücke aufgeführt wurden, zu denen Goethe, auf einer alten Gießkanne trommelnd, einlud mit den Worten: „Standespersonen zahlen nach Belieben, Kinder und Narren gehen frei aus.“

6. Nachbar Leineweber.

Ferner fand ich da öfter Goethes Schreiber John, der immer mit hoher Verehrung von Goethe sprach und soviel Merkwürdiges von ihm zu erzählen wußte, vorzüglich auch von seiner Freundlichkeit gegen Menschen jeden Standes. So wohnte z. B. neben Goethe ein Zeugweber, dessen Webstühle gerade in einem Zimmer standen, das von Goethes Saal nur durch eine Brandmauer geschieden war, so daß man, wenn Goethe Gesellschaft gab, jeden Schlag der Webstühle hörte. Goethe hatte das viele Jahre ertragen, ohne ein Wort darüber zu sagen. Einst wollte er wieder Gesellschaft geben und ließ seinen Nachbar zu sich bitten, dem er nun den Übelstand mitteilte mit der Frage, wieviel sein Verlust betrage, wenn er die Arbeit einen Abend aussetze. Als der Nachbar unter keiner Bedingung auf eine Entschädigung eingehen wollte, sich aus nachbarlicher Gefälligkeit zur Unterbrechung der Arbeit erbot, sagte Goethe: „Aber Ihre Leute, was werden die dann anfangen?“ — „Ei, die werden froh sein, wenn sie einen freien Abend haben!“ — „Nun, dann verteilen Sie wenigstens dies unter die Leute, damit sie ein Glas Bier trinken können.“

7. Frommanns Köchin.

Viel wußte auch meine Stiefmutter zu erzählen, die gerade zu der Zeit, als Goethe, wie bekannt, viel im Frommannschen

Hause in Jena verkehrte, Köchin in diesem Hause gewesen war. So erzählte sie gern folgende Geschichte. Eines Abends war wieder eine heitere Gesellschaft, darunter auch Goethe, bei Frommanns gewesen. Als sie nun einigen Herren beim Weggehen leuchtet, hört sie, wie diese auf dem Hofe sich verabreden, Goethe, wenn er komme, mit Schneebällen zu begrüßen; denn es hatte indes geschneit. Meine Mutter eilte hierauf in den Garten und machte schnell eine Schürze voll guter Schneebälle. Als sie zurückgekehrt, trifft sie Goethe schon auf der Treppe. Schnell überredet sie ihn, sich die Schürze vorbinden zu lassen, da sie versichert, er werde sie brauchen. Es gab nun eine gar heitere Szene auf dem Hofe, als die Herren, in der Erwartung, Goethe wehrlos zu überfallen, ihrerseits von dem rüstigen und seinerseits reichlich mit Munition versehenen Goethe in die Flucht geschlagen wurden. Ein ansehnliches Trinkgeld, das meine Mutter bei nächster Gelegenheit von Goethe erhielt, bewies, wie willkommen ihm die rasche Unterstützung gewesen war.

8. Vom „seligen Karl August".

Kamen aber jene Herren in dem Gasthofe auf den seligen Karl August zu sprechen, dann kamen ganze Bücher voll heiterer, mitunter etwas drastischer Geschichten aus seinem heiteren, gemütlichen Verkehr mit seiner Umgebung und dem Volke überhaupt an den Tag, von denen ich einige mitteilen will.

Der Großherzog trug für gewöhnlich eine grüne Pekesche, aber er liebte die neuen nicht und legte daher die alten nicht gern ab. Eines Tages sagte der Kammerdiener beim Ankleiden: „Nein, Königliche Hoheit, das geht durchaus nicht, diesen alten Rock können Sie nicht mehr tragen." — „Nun, sei einmal aufrichtig, was bekommst du, wenn du das alte Ding verkaufst?" — „Wenn's hochkommt, doch nur zwei Laubtaler." — „Weißt du was, da hast du drei, aber laß mir den alten Rock noch ein bißchen."

Ein andermal sitzt der Kammerdiener im 'Römischen Hause', wo der Großherzog im Sommer wohnte, in einem Vorzimmer und liest aus Mangel an Beschäftigung in der Zeitung. Indes öffnet sich die Tür zu des Herrn Zimmer, und eine Stimme

fragt: „Ist Hanke" — des Großherzogs Privatsekretär — „da?" — „Nein." Nach einiger Zeit dieselbe Frage und Antwort. Der Diener, der eine schon oft vorgekommene Neckerei anderer vermutet, wird ärgerlich, und da die Stimme wieder fragt: „Ist Hanke noch nicht da?", erfolgt die Antwort: „Ei, so l . . . . . !" Aber diesmal hatte der Großherzog selbst gefragt. Als nun der bestürzte Diener um Gnade bitten will, weist ihn der Herr mit den Worten ab: „Laß nur gut sein, ich weiß schon, sie haben mich wieder einmal nachgemacht; aber du bist verdammt grob!"

Einst auf einer Ausfahrt tritt der Großherzog in den Hof eines Forsthauses und hört die Knaben des Försters, die sich da herumtreiben, schrecklich fluchen. Als der Förster selbst kommt, sagt der Großherzog: „Wo haben denn deine Jungen so fluchen gelernt, Koch?" — „Ja, Königliche Hoheit, mich soll gleich ein Kreuz-Granaten-Donnerwetter neunzigtausend Millionen Klaftern in die Erde schlagen, wenn ich weiß, wo die mordverbrannten Höllenhunde das verdammte Fluchen herhaben!" — „Na, ich weiß nun schon", sagte der Großherzog lächelnd.

Einst fährt er mit dem General Seebach auf der Droschke über Land hinter den Ettersberg; aber es hatte geregnet, die Feldwege in dem lehmigen Boden waren schlecht, so daß endlich die Droschke in einem sumpfigen Loch stecken bleibt. Nun war die Verlegenheit groß. Der begleitende Husar war mit einem Auftrage entsendet, und schon war beschlossen, der Kutscher solle ein Pferd abspannen und ins nächste Dorf nach Beistand reiten, da erschien in der Ferne ein Müllerbursche mit mehreren Mauleseln. Dieser wird herbeigerufen, die Esel werden vorgespannt und ziehen die Droschke ohne Schwierigkeit aus dem Schlamme. Als nun Seebach im Auftrage des Großherzogs dem Kerl einen Dukaten Trinkgeld gibt, fragt dieser verwundert: „Wer ist denn der Herr?" — „Kennst du ihn nicht? Das ist ja der Großherzog!" — „Von dem nehm' ich nischt!" — „Ach, sei kein Narr, trink einmal auf seine Gesundheit, aber geh' erst und bedanke dich!" Der Kerl geht an die Droschke, nimmt seine Mütze ab und sagt: „Na, Durchlaucht, es freut mich, daß wir Sie glücklich aus dem Dreck gebracht haben." Auf die Bemerkung des Herrn, daß er gute Tiere habe, erfolgt die Ant-

wort: „Ja, Durchlaucht, es geht nichts über ein paar gute Esel, wenn man in der Patsche sitzt."

9. Vom alten Wieland, dem Grafen Marschall und dem greisen Einsiedel.

Zum Beweis, wie oft man auch sonst auf interessante Erinnerungen stieß, teile ich folgendes mit. Ich saß einst im Park auf einer Bank an der Ilm, dem sogenannten Stern gegenüber, als ein alter Mann, scheinbar aus dem Bürgerstand, sich neben mich setzte und auf meine Bemerkung über den stillen Platz mit dem Blick auf die Ilm und prachtvolle alte Bäume sagte: „Ja, dies war auch einer von den Lieblingsplätzen des seligen Herrn Hofrat Wieland!"

Im Theater wurde einst ein Lustspiel von Kotzebue, 'Der Freimaurer' gegeben, wo ein Graf u. a. sagt: „Was bin ich, wenn ich nicht Graf bin?" Ein neben mir sitzender Mann sagte dazu: „Das hat der Graf Marschall gesagt."

Zu den merkwürdigen Persönlichkeiten aus der Blütezeit Weimars, die ich noch gesehen habe, gehörte auch der alte Graf Einsiedel, einst hoch angesehen durch seinen Geist und seine Talente, aber jetzt sehr alt, geistesschwach und in fabelhaftem Grade zerstreut, wovon meine Freunde, deren Familien mit dem Hofe in Verbindung standen, kostbare Beispiele zu erzählen wußten. So wurde er manchmal von einigen alten Hofdamen zu einer Partie gezogen, vergaß aber bald, wo er war, und fing wohl gar an, laut zu denken: „Es ist doch ein Elend, da muß man sich mit alten Schachteln langweilen und verliert gar noch seine paar Groschen!"

1. Vgl. dazu die ausführliche Beschreibung in 'Weimars Jubelfest am 3. September 1825', 1. Abteilung (Weimar 1825), wonach kleine Irrtümer sich berichtigen: Datum der Einweihung der von Coudray erbauten Bürgerschule (5. September); Könige waren persönlich nicht zugegen. Direktor des Gymnasiums war seit 1820 August Gotthilf Gernhard (1771—1845).

2. Karl: der auch in Nr. 3 erwähnte offenbar adlige Schulkamerad hat sich in den Verzeichnissen des Weimarer Gymnasiums nicht nachweisen lassen, wohl weil er vor Ablegung des Abiturs zu militärischer Aus-

bildung überging. — Riemer: der Sohn Riemers, Alexander Bruno (1817—1888), war nicht auf dem Gymnasium, sondern wurde durch Privatunterricht für die Kadettenanstalt in Berlin vorbereitet, wohin er im August 1831 übersiedelte. Seiner Jugend zufolge muß die kleine Geschichte um 1830 datiert werden.

3. Hofrat S.: Soret, der seit 1822 als Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander im Schlosse wohnte, war ein Neffe Etienne Dumonts, des Sekretärs von Mirabeau (1759—1829); er beschäftigte Eisenschmidt im Winter 1829/30 mit der Abschrift verschiedener Teile der Aufzeichnungen seines Oheims, die er geerbt hatte. Eisenschmidts Reinschriften lagen Goethe im Januar 1830 vor (vgl. Burkhardt, 'G.s Unterhaltungen mit Friedr. Soret', S. 66ff., 71, 76f. und allgemein Register unter „Dumont"). G.s Lektüre wird durch sein Tagebuch vom 25. und 26. Januar 1830 bestätigt; die Paris 1832 im Druck erschienenen 'Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premiéres assemblées legislatives' von E. Dumont bildeten Goethes wohl nicht mehr zu Ende gebrachte Lektüre im März 1832 (vgl. Tagebuch vom 11.—13. und 15. März 1832). Am 29. Januar 1830 wünschte Goethe die Abschrift der Dumontschen Aufzeichnungen über seine Reise von London nach Paris 1801/02 beschleunigt und empfahl den Registrator Schuchardt als Schreiber. Soret antwortete, er habe Eisenschmidt engagiert; „n'importe, m'a-t-il dit, gardez votre Eisenschmidt à vos gages et employez aussi Schuchardt!" berichtet Soret. Wohl nur durch dieses beiläufige Gespräch gelangte der Name unseres bescheidenen Berichterstatters, in dem Burkhardt (a. a. O. S. 72) einen späteren Ministerialkanzlisten vermutete, in den Mund Goethes.

4. weimarische Prinzessin: Maria, die Enkelin Karl Augusts, die sich 1827 mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählte. Das Ereignis, das Goethes Tagebuch vom 22. Mai 1827 kurz bestätigt, war bisher nur aus einem Bericht der Spenerschen Zeitung (Nr. 123 vom 29. Mai 1827) bekannt.

5. Brembach: von improvisierten Aufführungen in Großbrembach ist nichts überliefert.

6. Die Nachbarschaft des Webers und seine störend empfundene Tätigkeit ist bekannt aus Goethes Eingabe an K. W. v. Fritsch vom 27. August 1811.

7. Sonst unbekannte Geschichte; vgl. dazu S. 310.

8. Die Anekdote vom Kammerdiener Heinrich Hecker (er war seit Dez. 1813 Kammerdiener Karl Augusts) und der berühmten Pekesche berichtet aus mündlicher Überlieferung auch Schöll in seinem 'Carl August-Büchlein' (1857, S. 163). Derselbe erzählt ausführlicher die Geschichte von der Nachahmung der Stimme des Großherzogs (a. a. O. S. 157). Der Kammerdiener hieß Heidenhaus, der Privatsekretär Karl Christoph Hage.

— Koch: Karl Friedrich, Wildmeister in Ettersburg (gest. 31. Dezember 1819), war ein dem Großherzog von Jugend auf bekannter „Jagdverwandter", der vom Jagdlakeien über den fürstlichen Büchsenspanner, Förster und Oberförster in Ettersburg 1805 zum Wildmeister ernannt worden war. — Seebach: der Kammerherr und Oberstallmeister Generalmajor Friedrich Johann Christian Heinrich von S. (1767—1847).

9. Kotzebue: 'Der Freimaurer', ein einaktiges Lustspiel, erschienen 1818 im 16. Jahrgang des 'Almanachs dramatischer Spiele'; die Stelle in der 7. Szene lautet:

„. . . . . . . Es macht mir schwarze Galle!
Die Maurer — nicht einmal von Adel sind sie alle!
Ich soll nicht Graf dort sein! Das hat mich so ergrimmt!
Was bin ich denn, sobald man mir den Grafen nimmt?"

Graf Marschall: wohl gemeint der Reichsgraf August Dietrich Marschall von Burgholzhausen, Erbmarschall in Thüringen (1750—1824). — Einsiedel: nicht Graf E., sondern der bekannte Gefährte der Jugendjahre Karl Augusts, Friedrich Hildebrand von E. (1750—1828), der als ehemaliger Kammerherr der Herzogin Anna Amalia die älteste Generation Weimars vertrat. Seine Zerstreutheit war jedoch kein Alterserzeugnis, sondern seit einem halben Jahrhundert sprichwörtlich.

Ein zeitgenössischer Bericht über die Weimarer Goethe-Feier des 7. November 1825

Von **Otto Fiebiger** (Dresden)

Nachstehender Bericht über die festlichen Veranstaltungen, die auf Betreiben und unter tatkräftigster Mitwirkung des Kanzlers Friedrich v. Müller zur Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr des Tages, an dem Goethe in weimarische Dienste getreten war, am 7. November 1825 in Weimar stattfanden, rührt von Alwina Frommann, der Tochter des Jenaer Buchhändlers Karl Friedrich Ernst Frommann, her. Von dem lebhaften Wunsche beseelt, den verehrungswürdigen Freund ihres Vaters an seinem Jubeltage persönlich zu beglückwünschen, war die damals Fünfundzwanzigjährige mit nach Weimar gefahren. Die dort empfangenen Eindrücke schrieb sie dann unmittelbar nach ihrer Rückkehr für den Dichter und Calderonübersetzer Johann Diederich Gries nieder, der seit August 1824 in Stuttgart weilte. Das Original ihres Berichts ging verloren; doch besitzen wir eine von Gries selbst herrührende, für seinen Freund Bernhard Rudolf Abeken, den früheren Erzieher der Schillerschen Söhne, den damaligen Rektor des Gymnasiums zu Osnabrück, bestimmte sorgfältige Abschrift davon, welche die Sächsische Landesbibliothek unter der Bezeichnung Mscr. Dresd. e 96 verwahrt.

Wohl war es ein schöner Gedanke, den Tag zu feiern, da Goethe vor 50 Jahren zuerst nach Weimar gekommen. Kaum hätte man diesen Tag (7. November) so genau gewußt, wäre er nicht in einem Briefe Wielands an Jacobi aufgezeichnet, in demselben Briefe, worin die schöne Stelle vorkommt: „Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ [1])

[1]) Der Brief Wielands findet sich gedruckt in: 'Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel', Leipzig 1825, I Nr. 79 S. 229; das Original im Goethe- und Schiller-Archiv.

Als wir gegen 9 Uhr morgens bei der Schopenhauer ankamen[1]), fanden wir sie und Adele eben bereit, zu Goethes zu gehen; wir warfen also schnell unsre winterlichen Hüllen ab und fuhren eiligst hin. Dort waren in einem langen Zimmer Eberweins Schülerinnen, er selbst und seine Frau[2]), um den Flügel versammelt, die jungen Damen alle in Weiß und Grün gekleidet. Als alles bereit war, kam Goethe aus seinen Gartenzimmern zwischen den Sängerinnen hervor und stellte sich dann ihnen gegenüber an die Thür des Saales. Kaum hatte er sich gegen sie gewandt, so begann die Eberwein, als Ilm ihn begrüßend, den Gesang; ihre Nymphen fielen dann ein, und da es sanfte, liebliche Melodien waren, machte es den allgemeinen Eindruck tiefer Bewegung und Rührung. Er selbst sah sehr bewegt aus, und erst da am Ende die Musik rauschender sich erhob, ward er ruhiger und heiter. Nach Beendung des Gesanges sprach Goethe sehr freundlich mit einigen Damen, ging dann in ein andres Zimmer und empfing die Minister und Deputationen. Der Stadtrath ließ ihm das Bürgerrecht für alle Nachkommen seines Namens überreichen. Die medicinische Fakultät sandte ihm durch Kieser[3]), die philosophische durch Bachmann[4]) ihr Doktordiplom, und die theologische sprach sich in einem Schreiben dankend und anerkennend über die Art aus, wie er sich immer für die protestantische Kirche erklärt und den Nachforschungen auch in ihrer Wissenschaft günstig und hülfreich gewesen. Die Juristen konnten kein Diplom schicken, da Goethe schon in Straßburg Doktor geworden[5]); Konopak[6]) war aber als Deputierter da.

Unter den Festgeschenken, die in einem andern Zimmer auf-

[1]) Johanna Schopenhauer wohnte mit ihrer Tochter Adele im Hause der Hofrätin Ludecus, heute Theaterplatz 1. — [2]) Karl Eberwein, Goethes einstiger Kapellmeister. Seine Frau Henriette erschien bei der Morgenfeier in Gestalt der Ilme als Chorführerin im vierstimmigen Festgesang; vgl. Eberwein und Lobe, 'Goethes Schauspieler und Musiker', S. 9 ff. und 18. — [3]) Dietrich Georg Kieser: Arzt und Professor der Medizin in Jena. — [4]) Karl Friedrich Bachmann: Professor der Philosophie. — [5]) Goethe wurde 1771 von der Straßburger Juristenfakultät zum Lizentiaten beider Rechte promoviert, vgl. E. Traumann, 'Goethe der Straßburger Student', 2. Aufl., Leipzig 1923, S. 284 ff. — [6]) Christian Gottlieb Konopak.

geputzt waren, zeichnete sich vorzüglich eine Medaille aus, auf der einen Seite die Bildnisse des Großherzogs und seiner Gemahlinn, auf der andern Goethes Bild, mit der Inschrift: „Carl und Louise — Goethen".[1]) Es wäre nicht möglich, alle die schönen Gaben zu nennen, merkwürdige Gedächtnißmünzen neben gestickten Tragbändern, Fußkissen und Mappen; unter diesen die schönste von Ottilie: ein Adler mit einem Rosenzweig; von Adele eine Arbeit in Papier, wie haut-relief behandelt: eine Leier, über welcher ein Stern schwebt und deren Saiten unten auch aus einem Sterne hervorgehen (zwei Sterne sind Goethes Wappen); die Leier ruhend auf der tragischen und komischen Maske, diese wieder halb verdeckt von einem Lorbeer- und einem Blumenkranze. An beiden Seiten begränzen zwei Füllhörner das Ganze; man kann nichts Anmuthigeres sehen.

Gegen 10 Uhr verloren sich die Damen, und nun sind noch viele Deputationen und andre Besuche gekommen. Dann hat der Hof sich eingestellt, und während dessen ist eine Feierlichkeit auf der Bibliothek gewesen, bei welcher von uns nur der Vater zugegen war. Dort hat der Kanzler Riemern (als Bibliothekar) einen Brief von Goethes Eltern übergeben, der, nach Algier an einen Herrn v. Schönborn[2]) gerichtet, die Freude ausspricht, daß ihr Sohn Wolfgang in Weimar so freundlich aufgenommen und sein geringes Talent so hoch geschätzt werde. Diesem Briefe hat man längst nachgespürt und ihn endlich aus England, wo er lange gelegen, sich zu verschaffen gewußt. Außerdem ist ein Prachtexemplar der 'Iphigenie' (die am Abend aufgeführt ward) mit den Namen der Schauspieler, welche die Rollen übernahmen, und den Namen aller der Personen, die überhaupt bei diesem Feste irgend etwas leisteten, in einem Schranke nieder-

[1]) Zu der (von H. F. Brandt hergestellten) Medaille hatte der Kanzler Friedrich v. Müller ein Gedicht gemacht: „Goethen zum goldenen Jubeltage, VII. November 1825. Eine Denkmünze geweiht von der Huld seines Fürsten." — [2]) Die von Goethes Eltern an den ihnen befreundeten, während der Jahre 1773 bis 1776 in Algier tätigen dänischen Konsulatssekretär Gottl. Friedrich Ernst Schönborn gerichteten Briefe tragen das Datum des 24. Juli 1776 und sind bei Joh. Rist, 'Schönborn und seine Zeitgenossen', Hamburg 1836, S. 59 ff. abgedruckt.

gelegt worden, der als Postament für Goethes Büste dient. Der Kanzler und Riemer haben Reden gehalten; Stromeyer, Moltke, die Eberwein und die Schmidt haben gesungen[1]); es soll alles sehr schön gewesen seyn.

Nach 1 Uhr versammelte sich eine Gesellschaft von mehr als 200 Personen auf dem 'Stadthause' zum Mittagsmahle. An den Wänden des Saales hingen große, bekränzte Medaillons, die auf blauem Grunde mit goldener Schrift die Titel von Goethes vorzüglichsten Werken enthielten; dann auch ein Bild von Schmöller[2]), vorstellend, wie der Herzog Goethen, als Apollo Musagetes, der Herzoginn Amalia und Wielanden zuführt; nicht besonders gelungen. Den Ehrenplätzen gegenüber, die von den Ministern und der Goethischen Familie eingenommen waren (er selbst war nicht zugegen), hatte man die jenaischen Deputierten gesetzt. — Zuerst ward des Großherzogs Gesundheit vom Minister Fritsch ausgebracht. Dann sang Moltke ein recht hübsches Lied von Stephan Schütze, von Hummel komponiert[3]), und alles sang im Chore mit. Nach einer Pause brachte der Minister v. Gersdorff mit einer Donnerstimme Goethes Gesundheit aus; alles erstaunte über die Kraft dieser Stimme, es machte sich aber vortrefflich. Später sang Moltke mit der Eberwein einen Zweigesang von Peucer, auf die Melodie aus dem 'Titus': „In deinem Arm zu weilen“; dummes Lied, unpassende Melodie, aber schön gesungen.[4]) Goethes 'Bundeslied' ward auch gesungen. Zwischendurch sprach Oels ein Gedicht vom Kanzler,

---

[1]) Karl Stromeyer war Bassist, Karl Melchior Jakob Moltke Tenorist, Marie Schmidt Sängerin am Weimarer Theater. — [2]) Gemeint ist Johann Joseph Schmeller, „Goethes Hofmaler“. — [3]) Johann Stephan Schütze lebte seit 1804 als Schriftsteller in Weimar; Johann Nepomuk Hummel: der von Goethe hochgeschätzte Komponist und Kapellmeister. — [4]) Die erste Strophe des Zweigesangs, den der Direktor des Weimarer Oberkonsistoriums Heinrich Karl Friedrich Peucer auf die Melodie des Duetts aus dem 1. Akte der Mozartschen Oper 'Titus': „In deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit; Laß Glück und Schmerz uns theilen, Voll treuer Zärtlichkeit“ dichtete, lautet: „Im heitren Strahl sich sonnen Des reichsten Genius, O höchste aller Wonnen! O seligster Genuß.“ Vgl. Friedrich Peucer, 'Weimarische Blätter', Leipzig 1834, S. 134; hier freilich unter dem Jahre 1831 gedruckt.

La Roche eins von Hase, und zuletzt sang Stromeyer ein Lied von Professor Weichardt so unvergleichlich schön[1]), daß gewiß nicht das Lied, sondern der Gesang die dreifache Salve von ungeheuerm Beifallklatschen verursachte. Vorher war gar nicht applaudiert worden.

Als Goethes Gesundheit getrunken und alles wieder still war, stand August Goethe auf und sprach ungefähr so: Er habe schon oft Gelegenheit gehabt, im Namen seines Vaters für die Liebe und Theilnahme zu danken, die man für ihn gezeigt, heute aber wolle er es ihm selbst überlassen, der sich dieser angenehmen Schuld, wenn nicht gleich, doch sehr bald entledigen werde. Es möge ihm aber erlaubt seyn, an einen alten Freund seines Vaters zu erinnern, der die erste Veranlassung seiner Berufung nach Weimar gewesen sey: den Major v. Knebel in Jena. Worauf dann eine freudige Bewegung unter allen, die dies Verhältniß kannten, und ein lautes Hoch erfolgte. Das war überraschend und schön und hat Knebel sehr gefreut.

Nun war es halb 6, und man fuhr ins Theater, wo, auf des Großherzogs ausdrücklichen Wunsch, 'Iphigenie' gegeben ward. Die Jagemann[2]) hatte erst nicht spielen wollen, weil sie jetzt, während der Trauer um ihre Mutter, gar nicht auftritt. Da aber Goethe ihr vor einiger Zeit seine Medaille[3]) mit einem freundlichen Brieflein gesandt, war sie gleich an den Bücherschrank gegangen und hatte angefangen zu studieren. Sie spielte nach meinem Gefühl sehr schön, stockte nicht ein einziges Mal und steigerte sich so, daß alles hingerissen ward. Graff spielte den Thoas besser, als ich ihn lange nicht gesehen, sprach sehr gut; sein Organ ist nur so unangenehm. Oels war als Orest sehr, sehr gut; zu dieser Rolle paßt seine Stimme ganz. Dürand,

---

[1]) Karl Ludwig Oels: der Heldenspieler der Weimarer Bühne. Karl La Roche, berühmter Schauspieler, später in Wien. Hase: der Weimarer Hofadvokat Karl Georg Hase. Karl Wilhelm Adolph Weichardt: Professor der Mathematik am Großherzoglichen Gymnasium. — [2]) Karoline Jagemann, als Frau v. Heygendorf die Geliebte des Großherzogs, war die Heroine des Weimarer Theaters, Goethes selbstbewußte Gegnerin. Ihre Mutter, Marianne J., geb. Spörer, war am 10. September 1825 gestorben. — [3]) Medaille: 1824 hergestellt von Antoine Bovy.

als Pylades, war gut, aber nicht ausgezeichnet; Lortzing als Arkas gleichgültig. — Goethe hat hernach, unaufgefordert, gegen den Vater geäußert, er habe nicht gedacht, daß nach 12 Jahren, seitdem die Schauspieler der eigentlichen Tragödie fast fremd geworden, eine so ausgezeichnete Vorstellung, ein solches Zusammenspiel möglich sey. Goethe war im Theater, aber nach dem 2. Akte holte sein Arzt Rehbein[1]) ihn heraus, damit es ihn nicht zu sehr angriffe, weil ihm hernach noch eine Abendmusik gebracht werden sollte.

Wir fuhren nach dem Theater zu Goethe. Der ganze Platz vor seinem Hause war illuminiert; die Herzogliche Kapelle stand in der Mitte desselben und spielte vortrefflich ein Notturno, das in ein leises Echo verschwebte. Hummel hatte sehr schöne Stücke gewählt und passend verbunden, z. B. Glucks Ouvertüre zur 'Iphigenie in Aulis'. Die Gesellschaft im Hause war zahlreich, doch nicht in zu großer Menge; Goethe selbst noch heiterer und kräftiger als am Morgen. Noch in den letzten Zimmern hörte man die Musik angenehm herüber, die den Tag so würdig beschloß. Nun ward noch an kleinen Tischen kalt gespeist; wir blieben aber nicht lange. Goethe selbst war nach der Musik verschwunden.

Der Kanzler Müller hat wohl das meiste Verdienst um die Anordnung dieses Festes. Unermüdet hat er geschafft und gearbeitet. Meyer, Riemer, Coudray[2]) waren auch thätig; allein die meiste Mühe hat doch der Kanzler übernommen, wofür er nun auch die Freude genießt, daß alles so schön gelang.

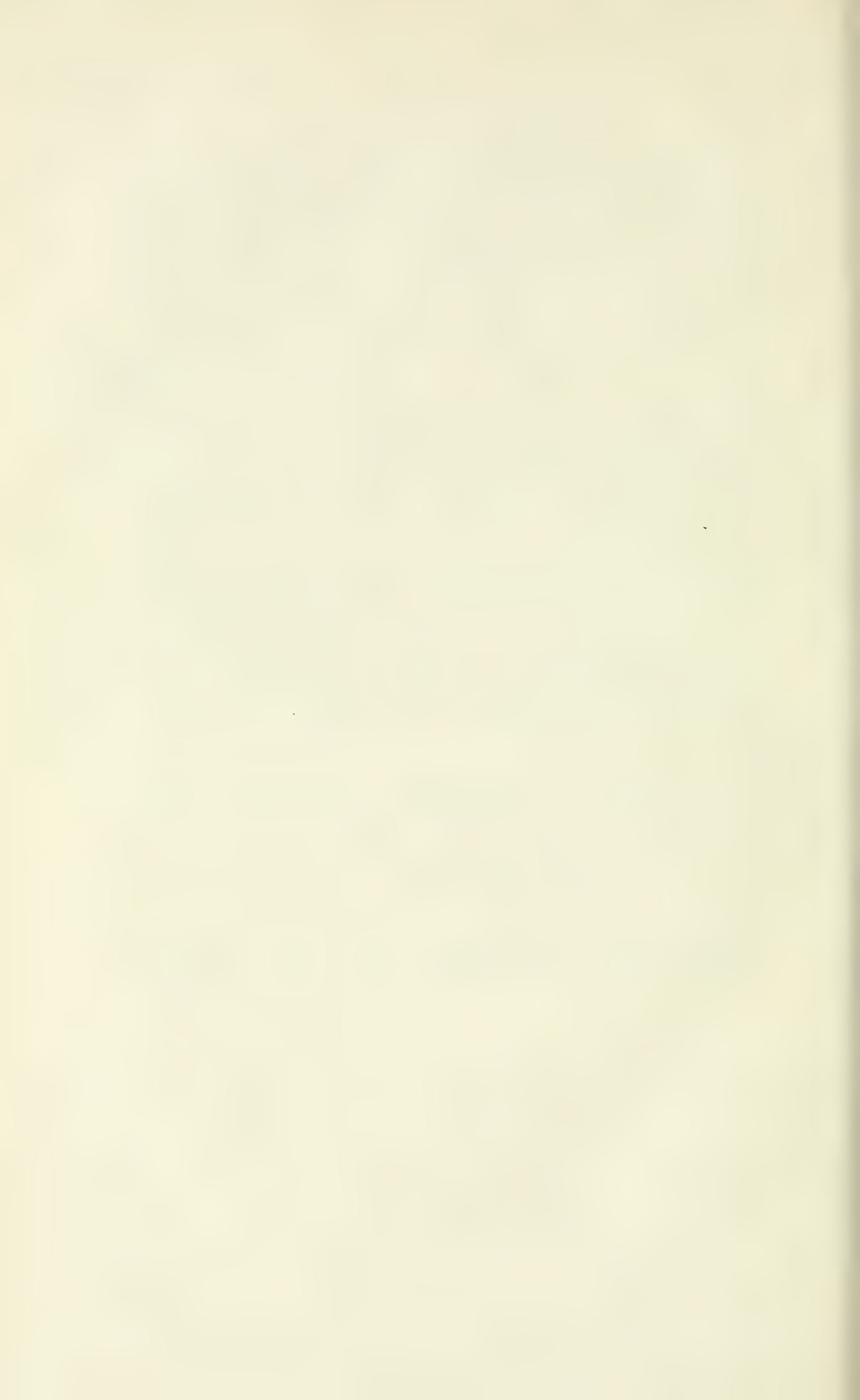
---

[1]) Hofrat Wilhelm Rehbein war seit 1819 Goethes Hausarzt. — [2]) Clemens Wenzeslaus Coudray: seit 1816 Oberbaudirektor in Weimar.

Karl August

Festvortrag, gehalten am 6. Juni 1925

Von Erich Marcks (Berlin)



Wer an Karl August denkt, denkt an Goethe und denkt den Fürsten zusammen mit seinem Dichter. Wer seiner Jugend denkt, dem rauschen die Tannen von Ilmenau und klingen die Mahnungen des großen Gedichtes von 1783. Der Dreißigjährige, der Gereifte scheint aus den klassischen Versen des Herzogs Alfons von Ferrara zu uns zu sprechen. Der Greis steht an dem Regierungsfeste von 1825, das uns in diesem Gedächtnisjahre wiederkehrt, in der Morgenfrühe des 'Römischen Hauses' mit seinem ersten und ältesten Besucher, und dem Zuhörenden hallen, leise und altvertraut, die erschütterten Worte Goethes entgegen: „Bis zum letzten Hauche beisammen!", und in halb heiterer Rührung des Großherzogs Erinnerungsruf: „O achtzehn Jahr und Ilmenau!" Von der Höhe der Goethischen Dichtung herab aber tönt, Frühes und Spätes vereinigend, der Dank und Preis: „Und Er war mir August und Mäzen." Der wertenden Geschichte und dem nachlebenden Gefühl ist Karl Augusts Platz im Schatten seines unsterblichen Dieners und Freundes: er ist ihnen fast zum Gaste des Genius geworden, den er als Lebender bewirtet hat. Goethe selbst hätte zu solcher Rangordnung in ungläubiger Abwehr den Kopf geschüttelt. Ihm war Karl August der Mittelpfeiler seiner Welt, und er stellte sich in dessen Schatten. Er ehrte den Fürsten hoch und sah in dem Menschen ein Stück dämonisch-persönlicher Urkraft, ein Stück quellender Schöpferkraft zudem, die sich „verewigt hat in schöner Tat". Und sicher ist Weimars Los und Weimars Größe nicht ohne Weimars Herrn zu denken, und sicher füllt er in diesem Gedenkjahre den Raum des Herrschenden mit gutem Fug und voller Lebendigkeit aus: mitten im Lichte, ein Leben für sich, ein Schicksal für sich, eine Gestalt von selbstgewisser Mächtigkeit — kein Abglanz nur jener Unsterblichkeit, die er an seine Stadt gefesselt hat, sondern stark und reich an

eigenem Willen, an eigener Größe, an eigenem Recht. Er ist einer naiv typisierenden Betrachtung, die der Wissende längst überwunden hat und die trotzdem wohl noch die unwillkürliche unseres Volkes sein mag, der Fürst der klassisch hellen Tage, der mit dem Dichter auf der Menschheit Höhen schreitet, und beinah ein bloßes Symbol. Wir wissen längst, von wie heißer Lebenswärme er in sich selber war; ja, man könnte ihn einen tragischen Menschen nennen — von einer besonderen Art jener Tragik, die an allem starken Menschendasein haftet. Sein Leben war voll schmerzhafter Gegensätze grenzenlosen Strebens und begrenzter Möglichkeiten: darin liegt seine Größe und sein Leid. Er hat für sich selber gewollt und gerungen und ist in allem seinem persönlichsten Streben gescheitert, und in Wahrheit, das Unsterblichste an ihm bleibt wohl wirklich das Symbol. Doch indem ich das ausspreche, widerspricht in mir selber der Sinn für das Lebendige. Wer auf Karl August blickt, den packt doch immer wieder die Lebensfülle des Mannes, mit all der derben und zuversichtlichen Wucht, die in ihm war, und seine irdischen Züge treten dicht und überzeugend vor uns hin. Eben sie rufen wir heute auf. Sie kennt ein jeder, der ihm und seinen Tagen jemals nahe trat; sie reden von sich aus, und keine Darstellung kann sie eigentlich verzeichnen. Sie reden aus der Fülle ursprünglicher Zeugnisse, der Briefe, die er schrieb und die er empfing, der Aussagen und Spiegelungen, die ihn in dichter Kette begleiteten, aus den Urkunden seines Wirkens in Land und Welt und menschlich eigenem Kreis. Sein Haus und Land hat diese Zeugnisse in erneuter Forschung und breiter Veröffentlichung vervollständigen wollen, als eine Gabe zu den Festen von 1915 und 1925. Sie wollten dem Fürsten sein endgiltiges Denkmal schaffen. Große Werksteine dazu haben wir herbeitragen und behauen können[1]), aber die Aussicht auf

[1]) Ich nenne mit lebhaftem Danke die beiden fertig gewordenen Abteilungen des Karl August-Werkes, Hans Wahls vervollständigten und gereinigten 'Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe', mit seinem höchst lehrreichen Kommentar (3 Bände 1915—18), und Fritz Hartungs ausgezeichnete Geschichte der inneren Regierung: 'Das Großherzogtum Sachsen unter Carl August' (1923).

den Abschluß dieses Karl August-Werkes ist seit 1918 verschüttet worden — ich weiß nicht, ob für immer. Ich sagte schon: sein Bild besitzen wir auch so, wenngleich mit mancherlei Unvollkommenheit, die der Kenner beklagt; das Bild seines Lebens und seines Wesens im ganzen, mit seinen Inhalten, seinen Grenzen, mit seiner Erdgebundenheit und seiner Überzeitlichkeit zugleich. Es steht vor Ihren Augen. Mir fällt nur zu, es zusammenfassend und erläuternd wieder einmal zu gestalten, mit Wahrhaftigkeit und mit Ehrfurcht, in der vollen Schärfe seiner Züge und in der vollen Tragweite seiner allgemeinen Bedeutsamkeit. Ich erinnere Sie an gemeinsamen Besitz.

Ein Kind des alten mittel- und norddeutschen Fürstentums, erlahmendes wettinisches Blut mit dem stärkeren welfisch-hohenzollerischen vermischt, voll alter wegeweisender Überlieferungen; erzogen von einer lebhaft zugreifenden und doch nicht eigentlich sicheren mütterlichen Hand, die den eigenwilligen fürstlichen Erben zurückhielt, einschloß, reizte; zur Selbständigkeit seiner Herrschaft frühe, als Achtzehnjähriger, aufgestiegen, ohne ruhige Vorbildung, durch allerlei Ärgernisse und Reibungen hindurch, im Widerstreite mit Anna Amalia, von der ihm doch an Wesen und Streben das Beste herkam, Anregungen des Geistes und der Bluttrieb der Macht: so begann Karl August am 3. September 1775 sein Regiment, ungestalteter Sehnsucht voll. Der Schüler Wielands warb sich auf seiner ersten Reise in die Welt und in den Westen neben der darmstädtischen Gattin den frankfurtischen Dr. Goethe als Gast und Freund, das Haupt der jugendlichen Genies, und zwang ihn bald den alten Beamten seines Geheimen Rates als Genossen auf. Wie er das durchsetzte und deckte, daraus sprach Herrscherwürde und gesunder Sinn. In dem persönlich genialischen Treiben der ersten Zeiten tobte sich alle widerspenstig zurückgehaltene Urkraft des Jünglings fessellos, dröhnend und brausend aus, in seelischem Sturm und körperlicher Entladung, in selbstherrlichem und selbstvergeudendem Spiele. Aber neben das Kraftgenie trat alsbald der R e g e n t: in seinen Wünschen und Zielen so stürmisch wie jenes, in seinen Wirkungskreisen gebundener, und

voll des Dranges, auch sie sprengend zu erweitern und segnend zu befruchten. Aus den Akten heraus hat jüngst die kundigste Hand den jungen Herrscher dieses reichlichen Jahrfünfts nach 1776 geschildert: mit seinem glühenden Eifer, sich zu betätigen und seine Pflicht zu erfüllen, alle Dinge selber zu ergreifen, zu bewegen, zu verbessern. Er hatte ein kleines Ländchen überkommen, von der Durchschnittsart des deutschen Kleinstaats, vier Gebietslappen von größerer oder geringerer Sonderstellung, mit ihren aristokratischen Sonderständen, durch ein Fürstentum locker zusammengehalten, dem wohl die Macht eignete, aber eine überall beschränkte Macht: beschränkt im Innern durch die Reste ständischer Mitgewalt, im Äußern durch Zersplitterung und Engigkeit. Noch 1815 bewohnte die 36 Quadratmeilen dieses Territoriums eine Bevölkerung von nur 112 Tausenden, und diese Bevölkerung war arm, der Erhaltung eines eigenen Fürstenhauses und seiner Organisationen mühsam genug gewachsen. Die Hauptstadt war, als er begann, ein fürstliches Landstädtchen, klein, eng gebaut, von Mauern und Türmen, von Gräben und Teichen umgrenzt; in ihr ein eben abgebranntes Schloß, für den Hofhalt von Mutter und Sohn nur kärgliche Unterkunft. Als Goethe an die Verringerung des Heeres ging, fand er sich einer Kavallerie von 39, einer Artillerie von 9, einer Infanterie von 519 Köpfen gegenüber: er setzte diese auf ein Drittel herab. Und doch empfand der Gebieter dieser Kleingewalt, der Sprosse stolzer und manchmal ruhmgekrönter Ahnen, sich völlig als Fürst: das ist Kern und Antrieb seines ganzen Wesens. Er wollte etwas leisten; er wollte Land- und Forstwirtschaft und Bergbau, er wollte Gewerbe und Handel beleben, die Straßen bessern, die Finanzen regeln, die gepreßten Untertanen entlasten. Er hatte tüchtige Beamte kleineren Formats und einen Genius zur Seite, der auch diese Aufgaben mit heiligem Ernste anfaßte und der ihm seinen Staatshaushalt heilte. Er selber war rastlos, er saß dem Geheimen Consilio vor, er arbeitete mit, er setzte Ziele, er griff ein in den Betrieb, er reiste, sah und fragte vielfältig selbst, er sprühte von Schwung und von Willen. Zwar er beherrschte die Geschäfte nicht, und seine Diener mußte er erst allmählich

heraufziehen. Und er vergriff so manches: er war ungeduldig und eigenmächtig, gewährte leichter als er durfte, sprang voreilig zu und wieder ab, versagte sich selber weder den fürstlichen Aufwand noch die verwüstende Liebhaberei der Jagd, verwirrte wohl auch sachlich so manches Mal, wo er bessern wollte. Das mochte stören, aber es war der Kaufpreis für lebensvolle und freie Anregung. Schlimmer war die Kleinheit. Ein Staat wie dieser von Weimar und Eisenach mit Jena und Ilmenau konnte nach außen und nach innen keine lebendige Wirtschaftspolitik treiben; er lohnte nur der entsagungsvollsten Kleinarbeit, und auch dieser jahrelang, ehe die Weltverhältnisse von außen her seinem Ackerbau zu Hilfe kamen, immer nur dürftig genug. Auch Goethe hat sich an diesen Schranken wund gerieben und die Unmöglichkeit eines stärkeren Aufschwungs angesichts des Mangels an den notwendigsten Mitteln schmerzlich und hoffnungslos beklagt, und Goethe war sachlicher als sein stürmischer junger Herr; der Zwang der Enge aber überwältigte sie, nach mutigem und hellem Anlaufe, alle beide. Sie haben beide mancherlei Segen gestiftet, und beide viel gelernt. Aber der Enttäuschung entging keiner von ihnen. Sie standen in einer Epoche schöpferischer fürstlich-staatlicher Leistung; auch die Kleinstaaten hob die allgemeine Woge, und Goethe wie Karl August teilten deren Antrieb von Pflicht und Drang. Man hat Karl Augusts Anfänge dem aufgeklärten Despotismus eingereiht, und nicht ganz ohne Recht. Moderner weltlicher Wille war da, Ernst und Gewissen, Anspruch auf freie Führung von Autorität und Wohlfahrtsstreben. In dem Herzoge war ein starkes Suveränitätsgefühl, aber nicht einmal einen durchgebildeten Absolutismus den Ständen gegenüber konnte er aufnehmen, Despotismus vollends in keinem Sinne: ganz gewiß nicht in dem der Gewalttätigkeit, aber auch nicht in dem der starken Reform. Zu dieser fehlte der Raum; ein kleiner Staat konnte sich keine großen Ziele setzen; der Abstand von Preußen war, bei aller Nacheiferung, ein Abstand nicht blos der Größe, sondern eben deshalb des Wesens selber. Man konnte im einzelnen bessern und sorgen, und das ist in Weimar mit Tüchtigkeit und nicht ohne Erfolge geschehen, im ganzen aber konnte man

nichts Einheitliches und Großes schaffen oder auch nur wollen. Goethe strebte aus diesen Grenzen heraus, die, nachdem er sie einmal ausgefüllt hatte, ihn beengten und lähmten. Karl August blieb der Fürst dieser Landschaften, aber auch er drängte hinaus, nicht weil er unbändig war — obwohl das noch hinzutrat —, sondern weil er mehr war und mehr wollte, als sein Territorium hergab. In denselben Jahren, in denen sein Minister noch einmal reicher wirkte und hoffte, zog er selber sich bereits allmählich aus dem inneren Getriebe heraus. Er blieb lebenslang oberster Steuermann seines Staates, er behielt die Entscheidung, er gab Anstöße von Wert, er hielt ein heraufwachsendes Geschlecht neuer Beamter in Aufsicht und Bewegung, er belebte seinen inneren Bereich stets: aber die höheren Hoffnungen und die volle Konzentration der Jahre bis 1783 und 84 legte er, in einer ersten, herben Enttäuschung, in einer ersten widerwilligen Entsagung nieder: auf das Außerordentliche im inneren Regiment verzichtete er.

Dafür warfen sich Ehrgeiz und Betätigungsbedürfnis des Sechsundzwanzigjährigen nach außen.

Das Heilige Römische Reich erlebte in den achtziger Jahren seinen letzten, von innen her wehenden Sturm. Kaiser Joseph II. erschütterte das alte Gefüge mit gebieterischem neuem Anspruche; er legte den Reichstag lahm, er drang mit kaiserlichem und österreichischem Willen lebendig und bedrohlich vor. Alle Sondergewalten, geistliche und weltliche, große und kleine, sahen sich gefährdet, Friedrich der Große unternahm seinen letzten Kampf. In das Dasein der Kleinen griff eine kaiserliche Reaktion am unmittelbarsten hinein. Sie regten sich, in Nord und Süd; von 1778 an begegnen ihre tastenden Versuche, ihr altes Dasein zu decken; Anfangs 79 hat eine Goethische Denkschrift diesen Gedanken des Zusammenschlusses auch angerührt. Karl August hat sich 1783 in die erste Reihe dieser Kleinfürsten gestellt, die sich und das Reich gegen den Kaiser behaupten wollten; Dessau, Gotha, Braunschweig, Baden, Zweibrücken, Mainz traten, umworben oder gleichgerichtet, in seinen Gesichtskreis. Die besten unter ihnen wollten nicht bloß Abwehr

des Kaisers, sondern Reform des Reiches; auf Grund der freien Mitarbeit der deutschen Fürsten, nicht in den alten Klassen und Rängen, wo der Kurfürst den Fürsten, der Große den Kleinen erdrückte, sondern in Gleichberechtigung aller; als Ziel die Belebung des deutschen Gesamtkörpers, dessen die Zeit und ihre Kritik schon überall achselzuckend spotteten, die Wiedererhebung deutschen Gesamtgefühls und deutscher Größe. Kein deutscher Fürst hat dieses Bestreben glühender empfunden und verfolgt als der junge Herzog von Weimar. An dieser Arbeit hat sich seine staatsmännische, seine deutsche Persönlichkeit entfaltet: gerade da der innere Schwung erlahmte, ergriff ihn der äußere. Es ist der preußische Fürstenbund gegen Österreich, in den er hineinwuchs. Jedoch Karl August hätte ihn am liebsten auch gegen und ohne Preußen, oder doch, wenn mit preußischem Protektorat, so in sich selbständig gesehen, als einen Bund der Kleinen, die sich so einmal zur Geltung bringen wollten gegen die Großen. Preußisch war er nicht: dem alten Friedrich stand er mit Bewunderung und doch mit der Kritik des jüngeren Geschlechts, ja mit stiller Gegnerschaft gegenüber. Vergebens! Ohne Preußen ging es nicht, und Karl August schloß sich, der Notwendigkeit weichend, an Preußen an. Der Kronprinz, der neue König, wurde sein Verbündeter, sein Freund, seine Hoffnung. Der Herzog half 1785 den Fürstenbund aufbauen, er wurde diesem eine wichtige Brücke zwischen Nord und Süd und West. Und nun ersehnte er auch diesem Bunde Stärke und Leistung, Macht und Reform. Von 1785—88, ja bis 90 heran, gipfelt Karl Augusts staatsmännisches Dasein. Er reiste, verhandelte, warb, kämpfte; er lebte mit glühendem Eifer in diesem Werke. Er stellte in den Jahren 87 und 88 seine Reformpläne fast leidenschaftlich auf, er suchte den Kurerzkanzler von Mainz zu ihrer Führung voranzutreiben, einen Kongreß des Bundes herbeizuführen, wo dann die Reichsreform zu fordern und zu gestalten wäre, Reform des Reichsgerichtes und der Reichsgesetzgebung, und eine eigene Militärgewalt des Bundes. Er hat 1788 den kursächsischen Minister in einem großen beredten Schreiben mitzureißen sich bemüht. Eintritt aller! Überwindung der trägen alten deutschen Passivität, die endlich jede

Nerve innerer Kraft zu tatloser Lässigkeit herunterspannt. Vergebens auch dies! Der Mainzer Kurfürst war ängstlich; die übrigen kurfürstlichen Bundesgenossen und Preußen selber wollten gar keine Änderung in der alten Reichsverfassung, d. h. der Vorherrschaft der kurfürstlichen Oligarchie, und an einer Gleichberechtigung der Kleinen lag ihnen weniger als nichts. Der Herzog kämpfte und seufzte; er mahnte in Berlin, klagend über diese Zurückstoßung der Kleinen; er sah wohl: die Großen hungerten die Kleinen aus, reichspolitisch genau so wie handelspolitisch. Es half ihm alles nichts; nur einige Kleinfürsten gingen mit. Die große Entwicklung rollte über ihn hinweg. Er höhnte 1788 mit tiefer Bitterkeit und eingestandener heißer Ungeduld über deutschen Patriotismus; jeder Fürst sieht in seinem Lande eine Insel, die er beglückt oder nicht, die er aber ablöst von allem übrigen.

Kein Zweifel: er empfand sich als guten Reichspatrioten, und in ihm knirschte auch sein deutscher Stolz. Aber sehen wir näher zu! Mit diesem Stolze ging, damals und lebenslang, das Sondergefühl des Einzelfürsten unablösbar zusammen. Wie hätte es anders sein können? Daß er Fürst war, war ja die Grundtatsache seines Daseins. Seine Ahnen hatten Kursachsen regiert; der beraubte Ernestiner empfand sich allezeit als den berechtigten Erben eigener Größe, und über den Reichsstand, der er war, ging ihm im tiefsten Herzen keine Gewalt des Reiches. Preußen war ihm naturgegebene politische Anlehnung, aber im Grunde liebte er es nicht; sein Haus war ihm Ausgangs- und Zielpunkt, und die alle beherrschende Form die des Reiches. Die kleinen Reichsstände waren seit Jahrhunderten die eigentlichen Reichspatrioten, ihr Dasein umfaßten und deckten die Reste des Reiches, die Großen wuchsen für sich, auf jener und auf der Gesamtheit Kosten; die Kleinen waren nur etwas innerhalb der Reichsgesamtheit, sie taten sich zusammen oder versuchten es doch immer wieder, um jene, d. h. um sich zu erhalten. Stärkung der Gesamtheit war ihre Stärkung; aber eine Grenze für die Erhaltung der Reichsgewalt wahrten sie stets mit Eifersucht: ihre eigene Unabhängigkeit, auch gegen den Kaiser, blieb doch ihr letztes Maß. Die natürliche Selbstsucht der Selbsterhaltung

machte sie reichstreu und egoistisch zugleich — sie konnten nicht anders; von einem modernen Reichspatriotismus mit innerlicher, gläubiger und opferbereiter Hingabe an das Ganze waren diese kleinen Selbständigkeiten im Grunde so fern wie die großen. Vollends eine Natur von so starker Ungeteiltheit aller Triebe wie die Karl Augusts! Seine Belebung der Reichsgesinnung wollte Unmögliches; daneben und dahinter, ja darüber lag auch in ihm sein eigener dynastischer Drang. Sein Kleinfürstentum war auch für seine auswärtige wie für seine innere Betätigung Voraussetzung, Antrieb und Schranke. Und so lange dieses Feld ihm offen und weit erschien, war es ganz persönlich das Feld seines Ehrgeizes und seiner Tatenlust. Seine starke Natur verlangte nach Ausfüllung: die über allem andern hat sie in der deutschen Politik gesucht. Jahrelang hoffnungsvoll; dann stürzte auch diese Hoffnung zusammen und die zweite seiner Enttäuschungen brach auf ihn ein. Er war seit 1787 preußischer Offizier, er ging mit gegen Holland, er übernahm und kommandierte sein Aschersleben̲er Reiterregiment. Der deutsche politische Anlauf war ihm mißlungen — ein glänzender Anlauf gewiß, aber kurz und zukunftslos. Nun suchte er seine Befriedigung im preußischen Militärdienst. Sein Land murrte leise; ihm aber gefiel das zentaurische Dasein in seiner Garnison. Er wurde nun ein bloßes Rad in der preußischen Maschine; aber er hoffte auf Beschäftigung, auf einen hohen Zug. Der Reichsfürst dankte für eine Weile ab; der preußische General rechnete mit großer Politik und großem Kriege. Da traf ihn die dritte Enttäuschung — die zweite in diesem Außendienst. Ob ein starkes Preußen ihn nicht auch verdrossen hätte, ihn den Fürsten? man kann darüber zweifeln. Jedoch das Preußen Friedrich Wilhelms II. erwies sich schwach und lahm. Der große Kampf mit Österreich, auf den er hoffte, verzog sich; Lockungen mit einer Rebellenkrone in Ungarn wies er, von Goethe beraten, 1789 vorsichtig zurück, ein Winterkönig wollte er nicht werden; Preußens Verständigung mit Österreich aber setzte dieser Epoche seines Lebens ihr inneres Ziel. Noch einmal flammten große Möglichkeiten auf: an die Stelle des österreichischen Krieges trat, von Karl August nun

bereits mißtrauischer angesehen, der französische von 1792. Er ging als preußischer General mit: er mißbilligte die Politik der Großmächte, und er erlebte in wachsender Verstimmung die tiefe Mattigkeit ihrer Kriegführung. Sein Heldenmut, so schrieb er 1793 an Goethe, erlosch; von den Menschen entfernte er sich; aus diesem Dienste, der ihm nichts brachte als Ärgerniß, strebte er bitter hinaus: nur seiner innerdeutschen, konservativen Rückwirkung halber wollte er den Krieg gegen die Revolution, die er verabscheute, verteidigen. Er blieb und wurde wieder ganz Fürst. Und 1794 kehrte er, der großen Dinge und ihrer Kleinheit müde, zurück in sein Land, das nach seinem Herrscher verlangte.

Man sieht ihn, schwer aufatmend, mit verbissener Beschränkung auf die Enge, der er entfliehen gewollt, dreimal geschlagen, wieder daheim. Und von diesem Jahre 1794 ab blieb er dort: das Menschenalter, das er noch zu durchleben hatte, ist im einzelnen bewegt, durch zwei tiefe Einschnitte — 1806 und 1815 — gegliedert, im ganzen aber einheitlich und gleichmäßig. Das Außerordentliche innerhalb seines staatlichen Berufes war ihm nun endgiltig, auch nach außen hin, mißlungen: ich habe von der Tragik dieses Scheiterns eines starken Menschenwillens gesprochen. Brechen ließ er sich nicht: er nahm die Tatsächlichkeit hin und ging im Engeren wieder an sein Werk. Mit etwas verbissener Bescheidung wohl in der Tat: aber Inhalt genug fand er seinem Leben auch künftig noch.

Wir sehen: er regierte weiter; nicht mehr direkt wie einst; er stellte einen ersten Minister zwischen sich und die Geschäfte; weder diese noch er rosteten ein, aber er hielt sich mehr zurück. Er erlebte die Wandlungen der bewegten Zeit, zunächst im stillen: die napoleonische Weltgefahr sah er mit Düsterheit nahen und fand Preußen so unbereit, sie entgegenschreitend zu bestehen, wie zuvor. Als die Krise von 1806 herankam, dachte er an Wiederaufnahme seiner Fürstenbundpläne von 1787, so vergeblich wie einst; Preußen hatte ihn ein Jahrzehnt lang durch seine Neutralität gedeckt, und er hatte sich ihm wieder angeschlossen; Preußens Krieg und Fall riß ihn jetzt mit hinab. Er

lebte, durch die sehr wertvolle russische Verwandtschaft beschirmt, die dumpfen Jahre der Fremdherrschaft abwartend mit, Rheinbundfürst, an Napoleon geschmiegt ob er wollte oder nicht, im Herzen deutsch gesinnt und stets mit den deutschen Gewalten in stillem Verkehr, in seiner Politik aber notgedrungen französisch; so blieb es 1812, 1813. Auch durch Frankreich suchte er Landgewinn zu erlangen für seine Dynastie; er lag hilflos zwischen den Großmächten und tat, was alle lebendigen deutschen Fürsten taten und in dem deutschen Chaos tun mußten: er trachtete, durch den Sieger zu wachsen. Lieber ging er dann mit den Verbündeten gegen Napoleon: sein Empfinden war deutsch, sein Lebensgebot, wie einst, vor allem weimarisch. Nun schlug er mit gegen den allgemeinen Zwingherrn und gewann in Wien 1815 seinen dynastischen Lohn: weniger als er erstrebt hatte, denn sein Ehrgeiz hatte, soweit wir bisher urteilen können, an ganz Thüringen, ja an Kursachsen gedacht, nur Bruchstücke errang er, aber immerhin eine Vermehrung seines Gebietes fast auf das Doppelte, seiner Bevölkerungszahl auf das Anderthalbfache, und im April 1815 wurde er, dank den Großmächten, Großherzog. Er hatte den Anstoß der Rheinbundzeit zur inneren Vereinheitlichung seiner Landschaften, zur strafferen und fürstlicheren Staatsgründung ausgenutzt, er kam der neuen Zeit nach 1815 durch die neue Verfassung entgegen: die alte landständische Verfassung freier und weiter fortgebildet, keineswegs in liberaler, vor allem in fürstlicher Meinung. Er hielt auch jetzt die Autorität in den Händen des Landesherrn, in seinen Händen persönlichst fest: vom Dilettantismus der Volksvertretung dachte er gering, er blieb die Seele seiner neugestalteten Organisation, und er liebte zu gebieten. Er half, mit Ministern, die er erzogen und ausgewählt hatte, Verwaltung und Gericht, Steuern und Wirtschaft weiterzugestalten, wie alle deutschen Staaten der Zeit, und wie sie alle ohne einen allzu durchgreifenden Erfolg, aber vereinheitlichend, ausgleichend, wohltätig. Ihm dankte, daheim und im deutschen Lande, eine Volkstümlichkeit, die seine Leistung vielleicht überschätzte, sie mindestens freiheitlicher deutete als ihm selber entsprach. Er war angesehen, dank der Tüchtigkeit seines Wirkens, der Lebendigkeit seines Bestrebens

innen und außen, und war bekannt zumal als Schirmherr des Geistes; er wahrte auch jetzt, trotz seines Mißfallens an mancherlei Ausschreitungen des neuen politischen Treibens, nach seinen Kräften dem Geistesleben gegen die Reaktion die Freiheit: das Entscheidende aber war doch wohl, daß er in sein Ländchen und seine Universität die Großmächte nicht hineinreden zu lassen geneigt war — so wenig wie einst in Luthers Tagen sein Ahn Kurfürst Friedrich der Weise. Der Landesfürst, gesund und ohne innerliche Engigkeit, behauptete doch, darin und in allem, vornehmlich sich selbst: darin blieb er sich bis an das Ende treu, und eigentlich neue Züge trieb seine Gestalt, trotz mancher Anpassung an neue Tage, nirgends mehr hervor.

Auch in seiner deutschen Politik war es so: er blieb bis an das Ende national, vor allem aber weimarisch. So hatte er seinen Vertreter Gersdorff im September 1814 für den Wiener Kongreß instruiert: er wünsche deutsches Gesamtwohl und eine föderative Gestaltung, aber „ein für allemal" die Selbständigkeit und eine stattliche Stellung für sein Herzogtum, in Thüringen und im Reiche. Auf dem Kongreß hatte er mit Preußen um seinen Landzuwachs erbittert, als Nebenbuhler, gerungen, und sich schließlich aus Interessengründen mit ihm vertragen. Von Gesinnungs oder gar von Herzen wegen preußisch, wie einige seiner jüngeren Räte, wurde er nicht — jetzt so wenig wie vor 30 Jahren, und der letzte Akt seiner auswärtigen Politik, von 1818 bis an seinen Tod heran, war eine immer neue, zähe Gegenwehr gegen den preußischen Zollverein. Hätte er länger gelebt, so hätte er auch darin mit einer Niederlage geendet. Er kam, das ist das letzte Wort für sein politisches Gesamtdasein, aus dem alten Deutschland her, sein Sonderstaat und seine Suveränität waren ihm Ausgangs- und Zielpunkt, gaben ihm seine Maßstäbe und setzten ihm seine Grenzen. Er füllte sie anständig aus, er stieß sich an ihnen und lebte doch in ihrer Verteidigung; er blieb notwendigerweise ein kleiner Dynast. Das sind die Schranken seiner historischen Stellung. Und wir sahen sie, innen und außen, frühe entschieden und in kaustischer Bescheidung durch ihn anerkannt.

Einst hatte er, hier wie dort, in freudiger Jugendlichkeit eine größere Wirkung erstrebt. Und er selber war größer geblieben als seine Erfolge. Wir haben den Fürsten durch sein Leben begleitet und es durch sein Fürstentum einheitlich beherrscht gesehen; den eigentlichen Reiz gewinnt die Betrachtung erst durch sein Menschentum. Ein Mensch, der alle Stufen lebendigen Daseins durchläuft, lernend, sich beschränkend und doch immer wachsend zur Vollentfaltung seiner Wesenskeime: immer zugleich derselbe früh und spät. Wir haben sein Spiegelbild in der Fülle seiner Briefe: die Spiegelung der Aufklärung in den Briefen des Prinzen, des Sturmes und Dranges in denen des jungen Herzogs: in dieser Empfindung und dieser Sprache redet er zu Frau v. Stein, zu Lavater. Er redet da wohl auch einmal allzu sehr im Stile der anderen: Lavater, später Herder gegenüber ist er absichtsvoller im Gefühle, dunkler im Ausdruck; das Literarische steht ihm nicht. Ganz frei ist er zu Merck: dessen kaustische Schärfe entbindet die seinige; da schreibt er, auch von der bildenden Kunst, die jener ihm vermittelt, warm und echt. Am meisten geht ihm zu Knebel das Herz auf, dem Sonderling und Edelmann: zuerst, rein und strömend, ein Hauch Goethischer Naturliebe, Goethischer Lyrik; dann viele Jahre hindurch dem schwierigen Freunde gegenüber eine reiche menschliche, männliche Güte, geduldig und tief gesund. Hier, wo alles Literarische bald abfällt, ist er nur ganz er selber: er ist einfach, geradezu, im Ausdrucke nicht geistreich, aber treffend. Er ruft Knebel von seiner Selbstquälerei zur Vernunft: „Warum sich immer ersäufen wollen, wenn es mit einem schönen Bad getan ist?" Das ist sein Stil und sein Wesen. Gerne spricht er in drastischem Worte, mit geschlechtlichen Bildern, und oft genug derb. Er fühlt sich ganz als Mann, von der Frau fordert er Biegsamkeit und Lieblichkeit, das „schöne Weibliche". Er ist nicht tiefsinnig; wo er seine Lebensphilosophie andeutet, da geht sie, ganz ohne religiösen oder gar kirchlichen Zusatz, auf eine kaustische Hinnahme des Geschicks: abwarten, wie's kommt, ertragen, was man muß, genießen, was man kann. Von Philosophie im wissenschaftlichen Sinne will er nichts wissen: Jacobis 'Spinoza' bleibt ihm gar bald im Halse stecken, in der großen

Philosophie nennt er sich sehr unwissend, die Ästhetik macht nur den Takt unfühlbar. Er preist, von Goethe erzogen, 1784 die Naturwissenschaft, die alles so einfach und so unmagisch erkennen läßt, das dunkle Außerordentliche so deutlich macht, so ruhige, bestimmte Wege weist. Er selber ist Praktiker; er spottet der gelehrten Staatstheoretiker, die nie auch nur ein Bauerngut verwaltet haben und deren Abstraktionen so wenig wie Gespenstergeschichten juristisch widerlegt werden können; dem miserablen Volke der Professoren muß man den Daumen vorsichtig aber anhaltend aufs Auge halten. Er selber wollte gebieten. Gebieten am liebsten auch den Poeten. Es ist bekannt, wie er, der mit Wieland begonnen hatte, schon 1787 wieder „auf den Geschmack französischer Tragödien verfiel“: man spürt, wie sich bei dem fertigen Fürsten der Rückschlag gegen den Sturm und Drang an die alten Überlieferungen der internationalen hohen Gesellschaft, an die alte Vorherrschaft der französisch-klassischen Kunst auch in den deutschen Fürstenhäusern anschloß; man spürt den Eindruck der Emigranten, und in den französischen Briefen Karl Augusts den Esprit, der ihm nur dort von selber zufloß. Und sonderbar mischte sich in ihm der derbe Naturalismus des Deutschen der alten Zeit, die Rückhaltlosigkeit des Thüringers, mit diesem gallischen Klassizismus: dem deutschen Klassizismus, man weiß es, blieb er fremd, und Schiller glaubte er warnen und leiten zu können, als Fürst und als Kenner, als Herr seiner weimarischen Bühne. Er hat ihm ja, mit dem leise entrüsteten Erstaunen des kritischen Zeitgenossen über das Neue, suverän den Kopf gewaschen — nicht ohne Freundlichkeit und Vorsicht, aber auch nicht ohne innere Gewaltsamkeit: das Versöhnende ist, wie er die Wirkungslosigkeit seiner Mahnungen doch hinnahm. Aber im Grunde war es ihm das Natürliche, auch die Poesie zu kommandieren, nicht nur wie seine Schauspieler, sondern ein wenig wie seine Aschersleber Reiter.

Und als Fürst, auch das ist bekannt, wollte er suverän sein persönlichstes Leben gestalten. Von seinem Hoftheater kam ihm die anerkannte Nebenfrau seiner letzten drei Jahrzehnte, „die Jagemann“. Das gab ein Verhältnis von offizieller Art.

Und vorher hatten die wechselnden und kleinen Liebschaften sein Leben begleitet — er war von starker Sinnlichkeit und ließ diese unbefangen walten. Das erlaubte ihm die Tradition seines Standes; unbefangen ist auch von den Krankheiten die Rede, die es nach sich zog, und Lust an grobem Ausdrucke durchdrang eben seine ganze Sprache. Hier liegt das Irdischeste seiner Art; es ist nicht auszuschalten, wenn man von dieser handelt. Neben ihm stand all die Jahrzehnte hindurch seine reine, zarte, feinfühlige Gemahlin Luise — feinfühlig bis zum Übermaß, mimosenhaft verletzbar und abweisend, gehalten, vornehm, kränklich, schwierig: wir kennen sie aus Goethes feinsten Gebilden, ein innerlich zugehöriges, tiefeingewachsenes Stück seiner, der Goethischen Weimarer Welt, und das Schicksal ihres schmerzenreichen Lebens fügt sich uns in stiller Versöhnung dem Gesamtbilde ein. Dieses fürstliche Ehepaar war nicht für einander geschaffen; an einer auch persönlich versöhnenden, vereinigenden Entwicklung, an mancher Gemeinsamkeit der Wirkungen fehlt es nicht; allein der Grundton blieb Disharmonie.

Karl August aber ging einheitlich mit seinen festen derben Schritten durch diese seine Welt. Wir haben seine Bildnisse von früh bis spät; er hat oft gekränkelt; der Hauptzug aber ist Kraft. Sie kennen die Gestalt, die sich füllte und zuletzt kurz und dick erschien, den starken Kopf mit der schönen Stirn, der etwas groben Nase, dem festen Untergesicht, den geschlossenen sinnlichen Lippen, der Eindringlichkeit des trotzigen Blicks, alles erdgeboren und erdennah, voll Selbstgefühl, Selbstverständlichkeit und Willen. Es ist etwas Grimmiges darin; aber das übertönte sein Humor. Er fuhr gern scharf darein, das wußten seine hohen Diener. Aber genußfroh wie er in allem war, ließ er auch die andern gerne sein und leben, er war wohlmeinend und ganz ohne Engigkeit. Er war nicht fein, aber frei. Er blieb natürlich und jugendlich frisch. Selbst draußen in der großen Welt fand die sehr zartgeistige Kaiserin in dem 53jährigen „einen biederen, nur für sein Alter etwas jungen Mann". Daheim liebte man ihn, weil er aus thüringischem Holze war, man erzählte sich hundert Geschichten von seiner gemütlichen Überlegenheit, seinem Witze, der auch den Untergebenen lachend

gewähren ließ und sich immer doch als den Herrn behauptete; man sah ihn mit seinen Hunden, in seiner Droschke, in seinem Militärmantel und seiner Mütze, oder zu Fuße in seiner kurzen alten Pekesche, die Hände auf dem Rücken, höchst schmucklos, volkstümlich, die wandelnde Verkörperung dieser langen, wohltätigen, patriarchalischen Gemeinschaft zwischen Fürst und Land, den Begründer dieses neuen, schönen, weiteren Weimars, seiner Bauten, seines Parkes, seiner Eigenart und seines Ruhmes. In allem aber war er eine Natur; ein Vollmensch, der seinen Gesetzen folgte, triebhaft und doch ganz geschlossen, unfeierlich und doch ganz sicher und auch imposant. Dem könne nichts etwas anhaben, denn seine Urkraft, sein Dämon, führe ihn durch jegliche Gefahr, so hat ja Goethe den besorgten Fr. Müller in der Franzosenzeit beruhigt. Er trug den Granit einer unbeirrbaren Stärke und Selbsttreue in sich; er war unsystematisch, aber durchaus einheitlich, nicht immer vornehm, es sei denn in jener höchsten Vornehmheit, die Echtheit heißt, er war knorrig, zügellos und doch beherrscht und verehrt, von allem Kleinen frei, über alle Schranken hinaus Er selber und deshalb ein Wert in sich. Das Bild eines ganzen Menschen: geeignet zum Mittelpunkte einer großen Welt.

Aber war Karl August dieser Mittelpunkt? War sein Bild ein Bild für die menschliche Ewigkeit? Das, sicherlich, wird es erst durch Goethe. So sehr er Etwas war und seine Dauer in sich trug: der großen Geschichte, dabei bleibt es natürlich, gehört er doch nur an als der Schirmherr des Geistes. Weimar zuerst, dann Jena daneben, zuletzt wieder vornehmlich Weimar; die Kette, die Anna Amalia zu fügen begonnen hatte, durch ihren Sohn fortgesetzt nach oben: zu Wieland Goethe, Herder, Schiller, dazwischen flüchtiger die Fichte und Hegel. Das gab den Rahmen, der seine historische Erscheinung umschließt und sie erst steigert. Den großen Dichtern wurde er zu einer Lebensgewalt.

Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus —

menschlich-geistigen Anteil also, und dahinter, in erstaunlicher Opferbereitschaft, den Halt des Daseins. Wie er diese Männer

warb und festhielt, sie zueinander brachte, sie hegte und trug, das ist, wenn man das Große daran über das Kleine stellt, natürlich seine eigentlichste Besonderheit und ganz gewiß sein eigentlicher Ruhm. Freilich, waren auch sie eine Lebensgewalt für ihn? Blieb nicht ihr Höchstes und Tiefstes, trotz mannigfachem geistigen Mitleben des herzoglichen Paares, der Herzogin zumal, ihm doch im Innersten fremd? Ich habe auf seinen Geschmackswandel schon hingedeutet, und idealisieren läßt er sich auch hier nicht. Und doch: diese Beziehungen sind leuchtende Tatsächlichkeit. Ich spreche zum Schlusse von dem wichtigsten Verhältnisse seines Lebens, wenn ich von Karl August und Goethe spreche. In ihm ist er historisch lebendig, das Persönliche wie das Überpersönliche an ihm; auch in ihm blieb er selber, als Fürst und Mensch, begrenzt, und Gegensätze und Schwankungen fehlten nicht. Er aber bleibt undenkbar ohne Goethe, und Goethe undenkbar ohne ihn. Wir haben für dieses Verhältnis Zeugnisse in reicher Zahl, das klassische in ihrem Briefwechsel, so unvollständig er ist. Stufen, Inhalte, Formen dieses Verhältnisses lassen sich vielleicht noch tiefer und schärfer bezeichnen, als es bisher in zusammenhängender Weise geschehen ist.[1]) Auch in des Fürsten Seelenleben öffnen sich erst da die tieferen Einblicke. Wenigstens andeuten darf ich hier die entscheidenden Wandlungen.

Das menschlich und dichterisch unmittelbar Reizvollste steht am Beginn: das gemeinsame Erlebnis der beiden Jünglinge in dem Freundschaftsjahrzehnt nach 1775. Sie wissen alle, wie farbig, wie unerschöpflich es ist: Wildheit und Glut, Gärung und Ernst, ein feuriges Miteinander, auch im Geistigen — und doch ein Neben- und Auseinander fast von der ersten Stunde an. Goethe ging mit und stand doch immer zugleich darüber, der Bruder und der Erzieher seines Fürsten in einer Gestalt. Er war um acht wichtige Jahre reifer und innerlichst von anderer Art. Er kehrte tief in die Wirklichkeit und Verantwortung ein, und alle Verwaltungsarbeit dieser Epoche war für ihn so notwendig

[1]) Ich habe solch eine Analyse in der Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 14. Mai d. J. versucht. Sie soll in nächster Zeit (in der 'Historischen Zeitschrift') veröffentlicht werden.

und so unverloren, wie seine dumpfen Landwirtsjahre für den jugendlichen Bismarck; man weiß, wie sie ihn befriedigte und wie sie ihn enttäuschte — gleich jenem! Und wie „all sein Wohl und all sein Ungemach" in seines Freundes Entwicklung gipfelte: Tagebücher und Verse und Briefe, die Briefe an die Geliebte und die paar Briefe an Karl August selber sind dessen voll. Von dem gemeinsamen Anlaufe innerer Reformen habe ich eingangs gesprochen: sie waren heilsam und unvollkommen, lebendig und gelähmt, und schließlich strebten beide aus dieser Sackgasse hinaus. Aufstieg und Abstieg sind bei Goethe greifbar: als er im Geburtstagsgedichte von 1783 den hoffnungsreichen und doch noch immer so mahnungsreichen Rückblick auf durchlittene Sorgen warf, war sein Fürst und Pflegling, bei aller fortwirkenden Wirrnis, in wachsender Klärung begriffen und soeben schon auf dem deutlichen Wege zu sich selber, aber es war der Weg nach außen hin, und den mochte Goethe nicht teilen und nicht billigen. Er beriet ihn und fuhr fort, auch da zu warnen, er kehrte, aus allen Gründen seiner eignen Entwicklung, auch seinesteils zu sich selber zurück und floh nach Italien. Sie waren in diesen Jahren vor 1786 auseinandergelenkt: aber wie tief dieses Jahrzehnt sie verbunden und miteinander durchdrungen hatte, spürten sie nun erst in den langen Monaten ihrer Trennung, der italienischen Reise.

Denn diese Jahre von 1786—88 haben allen beiden die volle Entfaltung ihrer Eigenart gebracht. Von Goethe dem Künstler weiß das jedermann; aber es gilt auch für Karl August den Fürsten. Es waren die Jahre seiner selbständigen Fürstenbundarbeit: er erreichte das Ziel seines Kämpfens nicht, aber er wurde daran zum Meister. Er wurde Diplomat und dann Offizier; Goethe hätte beides lieber vermieden gesehen, aber er erkannte die Entwicklung an. Der Zögling von Ilmenau entwuchs ihm erst damals ganz, er wurde ihm erst damals eigentlich zum Herrscher. Und Goethe wurde sich in Rom bewußt, daß Weimar seine Heimat geworden war. Er bat, zurückkehren zu dürfen, und er bekam Antworten von verständnisvoller und gütiger Weisheit. Der Herzog hat den Genius festgehalten, indem er ihn freiließ, und in der Art, der er in diesen Briefen

begegnete, fühlt Goethe den gereiften Mann und den Leiter menschlicher Geschicke. Ihm wurde eine Zukunft zugestanden, wie er sie brauchte: als Mitarbeiter, aber mehr als Gast, denn als Beamter. Er dankte dieser Gewährung, er dankte „dem Geiste und Sinne, wie ich Sie handeln sehe", vertrauensvoll in immer innerlicheren und immer größeren Formen: nicht als Ordner — wie einst — wolle er heimkehren, sondern als ein in das Geordnete sich Einfügender. Sein Herzog nahm ihm, in dieser tiefverpflichtenden Weisheit, gesehen aus der reinigenden Ferne, in der plastischen Luft Italiens und seiner neuen Weltansicht, über manche Trübe die in jenem blieb hinaus, etwas von den klaren Zügen des Herzogs Alfons von Ferrara an, dessen Gestalt er ja damals neuschuf. Und wie alle politische Erfahrung seiner Weimarer Tätigkeit, neben den kleineren Werken vor allem im 'Egmont', deutlich in Goethes Dichtung einging, auch die mißbilligte Erfahrung der diplomatischen Arbeit, so wurde er Weimar unmittelbar ein Teil vom besten schuldig, das er im 'Tasso' gestaltete: auch dieser Herzog, praktisch-ungeduldig wie freilich auch er ist, aber fürstlich und menschlich so durchsichtig überlegen, ist nicht Karl August, aber er spiegelt ihn ab — typisiert und überpersönlich, wirklich und überwirklich zugleich, erlebt und hoch über alles Einzelerlebnis emporgehoben in die Allgemeinheit des reinen Kunstwerkes, wie alles im 'Tasso'. Weimar hat Goethes Kunst, auch hier, auf ihrer schimmernden Höhe, bedeutsam befruchtet: aber das ist ein Gegenstand für sich.

Er war wieder in Weimar selbst. Der Ton, den Rom angeschlagen hatte, hallte durch alle Zukunft des Verhältnisses der beiden Männer fort. Nicht in voller Reinheit: Tag und Stunde trübten ihn mit ihren wechselnden Stimmungen und Ärgernissen. Wir können solche Trübungen verfolgen bis an das Ende hinan. Man darf sie weder verschleiern noch allzu genau bestimmen wollen noch auch sie überschätzen. Die Anfänge brachten manche Enge, die Goethe erst wieder überwinden mußte; sie brachten, neben der zunächst noch lebendigen literarischen Gemeinschaft, eine eigentümliche Art der persönlichsten Annäherung, eine sonderbare Neuerwärmung der klarer und klassisch

kühler gewordenen Beziehungen: durch das erotische Moment, dessen Eintritt in Goethes Haus der Herzog als eine menschliche Verbindung zwischen ihnen empfand: sie sprach sich in merkwürdig objektiven Bekenntnissen aus. Auch die hohe Politik verband sie wieder, trotz allem, in vertrauter Mitarbeit des Geheimen Rates und Freundes. Jedoch, sein eigentliches staatliches Arbeitsgebiet wurde neu und anders: genau im Sinne seiner römischen Bitten. Seine Weimarer Tätigkeit läuft künftig, von 1788 bis 1828 und 1832, in ununterbrochen gleicher Bahn, und auch das Verhältnis der beiden Personen wird, über manche Einzelbewegungen und kleinere Einschnitte, über Krieg und Frieden, über Champagne und Napoleon und Wien, über Entfremdungen und Neubefestigungen hinweg, fast gleichmäßig, auf die drei Jahrzehnte hin, die ihnen gemeinsam blieben. Die Tätigkeit Goethes: das wird, der Hauptsache nach, die Verwaltung der geistigen Kultur in Wissenschaft und Kunst. Das wird die geistig-organisatorische Oberleitung der Universität Jena, die Karl August mit Goethe zusammen ergriff, in all ihrer steigenden und fallenden, stets herzlich gefühlten und warm umkämpften Entwicklung; es wird insbesondere die Oberaufsicht über die Jenaer wissenschaftlichen Institute, die Karl August erhielt und nährte, die naturwissenschaftlichen zumal, und später auch die Bibliothek: ein Amt, das sofort einsetzte und allmählich feste beamtliche Formen gewann. Und dazu die Bibliothek in Weimar; die Bauten in Weimar: der Schloßneubau, die Ausgestaltung des Parkes als eigenster Lebensform der beiden Freunde, das 'Römische Haus' und so fort; und die Sammlungen an bildender Kunst, die Lehre der bildenden Kunst, Zeichenschule, Förderung der einzelnen Künstler, daheim und draußen; schließlich von 1791 ab die Leitung des fürstlichen neuen Theaters. Ein Arbeitskreis von weitem Umfange, ganz Goethisch, eine Wirkung, die alle die Anstalten, denen sie galt, auf die Höhe Goethischer Klassik hob und einigen den Weiter- und Niedergang nicht ersparen konnte: alles aber von großer und befriedigender Einheit. Daneben die zwei Persönlichkeiten und ihr Verhältnis zueinander. Da wurde die in Italien innerlich entschiedene Veränderung durchgeführt und ausgestaltet:

nach den Jahren der Unruhe, der Feldzüge, nach mancher menschlichen Neubelebung, brachte die stillere Friedensepoche, im Jahre 97 zuerst in auffallend scharfer und bewußter Ausprägung, eine neue, die gleichbleibende Form. Goethe hatte in Rom den Fürsten in Karl August in feierlichem Sinne anerkannt, 1797 wurde die Art, wie er sich zu diesem Fürsten verhielt, die verwandelte Art seiner Reisebriefe, die zu „Relazionen“ erstarrten, von jenem in einem bekannten Worte an Knebel als „feierlich“ gebrandmarkt: „es ist gar possierlich, wie der Mensch feierlich wird“. Bald folgt die formelle Fassung der Anreden, der Unterschrift nach, „Ew. Durchlaucht“ auch im persönlichen Briefe, woraus später die Königliche Hoheit werden sollte; dann beginnen die Neujahrswünsche in immer monumentalerer Form. Die Nachwelt hat zu dieser Erstarrung ihre wechselnden Urteile gesprochen und sie meistens getadelt. Es ist ein Gegenstand wieder für sich: nur weniges zur Erklärung spreche ich hier aus.

Kein Zweifel, Goethes Briefe an seinen Herzog wurden starrer, offizieller, inhaltlich minder stark und reich als alle seine großen Briefwechsel sonst. Diese alle werden unpersönlicher als ehedem, aber wie tief menschlich redet er noch jetzt, nicht nur zu Christiane, sondern zu Knebel, zu Schiller, zu Zelter, zu Boisserée! Er hebt alle seine Beziehungen, in dieser Epoche der Klassik, stilisierend auf einen Sockel. Aber die zu Karl August stilisiert er in ganz besonderer Art. Weil auch jener stilistischer empfand als einst, er der Vertreter nunmehr der französisch-gebundenen Form? Auf Karl Augusts Briefe zum mindesten färbte diese nicht ab! Es war vielmehr das Verhältnis zum Fürsten als solchem, das Goethes Haltung so meißelte. Er war als Beamter schon 1785 gegen den Herzog für den Kanzleistil eingetreten, dessen gehaltene Form er als sachliche Sicherung empfand. Er war seines Vaters Sohn; er war überdies aus dem reichsstädtischen Patriziat erst übergetreten in den Kreis monarchischer Beamtenschaft und Gesellschaft und nahm deren Umständlichkeiten und Höflichkeiten ernsthafter als ihr eingeborenes Mitglied: nicht ganz ohne höfische Anpassung. Noch mehr: Karl August war Gebieter und wollte befehlen; er tat es

so manches Mal in schroffen Worten, er war explosiv. Goethe sah in der festen Form wohl eine Sicherung auch gegen solche Zusammenstöße. Indessen seine Konflikte mit dem Herzoge folgten dieser Wandlung seiner Formen doch wohl erst nach. Es war gewiß der allgemeine Drang zur erhöhenden Regel, wie er ihn in den neunziger Jahren bereits erfüllte, der ihn auch hier geleitet hat; aber daß er diese Regel dem Fürsten gegenüber so besonders feierlich und konsequent innehielt, das stand nicht außer Zusammenhang mit der Schätzung des Fürstentums, die er in Italien, in seinen Briefen an Karl August, in klassische und prinzipielle Sätze gefaßt hatte. Er pries auch künftig die Gewalt, die über der Mehrzahl stehen muß, die beglückende Gewalt, die sich mit Wohlwollen und Übersicht vereinigt, die weiterblickt als man es von unten her tun kann, und er pries an Karl Augusts Regierung, daß sie in ihrer Wirksamkeit den kleinen Kreis bis ins Unendliche erweitert habe, indem sie jeden der Ihrigen richtig und deshalb belebend verwandte. Das waren Anschauungen, die Goethes Dasein beherrschten; ihm stand diese spendende und regelnde Fürstenmacht wirklich im Mittelpunkte wie seiner täglichen Wirklichkeit so seiner staatlichen Weltansicht. Karl August wollte diese Sprache nicht: immer wieder hat er ihre Feierlichkeit mit absichtsvoller Formlosigkeit, mit warmer, freundschaftlicher, mit lässig scherzender Anrede erwidert und seinen Freund aufgezogen und herüberzuziehen gesucht: völlig vergeblich. Goethe blieb bei seinem Stil und steigerte ihn: es war der Ausdruck seiner Gesinnung. Die beiden Männer entfernten sich in dieser Ausdrucksweise scharf; dem klassischen Typus stellte sich der bewußt naturalistische Lebensstil des andern entgegen.

Merkwürdig, wie sich die Kunstanschauung des Herrschers — ich berührte sie schon — um so französischer und gebundener ausgestaltet hatte: den Widerspruch nahm er sich nicht übel. Goethe kam seinen französischen Wünschen hier und dort entgegen; der Hauptsache nach ging er in diesen Jahrzehnten als Dichter, von Karl August nicht gestört, aber auch in seinen Wandlungen und Neuschöpfungen kaum mehr verstanden, seinen Weg für sich; nur in einem stießen sie, gerade vom Boden der

Kunst aus, auseinander. Das Weimarer Theater hat Goethe zu seiner klassischen Bühne gemacht; der Herzog sah in ihm seine Hofbühne und regierte unablässig, fördernd und auch wohl störend, hinein. Ärgernisse, die das Bühnenwesen naturgemäß mit sich trug, haben Goethe die Leitung frühe schon zeitweise verleidet; dann kam der sehr persönliche Gegeneinfluß der mächtigen Primadonna, der Frau Jagemann-v. Heygendorf, gegen den der Intendant sich und sein Amt verteidigte; es kamen die harten Zusammenstöße von 1808 und 9, von 1812 und 17 und noch von 1825, die wachsende Müdigkeit Goethes, 1817 der scheinbare Sieg und die schließliche jähe Entlassung. Der Fürst handelte hier, ganz abgesehen von der entscheidenden Macht der Frau, als Herr, dem das Seinige unterstehe; beide Teile, vor allem Karl August, eigenwillig und scharf; menschlich kleine Antriebe griffen, nur hier, in dieses Verhältnis der beiden lebendigen Menschen häßlich und zerrüttend ein. Goethe hat den aufwallenden Erdenrest in dem Genossen alter Jugendwildheit ohne Zweifel bitter genug empfunden und nicht immer die Urkraft seiner dämonischen Vollnatur, nicht immer die elementare Art der Fürsten als „Naturkräfte" mit achselzuckendem Verständnisse begriffen. Man denkt bei mancher Klage im stillen an Kämpfe und Urteile Bismarcks. Und auch Goethe war ja von Hause aus ein Mann des Zornes. Das letztlich Bezeichnende für Goethes Haltung aber ist, gerade im Vergleich mit Bismarck, wie er auch hier bewußt überwindet und dämpft; sein Briefwechsel mit dem Herzoge drängt, beinah immer, alle Erregung fest in den Schatten zurück. Er wollte dieses Grundverhältnis seines Daseins erhalten, er besiegte den Kampf, und schwieg; er wahrte sich, aber er wahrte auch die ihm, seit seiner Lebenshöhe, von innen heraus natürlich gewordene Form. Es war eine seiner Entsagungen.

Sie waren verschieden und konnten sich feindlich stoßen. Jedoch es wäre eine Fälschung, wenn man den Ton ihrer Schilderung auf diese Disharmonie stimmen wollte. In tiefster Wahrheit überwog ihre Einigkeit und ihre historische Einheit. Die Gesamtheit ihres Briefwechsels spiegelt, und zwar in jedem Jahrzehnte immer noch voller, ihre gemeinsame Arbeit, und

immer voller noch erscheint auch Karl August an ihr beteiligt: Dornen und Rosen dieser Arbeit, an Universität und Forschung und Kunst, sind ihnen gemeinsam, das Verständnis des Fürsten ist hier ganz lebendig, und Goethes Same geht hier in ihm und durch ihn weithin auf. Sie sind auch der Wissenschaft gegenüber von verschiedener Art: Goethe in letzter Reihe doch der Gelehrte, systematisch, forschend, aufbauend, Karl August der Praktiker, der von seiner Wissenschaft auch etwas haben will, dem seine Professoren helfen sollen, für Bergwerk und Bad und Gasbeleuchtung; sie wissen dann auch, daß Serenissimus rasche und entscheidende Erfolge liebt. Den Großherzog interessiert die Einzelerscheinung, auch die sonderbare, das Naturspiel; an die Wetterwissenschaft und ihre Voraussagen glaubt er nicht, Goethe muß deren Sinn und Zukunft verteidigen. Aber hundert Beobachtungen stellen sie beide an und tauschen sie aus. Die eigenste Fülle und Höhe der Goethischen Welt, der Widerhall vollends des Goethischen Schaffens fehlt in diesem Briefwechsel, seine Werke klingen nur fernher an. Aber wie unerschöpflich bleibt, was ihnen gemeinsam ist! Ihr Menschliches altert, und Karl August lacht etwas verkniffen darob, ihr sachliches Schaffen nimmt nur zu. Auch in dem Fürsten erscheint das Überpersönliche immer stärker. Was seine Mutter begonnen hatte, was sein Freund unendlich erhöht hatte, ist ihm selber zu einer beherrschenden Lebenskraft geworden. Auf alles blickt er, Dichtung und Bildkunst der Völker, seine Museen, Tiergerippe und Thorwaldsenstatue miteinander, ja als Pendant, und wartet ungeduldig auf des jungen Friedrich Preller neueste Bilder; Jena hegt und deckt und ordnet er, trotz allem gelegentlichen Grimm auf Professoren und Studenten; alles pflichtbewußt, mehr noch liebevoll: und alles rastlos, solange sein Atem geht. Es ist die höchste Höhe, die die Kulturwirkung unsres alten Fürstentums erklommen hat: alles persönlicher, intensiver als irgendwo sonst, und hinter allem glüht und leuchtet und wärmt die Sonne Goethes. Wieder ist Karl Augusts ursprüngliche Triebkraft, das Kleinfürstentum, sein Lebensquell, auch in dieser Geisteswirkung: und hier wirkt dieser Quell befruchtender, reiner und ewiger als in seiner

Staatsarbeit und in seiner Individualität, keine andere Gewalt des deutschen Lebens hätte dieses Sonderfürstentum darin ersetzen, kein anderer Mensch hätte mit Goethe so leben, durch Goethe hindurch so mitschaffen können wie er. Alles, was er sonst war und tat, alle Wohlfahrtsleistung, Erweiterung und Regelung für sein Land, bleibt unserer, der historischen Betrachtung dafür nur der Unterbau. Alle Armut seiner Mittel, die manchmal fast rührend hindurchblickt, alle Engheit von Raum und Kräften, die sich manchmal störend betätigt, alle irdische Unvollkommenheit hindern die Größe dieser Wirkung und dieses Anblicks nicht. Wie unendlich viel guter und erleuchteter, allseitiger Wille! welches innere Mitleben! und welch ein Ertrag, für das Land und für die Nation! Hier natürlich lag seine wahre schöpferische Wirkung, und über aller schicksalsmäßigen Enge die Weite des Besten seiner Persönlichkeit. Der Lebensquell, der hier rauschte, rauscht durch die Zeiten fort; die Stätten, die er tränkte und heiligte, die Güter, die ihnen entsprossen, gehören zu dem unvergänglichen Lebensvorrat unserer schwerbelasteten Nation: sie trinkt und schöpft hier Leben und Stolz, den Stolz, der ein Volk und sein Eigengefühl, der auch sein staatliches Leben, die Wurzeln bespülend und immer neu erfrischend, lebendig, lebensfähig, zukunftssicher erhält durch Dürre, Nacht und Not.

Der innigste Eindruck, der von diesem Anblick der beiden großen Greise zurückbleibt, aber darf der menschliche sein. Abweichung und Ergänzung bis zuletzt: Vita activa und Vita contemplativa in reiner Ausprägung; der eine, der innerlich Unbegrenzte, setzt sich selber in steter Bescheidung die Grenzen; der andere, seinen Ewigkeitskräften nach der Begrenztere, erkennt, als Mensch der Tat, Grenzen und Bescheidung niemals wirklich an. In seiner Art war jeder dem andern überlegen und jeder dem andern unentbehrlich — am unmittelbarsten der Fürst dem Dichter. Im Ganzen waren sie einig. Und dieses Gefühl und dieser Klang wuchs gegen das Ende von neuem an. „Mein lieber alter Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt": so erwidert in seiner Sprache Karl August 1821 den feierlichen Neujahrswunsch, und zwei Jahre darauf

diente er ihm mit warmem Eifer als Brautwerber um Ulrike v. Levetzow. Die aber ist ja das Symbol für eine Neubelebung, eine Neuerwärmung auch Goethes. Auch seine Briefe an den Großherzog strömen in diesem neuen Jahrzehnte freier dahin, und jene Fünfzigjahrfeier, von der die unsrige ausgeht, brachte Liebe und Erinnerung, über Goethes Selbstbeschränkung hinweg, über die Form seiner Briefworte hinweg, zu ergreifendem Ausdrucke. Ich habe mit den Worten begonnen, die Fr. v. Müller damals hörte, dem Goethischen: „Beisammen", dem Ausrufe: „Ilmenau!" Die beiden Alten huldigten einander als Freunde. Diese Erwärmung durchströmt die Zurückhaltung von Goethes Briefen bis an des Herzogs Tod. Wärmere Laute klingen jetzt leise durch. Der Glückwunsch des Herrn war „ein herzlicher Morgengruß, der mein ganzes Haus durchleuchtet hat". Und Goethes neugedruckte Werke „machen", so dankt ihm jener, „mich sehr glücklich". Goethe aber sendet ihm beziehungsreich die Verse, die, für einen anderen, befreundeten Altersgenossen geschrieben, auch Karl August gelten:

Wenn mit jugendlichen Scharen
Wir beblümte Wege gehn,
Ist die Welt doch gar zu schön.
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns gesellt:
O wie herrlich ist die Welt!

Und dann sein Widmungsgedicht an Karl August selber, zu dessen letztem Neujahr, mit der Überreichung der Gesamtwerke, der alten Gabe, die unveraltet sein soll, gleich wie Verehrung, Lieb' und Treue geblieben sind;

Nur weil es dem Dank sich eignet,
Ist das Leben schätzenswert.

Und als letztes Schlußwort die beiden schicksalsschweren Abschiedsbriefe vor Karl Augusts Todesreise nach Berlin, im Mai 1828, die Karl August leise ahnend seinen Abschied von der Außenwelt nennt, während Goethe in ihr den Anlaß erwartet, der dem Fürsten im Anblicke der Großstadt von neuem befriedigend vor Augen führen wird, „was um Höchst Dieselben im nächsten Kreise lebt und was Sie darin gewirkt haben und wirken".

Das ist der Klang, der alles zusammenfaßte und der nachhallte über das Grab. Das Goethebildnis Stielers, in den Tagen nach des Großherzogs Tode gemalt, vereinigt die klassische Überlegenheit des Heroen mit einem Zuge tiefgegrabener Schmerzen. Er rettete sich, um sich zu halten, in die erinnernde Stille Dornburgs. Da hat er sich selber und dem Nachfolger des Toten die Mahnung wiederholt, die ehedem seinen Festgesang von 1825 erfüllt hatte:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

An das wahrhaft Lebendige haltet euch! Das Vergangene lebt und schafft fort; die Kette der Wirkungen läuft von Geschlecht zu Geschlecht. Der Verstorbene hat sie schaffend weitergeleitet. „Wer pflanzte diese Bäume? ... Er pflegte diese Schatten!"

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft.

Es ist die Unsterblichkeit alles Schaffens und alles Daseins, die Einreihung in den Zusammenhang der Zeiten, das Erbe an die Zukunft, der Ton für jede Feier Weimars. Ein zweiter klingt daneben: wenn Goethe seines Fürsten gedachte, wie er war, so sprach er von der Einheitlichkeit seiner natürlichen Kraft. Und damit tritt neben das Allgemeine das Persönlich-Besondere. Denn persönlich ist doch zugleich jedes große, jedes lebendige Menschenwerk; die Einzelkraft erst kann es vollbringen, das Wesen, das in sich selber ruht und sich betätigen muß, der Wille, der sich selber und seinem Werke vertraut. Karl August hat, ebenso wie sein gewaltigerer Freund, in den 53 Jahren seiner Arbeit niemals sich selber verloren, in keinem Irrtum, in keinem Niedergange, keiner Behinderung; eine persönliche Kraft, so sahen wir sie, die sich erzog, obgleich sie sich niemals zum Kunstwerk vollendete; ein Wesen, auch so, von fester Ganzheit und starker Ausstrahlung, unverzagt und ungebeugt, aufrecht, allen Gewalten zum Trutz, und deshalb schließlich doch auch siegreich. So hat er die Arme der Götter herbeigerufen. Sie haben ihm das höchste ihrer Geschenke gereicht, den Genius, und die Kraft, ihn zu halten und zu nutzen, und die Kraft zu sich selbst. Er blieb ihm treu, und blieb sich treu. Und Söhne unseres Volkes waren sie beide. Wir huldigen, auch nach seinem Menschentume, in Karl August von Weimar dem Leben und der Hoffnung.



40. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1924/25)

Vorstand

und

Geschäftsführender Ausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1924/25.

Präsident:

Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gustav Roethe, Charlottenburg-Westend

Vizepräsidenten:

Geh. Hofrat Professor Dr. Viktor Michels, Jena

Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Dr. Hans Bodmer, Zürich

Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar

Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart

Professor Dr. Otto Heuer, Direktor des Goethe-Museums, Frankfurt a. M.

Frau Dr. Ricarda Huch, München

Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig

Professor Dr. Friedrich Lienhard, Weimar

D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayer. Handelsbank, München

Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Weimar

Professor Dr. Julius Wahle, Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar

---

Geschäftsführender Ausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf

Schriftführer: Professor Dr. Max Hecker

Schatzmeister: Bankdirektor Hans Adlung

Prof. Dr. W. Deetjen

Geh. Reg.-Rat Baron S. v. Groß

Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche

Prof. Dr. Friedr. Lienhard

Kommerzienrat Dr. R. Moritz

Oberreg.-Rat Prof. Dr. E. Scheidemantel

Generalintendant a. D. H. v. Vignau, Exzellenz

Sanitätsrat Dr. W. Vulpius

Dr. Hans Wahl

Prof. Dr. Julius Wahle

Ministerialdirektor Dr. E. Wuttig

Ehrenmitglied

Frhr. Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Greifenstein ob Bonnland

Tätigkeitsbericht des Geschäftsführenden Ausschusses für 1924/25

Unsere Gesellschaft vollendet in diesem Jahre das vierte Jahrzehnt ihres Bestehens. Diese ganze lange Zeit hindurch hat Herr Kommerzienrat Dr. Moritz, Weimar, als Mitglied unseres Geschäftsführenden Ausschusses, in den ersten 15 Jahren zugleich als Schatzmeister, der Gesellschaft die wertvollsten Dienste geleistet. Möchte dem hochgeschätzten Manne noch ein langes erfreuliches Wirken in unserer Mitte vergönnt sein!

Mit dem Heimgang unseres allverehrten Ehrenmitgliedes, unseres früheren Präsidenten und langjährigen Vorstandsmitgliedes, des Wirkl. Geheimen Rates Dr. Albert Bürklin hat der Tod eine schmerzliche Lücke in den Kreis des Vorstandes gerissen. Dem bedeutenden Theaterpraktiker und Politiker hat unsere Gesellschaft reiche Förderung zu verdanken; die geistreich-humorvolle Art, in der er unsere Verhandlungen meisterte, wird unvergessen bleiben.

Aus dem Geschäftsführenden Ausschuß ist zu unserem lebhaften Bedauern Herr Generalintendant a. D. v. Schirach ausgeschieden.

Nach Wiederherstellung der deutschen Geldwährung sind Ruhe und Stetigkeit auch in unsern Geschäftsgang wieder eingekehrt. Zum erstenmal seit Jahren kann der Geschäftsführende Ausschuß im Rückblick auf das im letzten Jahr Erreichte und im Ausblick auf kommende Aufgaben wieder mit unserem Dichter sprechen: „Gebt mir zu tun, das sind reiche Gaben!" An Arbeit hat es im Berichtsjahr auch nicht gefehlt; der Geschäftsstelle gebühren Dank und Anerkennung für ihr pflichttreues und unermüdliches Wirken. Allein die Vorbereitung und Durchführung der Feier am 27./28. August brachte eine sehr starke Belastung mit sich. Das in zwei Vorstands- und fünf Ausschußsitzungen behandelte reiche Material mußte verarbeitet, ein reger Verkehr

mit zahlreichen Einzelmitgliedern und den Ortsgruppen gepflogen werden. Etwa 32000 Sendungen gingen an Mitglieder; gegen 5000 Zahlungseingänge waren zu verbuchen, ungefähr 10000 andere Postsachen gingen ein und aus.

Die Besoldungsverhältnisse der in der Geschäftsstelle tätigen Damen und des Herrn Rechnungsführers wurden in Anlehnung an die für Thüringer Gemeindeangestellte geltende Regelung neu geordnet. Goethes Mahnung: „Soll es reichlich zu dir fließen, reichlich andre laß genießen" konnte nur mit der der allgemeinen Not der Zeit entsprechenden Einschränkung beherzigt werden.

Die schon erwähnte Feier von Goethes 175. Geburtstag wurde am 27. und 28. August in Gemeinschaft mit der Stadt Weimar unter der Teilnahme von mehr als 450 Mitgliedern würdig-schlicht begangen und darf trotz der Ungunst des Wetters als bestens gelungen bezeichnet werden.

Ein zwangloses Abendessen vereinigte unsere Freunde am 27. in den behaglichen Räumen des 'Fürstenhofes'. Obwohl ein sanfter Dauerregen eingesetzt hatte, drang eine beherzte Schar um Mitternacht bei Fackelschein bis zum Gartenhause im Park vor, wo die Klänge einer schönen Männerstimme aus dem Nachbargarten herniedertönten. Das Trommeln des Regens auf den Schirmen vermochte nicht, die weihevolle Stimmung zu beeinträchtigen, die eine kurze tiefempfundene Ansprache des Herrn Präsidenten hervorrief. Die Festversammlung am Vormittag des 28. stand unter dem Eindruck der Festrede des Herrn Geheimrat Roethe, die am Eingang des diesjährigen 'Jahrbuchs' abgedruckt wird. Das Wetter hatte sich inzwischen zum Guten gewendet, und der Eindruck der volkstümlichen Feier auf dem Frauenplan: Gesänge jugendlicher Stimmen, eine Ansprache des Weimarer Oberbürgermeisters Mueller, Lienhards prachtvolles Festgedicht, von Hans Illiger mit herrlichem Schwung vorgetragen, alles dies im Rahmen der glänzend beleuchteten Häuser des Frauenplans unter einem funkelnden Sternenhimmel: dieser Eindruck wird den Festteilnehmern unvergeßlich sein.

Band 10 des 'Jahrbuchs' wurde Ende August versandt; von den aufgelegten 6600 Exemplaren wurden bisher 5500 an unsere Mitglieder abgegeben.

Unsere Weihnachtsgabe, Julius Wahles 'Gedichte Goethes an Frau von Stein' hat uns manches Wort herzlicher und freudiger Anerkennung gebracht.

Von den älteren 'Schriften' wurden 936 Stück an Mitglieder gegen Bezahlung abgegeben. Die Bände Nr. XI, XXIII und XXXII der 'Schriften' mußten als vergriffen gesperrt werden, so daß von den 37 bisher erschienenen 'Schriften' gegenwärtig nur noch 15 nachbezogen werden können. Auch Band 2 des 'Jahrbuchs' ist vergriffen. Die Frage, ob nicht diese fehlenden Bände, sei es durch Neuauflage, sei es durch bloßen Neudruck im sog. Manulverfahren, unseren neueren Mitgliedern auch zugänglich gemacht werden sollten, wurde brennend. Der Vorstand hat sich nach eingehender Prüfung des Für und Wider für den Neudruck ausgesprochen. Ins Auge gefaßt sind zunächst Band II 'Briefe Goethes aus Italien an Frau v. Stein', Band XV 'Goethes Elegie', Band XXI 'Maximen und Reflexionen'. Die vielbegehrten Bildermappen kommen für das mechanische Nachdruckverfahren zunächst leider nicht in Betracht.

Mehrfache Nachfrage veranlaßte uns zur Herausgabe einer kleinen von Max Hecker entworfenen, mit fünf schönen Bildern gezierten Werbeschrift, die über Wesen und Ziele der Goethe-Gesellschaft dem Fernerstehenden die nötigen Auskünfte gibt.

Ein Register für Band 1—10 unseres 'Jahrbuchs' wird erwogen; die Herausgabe eines Goethewörterbuches wird gefördert werden.

1926 kommt der Schlußband (Band IV) des Goethe-Meyerschen Briefwechsels (Anmerkungs- und Registerband) zur Ausgabe, und zwar ist an Subskription (zum Selbstkostenpreis) gedacht, da dieser Band für die vielen Mitglieder, denen nicht alle drei vorhergehenden Bände geliefert werden konnten, nicht den vollen Wert einer eigentlichen 'Schrift' besitzen würde. Daneben soll als eigentliche 'Schrift' des Jahres für alle Mitglieder eine weitere (kostenlose) Veröffentlichung erscheinen, wofür ein Textband aus den Schätzen des Goethe- und Schiller-Archivs ins Auge gefaßt wird.

Den Mitgliedsbeitrag für 1925 hat der Vorstand im November 1924 vorläufig auf 12 ℳ festgesetzt, in Erwartung eines

allmählichen Anziehens namentlich der Bücherpreise und im Hinblick darauf, daß unsere Gesellschaft jetzt auch an den Verwaltungskosten des Goethe- und Schiller-Archivs beteiligt ist, daß endlich gewisse Vermögensrücklagen nach und nach wieder geschaffen werden müssen. Wo die Beitragserhöhung aus wirtschaftlichen Gründen schmerzlich empfunden wurde, konnten wir teilweise ausgleichend eingreifen, dank Herrn Alfred Köhler, Chemnitz, der erfreulicherweise an den Wiederaufbau seiner von der Inflation verschlungen gewesenen Patenschaftsstiftung herangegangen ist. Vivant sequentes!

An unsere lebenslänglichen Mitglieder wurde Anfangs d. J. mit Zustimmung des Vorstandes die Bitte gerichtet, hinsichtlich der Beitragszahlung sich wieder den ordentlichen Mitgliedern gleichzustellen, da die eingezahlten Stammkapitale verlorengegangen waren. Der Appell fand erfreulichen Widerhall; von 99 lebenslänglichen Mitgliedern wurden bisher über 1650 ℳ für 1925 eingezahlt. Ihnen sei hier aufs herzlichste gedankt.

Die Mitgliederbewegung war ziemlich lebhaft. 428 Mitglieder schieden durch Tod und Austritt aus, wogegen 497 neu aufgenommen wurden. Etwa 1000 Mitglieder mußten wegen mehrjähriger Zahlungssäumigkeit nun schließlich gestrichen werden. Nach alledem haben wir gegenwärtig etwa 5500 Mitglieder.

Ortsgruppen bildeten sich neu in Dessau und Hannover; Dessau brachte uns bereits über 100 neue Mitglieder. In Mannheim ist die Bildung einer Gruppe ins Auge gefaßt. Wir freuen uns der Ausdehnung des Wirkungskreises unserer Gesellschaft und hoffen auf gute Gemeinschaftsarbeit. Mit den bestehenden Ortsgruppen stand die Geschäftsstelle in regem Verkehr. Gewisse Schwierigkeiten sind mit den Herren Ortsgruppenvertretern eingehend durchgesprochen worden. Mit ihrer glatten Lösung darf gerechnet werden. An dem Grundsatz, daß den Ortsgruppen nur Mitglieder der Muttergesellschaft angehören können, ist festzuhalten.

Der Prozeß um die Erbschaft von Frl. Heyden in Essen schwebt noch vor dem Oberlandesgericht in Hamm; gegenwärtig finden neue Beweisaufnahmen statt.

Hinsichtlich des Goethe- und Schiller-Archivs ist das schon im letzten Jahresbericht erwähnte Abkommen mit dem

Erbgroßherzog und dem Lande Thüringen zustande gekommen, wonach unsere Gesellschaft im Verwaltungsrat der neuen Gemeinschaft eine Stimme hat und zu den Gesamtkosten ein Fünftel beiträgt. Für das letzte Geschäftsjahr entstand für uns ein Zuschuß von rund 2400 ℳ, für 1925/26 sind vorsorglich 4000 ℳ im Haushaltplan vorgesehen. Unsere Stimme hat der Vorstand Herrn Prof. Dr. Kippenberg übertragen.

Der schon vor längerer Zeit angekündigte neue sechsbändige 'Volksgoethe' ist zu Ende gedruckt und wird nun in allernächster Zeit erscheinen. Aus unserem Mitgliederkreise haben wir 998 Bestellungen übermittelt.

Glückwünsche sind dargebracht worden Exzellenz Bürklin zum 80. Geburtstage nicht lange vor dem Ableben des vortrefflichen Mannes, Frau Ricarda Huch, unserem verehrten Vorstandsmitglied, zum 60., Herrn Oberbaudirektor Kriesche, unserem hochgeschätzten Ausschußmitglied, zum 75. Geburtstag; der Hofbuchdruckerei Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar zur Feier ihres 300jährigen Bestehens.

Auch im vergangenen Jahre hatten wir für manche hocherfreuliche Spende zu danken. Unser verehrter Herr Geheimrat Dr. Max Friedlaender überreichte mit seinem Dank für die goldene Medaille unserer Gesellschaft als Gabe für das Archiv einen Brief Riemers über 'Des Epimenides Erwachen'. Unser alter Frankfurter Freund, Herr Bankier Heinrich Emden, ist an den Wiederaufbau der Heinrich Emden-Stiftung zugunsten des Archivs herangegangen. Der Patenschaftsstiftung des Herrn Alfred Köhler (Chemnitz) wurde schon dankbar gedacht. An kleineren freiwilligen Beiträgen von Mitgliedern gingen 503 ℳ ein. Herr Schlossermeister Arno Müller (Weimar) schenkte den Betrag einer Rechnung über eine Grabgittereinfassung.

Allen freundlichen Spendern sei aufs herzlichste gedankt. Möchte die Gebefreudigkeit trotz der Schwere der Zeit lebendig bleiben! Auch darin erblicken wir einen Beweis des Vertrauens zu unserer Tätigkeit und der Hoffnung auf ein ferneres ersprießliches Wirken unserer Gesellschaft im Dienste der Großen von Weimar!

Juni 1925. Dr. Donndorf.

Tätigkeitsberichte von Ortsgruppen

sind eingegangen aus Berlin, Duisburg, Essen, Hamburg und Mühlheim-Ruhr. Sie künden zumeist von reger organisatorischer Arbeit. Freilich wird auch wohl an einer Stelle über die Ungunst der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, an der anderen über Teilnahmlosigkeit der Mitglieder und der gebildeten Kreise überhaupt geklagt. Doch war man fast überall mit Veranstaltung von Vorträgen und künstlerischen Darbietungen im Sinne der Bestrebungen und Ziele unserer Gesellschaft tätig. Dr. Donndorf.

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1924 gestaltet sich wie folgt:

Die laufenden Einnahmen betrugen:

365,29 ℳ	Gewährschaft voriger Rechnung,
44 858,16 „	Jahresbeiträge der Mitglieder,
879,— „	Freiwillige Beiträge der Mitglieder,
3 396,27 „	Erlös aus 'Schriften' und 'Jahrbüchern',
2 262,40 „	Zinsen für vorübergehend angelegte flüssige Mittel,
1 889,16 „	Insgemein,
53 650,28 ℳ.	

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

14 057,08 ℳ	für das 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft',
2 663,98 „	für Band 37 und 38 der 'Schriften' (Teilzahlung) und frühere 'Schriften',
1 140,13 „	für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft,
900,— „	Zuweisung an die Landesbibliothek und an das Goethe-Nationalmuseum,
9 425,14 „	Verwaltungskosten, Inventarergänzung,
4 941,43 „	Insgemein (Hauptversammlung, Prozeßkosten u. a.),
33 127,76 ℳ.	

Vergleich:

53 650,28 M	Einnahme,
33 127,76 „	Ausgabe,
20 522,52 M	Vorrat am 31. Dezember 1924.

Davon sind noch zu kürzen die Kosten der Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv mit

2 433,74 M	sowie
10 014,92 „	für Band 37 der 'Schriften' (Restzahlung),
12 448,66 M,	

da die Rechnungen für beide Posten erst im Januar 1925 eingingen.

Es bleibt somit ein verfügbarer Vorrat von 8 073,86 M für die neue Rechnung übrig.

B.

Der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft sind im abgelaufenen Vereinsjahre zahlreiche Schenkungen zugegangen, für die den freundlichen Spendern mit Nennung ihrer Namen hier nochmals herzlicher Dank ausgesprochen wird: Prof. Dr. O. Altenburg (Stettin), Frhr. v. Biedermann (Berlin), Dr. R. Blume (Freiburg i. Br.), Dr. P. Braun (Oberweimar), Dr. H. Bräuning-Oktavio (Fürstenlager), P. Burg (Quasnitz i. Sa.), H. Emden (Frankfurt a. M.), V. Errante (Bologna), Prof. Dr. M. Friedlaender (Berlin), Prof. Dr. M. Gebhardt (Dresden), L. Giachery (Palermo), Prof. Dr. R. Haupt (Preetz), Dr. W. Hertz (München), Dr. A. Hoffmann (Breslau), L. Karpe (Teplitz-Schönau), Prof. Dr. O. Kern (Halle a. S.), Prof. Dr. P. Kluckhohn (Danzig), Dr. G. v. d. Knesenbeck (Deutschhorst), H. Krüger-Westend (Altona), Prof. Dr. H. Lederer (Innsbruck), G. Lobe (Leipzig), H. Luckenbach (Heidelberg), Dr. D. Mahnke (Greifswald), die Firma B. Metzler seel. Sohn u. Co. (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. G. Minde-Pouet (München), K. Muthesius (Weimar), Prof. Dr. J. Petersen (Berlin), D. G. Pfannmüller (Darmstadt), Dr. Gabriele Rabel (Biedenkopf), Dr. F. H. Reinsch (Los Angelos, Calif.), Prof. Dr. J. G. Robertson (London), Prof. Dr. R. Salomon (Hamburg), Prof. Chr. Sarauw (Kopenhagen), W. A. Speck (New Haven U. S. A.), Dr. L.

Schmidt (Dresden), Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), A. Ulrich (Hamburg), Dr. E. Wachtel (Marienbad), Dr. K. G. Wendriner (Berlin), Prof. Dr. M. Yamagishi (Tokyo), Prof. E. Zaniboni (Neapel), Dr. E. Zeyß (Gotha). Ferner das Goethe-Museum (Frankfurt a. M.), der Weimarbund deutscher Mädchen und Frauen, der Generalverband der deutschen Raiffeisen-Genossenschaften (Berlin), die Redaktion der Rheinisch-Westfälischen Zeitung (Essen), die Geschäftsstelle der Theaterwissenschaftlichen Blätter und folgende Verlagsanstalten: Böhlaus Nachfolger (Weimar), der Insel-Verlag (Leipzig), das Bibliographische Institut (Leipzig), J. J. Weber (Leipzig), der Propyläenverlag (Berlin), E. S. Mittler u. Sohn (Berlin), H. Haessel (Leipzig), Frankfurter Verlagsanstalt (Frankfurt a. M.), Phil. Reclam jun. (Leipzig), Klinkhardt u. Biermann (Leipzig), Velhagen u. Klasing (Berlin und Bielefeld), G. Köster (J. H. Eckardt) (Heidelberg), E. Boysen (Hamburg), Sansoni (Florenz), G. Omura (Tokyo), Sudetendeutscher Verlag (Reichenberg i. B.), Steenske forlag (Oslo), Wittichsche Hofbuchdruckerei (Darmstadt), H. Berthold A.-G. (Berlin).

Das Goethe- und Schiller-Archiv hat im vergangenen Jahre keinen Zuwachs an Handschriften durch Schenkung zu verzeichnen. Dagegen war es in der Lage, drei Ankäufe zu machen: ein undatiertes Billet Karl Augusts wahrscheinlich an Goethe aus dem Oktober 1817; 5 Briefe Wielands an seine Tochter Luise und einen Brief von Luise Wieland an ihre Schwester Charlotte Geßner mit einer Nachschrift Wielands; und endlich das Blatt, das in getreuer Nachbildung am Anfang dieses Bandes wiedergegeben ist.

Auch der Bibliothek des Archivs sind Bücherschenkungen zugeflossen, für die den freundlichen Spendern hier der Dank der Anstalt ausgesprochen wird. Es folgen ihre Namen: Dr. E. Berend (München), K. Bezold (Stuttgart), Dr. P. Braun (Oberweimar), Dr. E. Ebstein (Leipzig), Exzellenz v. Glasenapp (Berlin), Dr. N. Göke (Dorsten i. W.), Frau Enrika v. Handel-Mazzetti (Linz), H. Jacobi (Homburg v. d. H.), H. Krüger-Westend (Altona), Frau A. Lenz (Wiesbaden), G. Lobe (Leipzig), Prof. Dr. K. Ludwig (Karlsbad), Dr. W. Michalitschke

(Prag), Dr. H. Nagel (Sophienkoog), Prof. Dr. W. Oehlke (Yokohama), Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), Prof. Dr. W. Vollert (Gera), Dr. H. Wiedemann (Erfurt), Dr. F. Wittmer (Genf), G. Zink (Heidelberg).

Das Archiv hat zur Feier von Goethes 175. Geburtstag (28. August 1924) eine Ausstellung veranstaltet, die von den bisherigen Ausstellungen sich dadurch unterschied, daß neben den Handschriften auch kostbare Erstdrucke, darunter viele Einblattdrucke ausgelegt waren. Die gegenwärtige Ausstellung nimmt Bezug auf die diesjährigen Gedenkfeiern des 3. Septembers (Regierungsantritt Karl Augusts vor 150 Jahren) und 7. Novembers (Eintreffen Goethes in Weimar vor 150 Jahren) durch Auslegung von Handschriften, die insbesondere das Verhältnis zwischen Goethe und Karl August illustrieren und von den Feiern der beiden Tage im Jahre 1825 Kunde geben.

Am 20. April waren es 25 Jahre, daß Prof. Dr. Max Hecker dem Archiv als Mitarbeiter angehört. Der Verdienste, die er sich als Beamter und Gelehrter um die Anstalt erworben hat, sei hier dankbar Erwähnung getan.

C.

Über das Goethe-Nationalmuseum ist zu berichten: Besuch des Goethehauses und Benutzung der Sammlungen sind auf gleicher Höhe geblieben. Die eignen Arbeiten des Museums sind stetig fortgeschritten. Die Durchführung des Kataloges der Goethischen Bibliothek durch Max Hecker ist zum Abschluß gelangt. Professor Hecker ist nach Errichtung der Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv wieder an seine alte Arbeitsstätte zurückgekehrt. Die Durcharbeitung der Goethischen Handzeichnungen mit dem ersten Ziele der Veröffentlichung einer Auswahl der besten Blätter im Insel-Verlag ist abgeschlossen. Die Bearbeitung der Goethischen Antikensammlung hat im vergangenen Jahre eine Unterbrechung erleiden müssen, wird jedoch in diesem fortgesetzt, so daß die Veröffentlichung des Bandes I der Publikationen aus Goethes Sammlungen im nächsten Jahre zu erwarten ist. Über die Bearbeitung der weiteren Teile der Goethischen Samm-

lungen ist ein Plan ausgearbeitet, der die Billigung der Kuratoren des Goethe-Nationalmuseums gefunden hat. An Stelle des Herrn Geheimrats Albert Köster in Leipzig ist Herr Geheimrat Wolfgang v. Oettingen in das Kuratorium eingetreten.

Unter den Neuerwerbungen ist an erster Stelle zu nennen eine sehr fein ausgeführte Bleistiftzeichnung Goethes aus dem Jahre 1774, darstellend den Freund Lavater. Ihr besonderer Reiz beruht darin, daß sie zur Zeit der berühmten gemeinsamen Rheinreise entstanden ist. Mehrere Handzeichnungen Goethes konnten wieder den Beständen zugeführt werden. Die Bildnisse von Zeitgenossen wurden vermehrt durch eine große Bleistiftzeichnung von Weitsch: der junge Alexander v. Humboldt, ein Miniaturbild: Iffland, das letzte römische Bildnis Augusts v. Goethe (aquarellierte Bleistiftzeichnung von Steinla), ein aquarelliertes Porträt Zacharias Werners. Ein kleines bisher unbekanntes Gipsmedaillon des Bassisten Stromeyer gelangte als Schenkung der Nachkommen in den Besitz des Museums, und wie neuerdings in Goethes eigener Sammlung sich das oft erfragte und nie gefundene Selbstbildnis Philipp Otto Runges hat feststellen lassen, so förderte die Arbeit an der Karl August-Ikonographie eine Gesichtsmaske des fünfundzwanzigjährigen Herzogs nach dem Leben zutage, die seit der Gründung des Museums vor unser aller Augen gelegen hatte, die aber schon Goethes Sekretär Schuchardt als Totenmaske eines unbekannten jungen Mannes aufgeführt hat. Dieses neuaufgefundene Dokument für das äußere Aussehen des Herzogs ist für die Ikonographie von wesentlicher Bedeutung.

Wie im vergangenen Jahre so hat auch diesesmal die schon mehrfach an dieser Stelle bedankte Weimarer Künstlerin Margarete Geibel eine Anzahl ihrer schönen Farbenholzschnitte, diesmal mit dem Thema Belvedere, dem Museum geschenkt, so daß der ganze farbige Kreis, den ihre Kunst umschrieben hat, in den neueren Teilen unserer Sammlungen vorhanden ist. Herr Camillo Ruf (Zürich) hat durch Herrn Dr. Zollinger schöne Photographien Züricher Goethestätten gestiftet.

Für das Gartenhaus, das durch Zurückführung alter Bestände dem Zustande jener Zeit, da Goethe darin wohnte, an-

geglichen worden ist, hat Herr Paul Heine (München) eine alte Kopie der angeblichen 'Beatrice Cenci' von Guido Reni in Rom erworben und gestiftet, die nunmehr die Stelle einnimmt, wo Goethe seine längst verschollene 'Cenci' angebracht hatte.

Für das Malzimmer der Herzogin Anna Amalia im Wittumspalais konnte eine Aquarellzeichnung, aller Wahrscheinlichkeit nach von der Herzogin selbst, erworben werden, den Palaisgarten, den jetzigen Theaterplatz, darstellt.

Herr Professor Dr. Kippenberg schenkte dem Museum eine Radierung der Herzoginmutter, Ettersburg darstellend, die ebenfalls im Wittumspalais in einer der Vitrinen Platz finden wird. Allen genannten und auch den nicht genannten freundlichen Gebern, nicht weniger den Vermehrern unserer Handbibliothek, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Was die Schlösser von Dornburg betrifft, so sind nach Maßgabe der vorhandenen Mittel Arbeiten im Sinne der Erhaltung vorgenommen worden, und weitere stehen bevor. Inwieweit sie sich bereits in nächster Zeit auch auf das Innere der Schlösser und auf die Gärten selbst über die bloße Erhaltung hinaus erstrecken werden, das wird der Gegenstand der Beratung des Kuratoriums der Schlösser von Dornburg sein. Ein eingehender Plan wird zur Besprechung vorgelegt werden, und wenn er die Zustimmung des Kuratoriums findet, so werden im nächsten Jahre Einzelheiten über das Geschehene mitzuteilen sein. Es ist hier die Gelegenheit, den im vergangenen Jahre genannten Kuratoren abermals zu danken, wie auch den Damen und Herren, die, hinter ihnen stehend, eine spendende Hand für die Dornburgen gehabt haben. Es sind dies neben den Herren Kuratoren Exzellenz Dr. v. Glasenapp, Professor Dr. Kippenberg, Konsul Kritzler selbst:

Kommerzienrat Arnhold (Berlin), Georg Collin (Lund), Frau Charlotte v. Crayen, Georg H. v. Kommerstädt (Wachwitz bei Dresden), Hofrat Dr. Arthur Meiner (Leipzig), Helmut Meyer (Berlin), Franz v. Mendelssohn (Berlin), Exzellenz Solf (Tokio), Generalkonsul Dr. August Strube (Berlin), Georg Thieme (Leipzig), Carl Viol (Amsterdam), Kurt Wolff (München).

Von den Mitgliedern unserer Gesellschaft selbst haben nur zwei Damen aus Hamburg, Frau Direktorin Margarethe Mittell und Fräulein Meta Redlich, der Dornburgen spendend gedacht; auch ihre Namen seien hier wie eine Standarte auf einsamer Höhe aufgepflanzt mit dem Motto „Vivant sequentes!" Im ganzen darf gesagt werden, daß die häufig geäußerte Befürchtung, die Gesellschaft werde die übernommene, nicht leichte Verpflichtung zur Erhaltung dieser schönen Kulturstätte nicht tragen können, gegenstandslos geworden ist, seitdem das Kuratorium mit seinen Freunden diese Aufgabe mit freudiger Hingabe ihr von den Schultern genommen hat. Man erwarte aber nicht ungeduldig ein sofortiges Emporsprießen! Erst wenn die Wunden, die der Zahn der Zeit den Schlössern und Gärten schlug, geheilt worden sind, wird der Schmuck folgen.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft
am 5. und 6. Juni 1925
im Saale der Armbrustschützen-Gesellschaft

Anwesend waren etwa 700 Mitglieder.

I. Geschäftlicher Teil.
(5. Juni 1925.)

Der Vorsitzende eröffnete die Tagung durch folgende Ansprache:

Die Goethe-Gesellschaft denkt zuerst daran, daß ihr wie allen Goethefreunden das Jahr 1925 ein wichtiges Jubiläum bringt. Vor 150 Jahren erstand das Weimar, dessen Licht uns in die tiefste Seele und zugleich über die ganze Welt hin leuchtet: 1775 trat Karl August seine Regierung an und zog das junge Genie Wolfgang Goethe an seinen Hof, nicht aus Fürstenlaune, sondern von seinem Daimon geleitet. Das Gedächtnis des Herzogs wird unsere Festsitzung morgen feiern; den fruchtschweren Herbsttag, da Goethe hier einzog, zu begehen, ist das dankbare Weimar, Stadt und Land, in erster Linie berufen. Aber auch das Goethejahrbuch dieses Jahres wird jenem zukunftsreichen Tage huldigen, und wenn wir uns heute abend in dem festlich geschmückten Saale des 'Stadthauses' vereinen, so werden wir

uns zugleich erinnern, daß dort bereits vor hundert Jahren Goethes Ankunft in Weimar feierlich begangen wurde.

Heute soll zunächst ein anderes Gedächtnis belebt werden: es sind vierzig Jahre vergangen, seit die Goethe-Gesellschaft gegründet wurde. Das geschah unmittelbar unter dem Eindruck der verheißungsvollen Tatsache, daß endlich das lange verschlossene Goethehaus die Pforten zu seinen Schätzen allen Goethefreunden eröffnete, daß endlich der unübersehbare Reichtum der Goethischen Papiere dank der großherzigen Fürstin Sophie sich erschloß, die von Goethes Enkeln zur Erbin des gesamten handschriftlichen Nachlasses eingesetzt worden war. Ihr stand bei den Entschließungen, die diese große Aufgabe nötig machte, vor allem der geniale Österreicher Wilhelm Scherer zur Seite, der, von Wien nach Straßburg, von Straßburg nach Berlin gezogen, an diesen drei Wirkensstätten überall schnell heimisch eingewurzelt, von wissenschaftlicher Strenge und lebendigem Kunstgefühl geleitet, den unermeßlichen Wert der Arbeit an Goethe für das ganze Vaterland besonders tief und schöpferisch erfaßte. Er war auch an der Begründung der Goethe-Gesellschaft, deren erster Vizepräsident er wurde, lebhaft beteiligt. Sie sah ihre Aufgabe in der „Fortpflanzung der Geisteskultur, die von Goethe ausgeht", und neben die literarischen Aufgaben, die sich die neue Gesellschaft stellte, wurde gerade im ersten Statut auch der „gegenseitige Meinungsaustausch" gerückt, den unsere pfingstlichen Tagungen pflegen. Wir dürfen die Zuversicht aussprechen, daß diese jährlichen Zusammenkünfte der Verlebendigung Goethischen Geistes ehrlich und erfolgreich gedient haben.

Die Geschichte unserer Gesellschaft gliedert sich ungezwungen nach ihren Präsidenten, von denen die meisten je ungefähr ein Dezennium bestimmt haben. Unser erstes Haupt war Eduard v. Simson, der Präsident der Paulskirche, dann Präsident des ersten deutschen Reichstages und endlich unsers obersten Gerichtshofes. Schon 1829 hatte sich der junge Königsberger mit einer Empfehlung Zelters ehrfurchtsvoll im Hause auf dem Frauenplan gemeldet, und Goethes Augen hatten freundlich auf ihm geruht: so war er ein persönlicher Zeuge der Goethe-

zeit. Und wie sehr er von Goethischem Geiste getränkt war, das bewährte er an jenem 28. März 1849, da die Deutsche Nationalversammlung im Gegensatz zur Linken, zu den Republikanern die Wahl Friedrich Wilhelms des Vierten zum deutschen Kaiser beschloß: eindrucksvoll mahnend erklangen damals aus Simsons Munde Goethes Worte durch die Paulskirche:

> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten.

Simson war der Überzeugung, daß nur ein großes nationales Reich den größten seiner Dichter nach seinem vollen Werte schätzen könne, und er stand in würdigster Repräsentation während der reichen Erstlingsjahre an unserer Spitze. Es waren verheißungsvolle Tage. Schon im ersten Vierteljahr hatte die Gesellschaft das erste Tausend der Mitglieder überschritten, und sie wuchs beständig weiter. Eine glückliche Fügung schenkte uns damals, auch über die Schätze des neueröffneten Archivs hinaus, die wir Jungen andachtsvoll im höchsten Stockwerk des großherzoglichen Schlosses zu erforschen begannen, manchen unerwarteten Fund. Schon in den ersten Jahren unserer Gesellschaft konnte Erich Schmidt ihr über den 'Urfaust' berichten, und indem ich als einen unserer Getreuesten Max Friedlaender vor mir sehe, denke ich daran, daß er schon 1887 in Gegenwart des Großherzoglichen Paares zu unserm Kreise über Schubert als Komponisten Goethischer Lieder gesprochen hat. 1889 ging auch der Nachlaß Schillers an das Goethe-Archiv über und wirkte von da aus, die Aufgaben erweiternd, in unserer Gesellschaft fort.

Sie bestand ein starkes Dezennium, als das neuerbaute Archiv draußen am Fuße des Webichts eröffnet wurde, dessen Einweihung seine edle Begründerin, Großherzogin Sophie von Sachsen, nahe vor dem Abschied noch erleben durfte. Damals rückte der Direktor des Goethehauses, Geh. Rat Ruland, allmählich in das Präsidium der Gesellschaft ein, zuerst den durch Krankheit und Alter behinderten Simson vertretend, später in Vieler Augen der Platzhalter des kommenden Mannes, Erich Schmidts, der inzwischen die Leitung des Weimarer Archivs

mit der Professur Scherers in Berlin vertauscht hatte und als erster Vizepräsident dem Vorstand angehörte. Das Jahrzehnt Rulands hat neue Bahnen kaum eingeschlagen, aber es stellt doch eine Zeit ruhiger gedeihlicher Entwicklung dar, und auch solche stilleren Perioden können wohltätig sein. Immerhin war es ein bedeutender und erfreuender Einschnitt, als Erich Schmidt 1906 das Präsidium übernahm, schon seit Jahren das gewichtigste Mitglied des Vorstandes. Noch sind viele unter uns, die sich seiner lebensvollen, von herzgewinnender Liebenswürdigkeit beseelten, dabei kräftigen und erfrischenden Persönlichkeit dankbar erinnern. Ein ausgezeichneter Philologe, hatte er zugleich eine unbefangene, weltläufige Leichtigkeit, eine natürliche Anmut, wie sie nicht gerade zu den regelmäßigen Eigenschaften des Philologen zu gehören pflegt, und sein echtes, dabei heiteres Leben in Goethe durchgeistigte auch diese Weimarer Tagungen. Wer ihn damals erlebte, wird ihn nie vergessen. Sein allereigenstes Werk war der 'Volksgoethe', den er als Gabe der Goethe-Gesellschaft weitesten Kreisen der Deutschen darbrachte und der in zwei Riesenauflagen bis 1917 die reichste Verbreitung gefunden hat. Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Gesellschaft wurde in Tiefurt durch ein Parkfest begangen, von dem alle Teilnehmer, zu denen ich leider nicht gehörte, noch heute mit leuchtenden Augen erzählen. Auch sonst hat die Goethe-Gesellschaft die Kunst verstanden, die großen Gedenktage der guten Geister Weimars, Herders, Schillers, Wielands festlich und würdig zu gestalten. Mit dem Großherzoglichen Hause fühlte sie sich eng verbunden, an Freud und Leid innig teilnehmend. Die Pflege der historischen Gräber Weimars hat sie in ihrer Sphäre treulich geübt. Gerade in dieser Zeit gewannen ihre Mitglieder ein weimarisches Heimatsgefühl, und deren Zahl stieg bis zum Kriege, dessen Ausbruch Erich Schmidt nicht mehr erlebt hat, auf etwa 3600.

Der vierte Präsident, Freiherr v. Rheinbaben, hat die Gesellschaft durch besonders trübe Jahre geleiten müssen. Der Krieg mit seinen Ernährungsnöten, die wieder und wieder die Weimarer Versammlungen verboten, dann die Revolution und ihre Folgen, der furchtbare äußere und innere Druck, die grauen-

hafte Inflationsperiode, das alles lähmte Leben und Schaffen der Gesellschaft. Ihr Vorsitzender hat sich tapfer in schwerster Zeit eingesetzt, und der alte preußische Finanzminister hat nach Kräften sich bemüht, auch die materiellen Schwierigkeiten zu überwinden. Daß Stockungen eintraten und auch bedauerliche Reibungen, das konnte er nicht hindern. Es war wie ein tröstlicher Ersatz, daß die Getreuen immer tiefer fühlten in dieser dunklen Zeit, was uns Goethe bedeute. Und dies innere Gefühl setzte sich allmählich sogar in äußere Zahlen um. Mit dem Ende des Krieges begann die Goethe-Gesellschaft von neuem an Mitgliedern beträchtlich zuzunehmen.

Nach Rheinbabens Tode hat der greise Albert Bürklin, schon langjähriges Vorstandsmitglied, sich auf unser Bitten bereitfinden lassen, den Vorsitz für kurze Zeit zu übernehmen. Trotz seinen hohen Jahren hat er mit bewunderungswürdiger Geistesfrische, in heiterer und vornehmer Überlegenheit, mit der Sicherheit des alten Parlamentariers und der inneren Freiheit erfahrungsvoller Weisheit auch bewegtere Sitzungen glücklich geleitet. Aber nur zwei Jahre lang: dann legte er sein Amt im Hinblick auf sein Alter nieder. Er hat das Ausscheiden nicht lange überlebt; im vergangenen Jahre feierte er seinen achtzigsten Geburtstag, von uns herzlich beglückwünscht; wenige Wochen darauf schloß er die Augen. Wir erheben uns in dankbarer und herzenswarmer Erinnerung von den Sitzen. —

Mit den Arbeiten der Gesellschaft geht es jetzt wieder aufwärts, wie sich auch ihre Finanzen allmählich kräftigen. Wir sind uns freilich bewußt, daß über unserer Zukunft wie der des Vaterlandes nach wie vor tiefdunkle Wolken lasten. Aber wir spüren im Augenblick doch deutlich aufsteigendes Leben. Schon im ersten Statut der Gesellschaft war den Mitgliedern empfohlen worden, an ihren Wohnorten Versammlungen zur Förderung des Gesellschaftszweckes zu veranstalten. Dieser Gedanke hat festere Formen gewonnen in den Ortsgruppen, die seit 1917 immer reicher entstehen, eine verheißungsvolle Entwicklung, die noch ganz im Flusse sich befindet. Das Goethejahrbuch, das früher der Gesellschaft nur lose verbunden war, wird seit zehn Jahren von ihr selbst herausgegeben, und wenn diese Aufgabe auch nicht

von Anfang an so glücklich gelöst werden konnte, wie wir das gewünscht hätten, so hoffen wir uns doch auch da in gutem Aufstieg zu bewegen: das neue Jahrbuch wird sich nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine äußere Erscheinung (breiteren Durchschuß) vorteilhaft von den Vorgängern abheben. Unsere Statuten sind im Jahre 1920 neu durchberaten und umgestaltet worden. Durch ein vertrauensvolles Geschenk unseres ehemaligen Protektors, des verstorbenen Großherzogs Wilhelm Ernst, ist die Goethe-Gesellschaft Besitzerin der Dornburger Schlösser geworden, die als historische Denkmäler der Goethezeit würdig, im Sinne des Schenkers, zu erhalten ihr eine schöne Pflicht ist. Wenn wir jetzt auch an den Lasten des Goethe- und Schiller-Archivs mit beteiligt sind, so zieht die Verpflichtung auch zugleich die geistigen Bande enger, die uns von jeher mit dieser wundervollen Anstalt verknüpfen. Und den 'Volksgoethe', der seit 1917 vergriffen ist, hoffen wir in wenigen Wochen neu herauszusenden.

Er sollte schon früher erscheinen. Nicht an dem energischen Verleger, sondern an der philologischen Schwerfälligkeit Ihres ersten Vorsitzenden liegt es, daß sich die Ausgabe um einige Wochen verzögert hat. Sie bleibt das Werk Erich Schmidts; aber es schien uns doch angemessen, die drei ersten Bände, die dichterische Auswahl, beträchtlich zu bereichern. Große Dichter entwickeln sich über den Tod hinaus weiter. Unser aller Verhältnis zu Goethe hat in den letzten zwanzig Jahren manchen Wandel durchgemacht; der Denker und Weise ist immer höher gestiegen und hat immer weiter gewirkt, den Dichter fast überholend. Die neue Ausgabe hofft diesem Wandel Rechnung getragen zu haben. Und noch von einer anderen Seite her gedenkt die Goethe-Gesellschaft dem wahren Verständnis Goethischen Geistes gerecht zu werden, indem sie nämlich das Goethe-Wörterbuch unterstützt, das Professor Pniower in Berlin seit Jahren gerüstet hat. Wer Goethe ernsthaft studiert, weiß, daß das Verständnis, zumal auch seiner Prosa, jetzt schon vielfach des sprachlichen Schlüssels bedarf, den nur ein Wörterbuch darbieten kann, das wissenschaftliche Grundlegung mit feinfühligem Verständnis und sicherer Auswahl verbindet. Die Goethe-

Gesellschaft ist nach ihren Kräften gewillt, keine trennende Kluft zwischen Goethe und der Gegenwart unseres Volkes entstehen zu lassen. 'Volksgoethe' und Goethewörterbuch sind auch Brücken, die die unvermeidlichen Risse der Zeit zu überspannen bestimmt sind.

Und so schließe ich diesen Rückblick auf die vierzigjährige Geschichte der Gesellschaft mit einem, leise gemodelten, Vierzeiler, den Goethe vor genau hundert Jahren, am 5. Juni 1825, in das Stammbuch seines Sohnes eintrug, das jahrelang unbereichert dagelegen hatte:

> Manches ward indes erfahren,
> Manches auch von uns getan;
> Also hier nach vierzig Jahren
> Fangen wir von vorne an.

Ein echt Goethisches Motto, das sich zur beständigen Verjüngung, zum beharrlichen Werden bekennt. Die Goethe-Gesellschaft ist nur dann Goethisch, wenn sie aus der ewigen Jugend ihres Helden fortschreitend Lebenskraft schöpft. Wir alle, die wir uns hier zusammenfinden, fühlen, daß uns Goethes Weimar für das bittere deutsche Leben unserer Tage stärkt und erfrischt. Mit freudiger Erregung blicken wir bei jeder Wiederkehr in vertraute Gesichter, mit denen uns die Liebe zu Goethe innerlich verbindet. Es war ein freundlicher Ausdruck für dies Gefühl innerer Zugehörigkeit, daß unser allverehrter Freund Geh. Rat Trendelenburg seine Nachdichtung der Euripideischen 'Alkestis', dies „lustige Trauerspiel", der Goethe-Gesellschaft widmete.

Weimar ist uns heiliger Boden, an dem wir von ganzem Herzen hängen. Im vorigen Jahre mußten wir diesen Boden gegen Profanation verteidigen, und die Wellen jener Verhandlungen schlugen bis in den Reichstag, wo auch ein getreuer Besucher dieser Tagungen Weimars Sache vertrat. Diesmal weht hier friedlichere Luft, und warmer Sonnenschein vergoldet alles. Ich war heute in Belvedere. Freilich, trotz allen wohlgemeinten Verfügungen sind die Cavalierhäuser eben doch Schupokaserne geworden, und sie können das nicht ganz verleugnen: den männlich rauhen Klang von Soldatenliedern

würde ich gerne viel häufiger hören, als uns das jetzt in Deutschland beschieden ist, nur nicht gerade im Anblick von Schloß Belvedere. Aber auch den Feinfühligsten stört nichts, wenn er sich alsbald in die Hallen und Halden des Belvedereparks versenkt und dem Schloß nur von der Parkseite naht. Und dem im vorigen Jahre besonders hart bedrängten Gartenhause Goethes ist der Friede diesmal Gott sei Dank wiedergegeben. Man kann getrost dahin pilgern, ohne sich vor Automobilhupen und vor den Stößen preisgekrönter Bullen fürchten zu müssen. Die Wiese vor dem Gartenhause blüht in üppiger Pracht, rot und weiß und gelb und violett, die Ilm singt ihr altes Lied, die Nymphen, die Baum und Fels bewohnen, schenken dem still Begehrenden tröstlich und traulich, was er ersehnt. Der Geist Weimars grüßt uns wieder auch außer unsern Sitzungen, die sich bemühen wollen, dieses Geistes würdig zu sein.

Und was spricht heute dieser Geist Weimars? Ich schließe abermals mit einigen Sätzen Goethes, die er fast auf den Tag genau vor hundert Jahren niedergeschrieben hat. In einem am 6. Juni 1825 abgeschlossenen Brief sagt Goethe dem Altersfreund Zelter ein nachdenkliches Wort über seine Zeit:

„Alles, mein Teuerster, ist jetzt ultra, alles transcendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug gibt es genug.

„Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wornach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde . . . .

„Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns

soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen, wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.

„Und so allem Guten und Echten empfohlen! Treu beharrlich Goethe."

Wie seltsam nahe berühren uns diese fernen Worte! Wir fühlen alsbald, daß sie uns den eigenen Weg weisen. Es gilt den Kampf gegen die Mittelmäßigkeit, der Schnelligkeit und wirtschaftlicher Reichtum absolute Werte sind, die sich in einer mittleren Kultur gefällt, die von gewandten Menschen gepflegt wird, denen nur gerade das Wertvollste, der Zug zum Höchsten fehlt. Und demgegenüber die beharrliche Treue zum Guten und Echten; demgegenüber die Persönlichkeit, die immer strebend sich bemüht, der eigentliche Kern aller deutschen Größe. Hier steht die hohe sittliche Aufgabe vor uns, zu der Goethe uns geleitet. Sie widerspricht aufs schärfste dem Geist der Zeit, vielleicht jeder Zeit. Und darum ist sie ewig, und darum ist sie deutsch. Stähle uns zu ihrem Dienste der Geist von Weimar!

„Und so allem Guten und Echten empfohlen!"

Die geschäftlichen Verhandlungen beginnen mit dem Bericht über das abgelaufene Gesellschaftsjahr, den Dr. Donndorf erstattet; er ist oben (S. 361 ff.) abgedruckt.

Der Schatzmeister Herr Adlung trägt die Jahresrechnung vor und erhält die erbetene Entlastung.

Prof. Wahle berichtet über das Goethe- und Schiller-Archiv und die Bibliothek der Gesellschaft (siehe oben S. 367 ff.).

Dr. Wahl berichtet über das Goethe-Nationalmuseum und die Dornburger Schlösser (siehe oben S. 369 ff.).

Nach kurzer Pause, in der die Nichtmitglieder den Saal verlassen, beginnt die Beratung über die vorliegenden Anträge:

1. Dr. Donndorf bringt den Antrag des Geschäftsführenden Ausschusses ein, die Versammlung möge die vom Vorstand verfügte vorläufige Festsetzung des Mitgliederbeitrages 1925 auf 12 ℳ gutheißen. Der Antrag wird ohne Widerspruch angenommen.

2. Antrag der Ortsgruppe Hamburg, eine Neuauflage der Weimarer Goethe-Ausgabe betreffend. Geheimrat Roethe macht Mitteilung über Erwägungen, die schon seit einiger Zeit über eine solche Neuauflage angestellt worden sind und die in einer eingehenden Denkschrift des Herrn Prof. Seuffert in Graz ihren Niederschlag gefunden haben. Von einer Beschlußfassung sieht die Versammlung ab, da der Goethe-Gesellschaft bisher kein Einfluß in dieser Angelegenheit zusteht.

3. Antrag der Ortsgruppe Berlin: unter Änderung des § 9 der Satzungen soll die Zahl der Vorstandsmitglieder auf 15—19 erhöht werden. Die Vorstandsmitglieder sind auf drei Jahre zu wählen; von ihnen sollen wenigstens vier am Sitze der Gesellschaft wohnhaft sein. Bei ihrer Wahl ist nach Möglichkeit auf Mannigfaltigkeit der Berufskreise Bedacht zu nehmen; die Ortsgruppen haben gebührende Berücksichtigung zu erfahren. Die Wahl soll nicht durch Zuruf, sondern durch Stimmzettel geschehen. Der Vorsitzende wird nicht vom Vorstande, sondern von der Gesamtheit der Hauptversammlung gewählt. Der Vorsitzende und sein Stellvertreter werden jeder in gesondertem Wahlverfahren bestimmt, die übrigen Vorstandsmitglieder zusammen in gemeinsamem Wahlgange.

Zur Begründung des Antrages erhält das Wort Frhr. Flodoard v. Biedermann, der am Schlusse seiner Ausführungen die vier von Berlin vorgeschlagenen Vorstandskandidaten nennt: die Herren Eugen Kühnemann, Walter v. Molo, Wilhelm Schmidt-Bonn, Fritz v. Unruh. Gegen den Antrag sprechen die Herren Geheimrat Michels, Geheimrat Roethe, Geheimrat Trendelenburg. Der Antrag wird zur Abstimmung gebracht und mit starker Mehrheit abgelehnt.

4. Wahl neuer Vorstandsmitglieder.

Für drei Vorstandsmitglieder ist Ersatz zu wählen: für Exzellenz Bürklin, für Frau Ricarda Huch, für den als Ortsgruppenvertreter ausscheidenden Dr. Kneuper. Der Vorstand schlägt vor zu wählen:

den Obmann des Wiener Goethe-Vereins, Sektionschef Baron Wilhelm v. Weckbecker in Wien;

den Leiter des Unterrichtswesens in Danzig Senator Strunk;

den Frhrn. Flodoard v. Biedermann in Berlin als Ortsgruppenvertreter.

Dr. Bornstein erinnert an die Absicht, einen Naturforscher in den Vorstand zu wählen; der Vorsitzende glaubt Erfüllung dieses Wunsches in nahe Aussicht stellen zu können.

Die drei vorgeschlagenen Herren werden von der Versammlung gewählt.

Schluß der geschäftlichen Sitzung.

II. Gesellige und festliche Veranstaltungen der Hauptversammlung.

Am Abend des 5. Juni begann um 7½ Uhr die Festvorstellung im Deutschen Nationaltheater. Es wurden aufgeführt das Fragment 'Prometheus' und die „klassisch-romantische Phantasmagorie" 'Helena'.

Nach dem Theater vereinigten sich die Mitglieder zu zwanglosem Beisammensein im eigens zum Zwecke des Abends hergerichteten Saale des 'Stadthauses'. Dr. Wahl erörterte die Bedeutung des 'Stadthauses' für das Gesellschaftsleben Weimars in der klassischen Zeit, gab einen kurzen Überblick über die bauliche Entwicklung des Saales als der bedeutsamen Stätte, an der vor 100 Jahren das Fest der fünfzigjährigen Weimarer Wirksamkeit Goethes gefeiert worden, und erläuterte die Ausstattung, die jener des Jahres 1825 nach Möglichkeit nachgeschaffen worden sei.

Festsitzung.

Sonnabend, den 6. Juni, vormittags 10 Uhr, fand die Festsitzung im Deutschen Nationaltheater statt unter Mitwirkung des Madrigalchores der Akademie für Kirchen- und Schulmusik, Charlottenburg, der geleitet wurde von seinem Dirigenten Prof. Dr. Thiel. Die Plätze des zweiten und dritten Ranges waren an Nichtmitglieder gegen bestimmte Preise abgegeben worden.

1. Madrigalchor (Festgesang aus Glucks 'Iphigenie in Aulis').
2. Eröffnungsansprache des Präsidenten Geheimrat Roethe. Ausgehend von der Not des Vaterlandes, die eben am heutigen Tage wieder neue Verschärfung erfahre, rühmt er den Dichter und seinen fürstlichen Freund als Persönlichkeiten, deren Wirken sich „durch Folg aus Folge immer neue Kraft" gewonnen habe.
3. Madrigalchor (Zelter: „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige", bearbeitet von Max Friedlaender).
4. Festrede des Geheimrat Marcks: 'Karl August' (siehe oben S. 329—357).
5. Madrigalchor (Reichardt: „Feiger Gedanken..."; Mendelssohn: „Tage der Wonne").
6. Schlußwort des Präsidenten: Dank an den Festredner und den Madrigalchor.
7. Madrigalchor (Neefe: Klopstocks „Großes Hallelujah").

Ausflug nach Berka.

Am Nachmittag des Sonnabend fuhren die Teilnehmer an der Hauptversammlung mit Sonderzug nach Berka. In der Ruine beim Berkaer Zementwerk wurden sie durch ein Begrüßungsgedicht, das von Herrn Oberlehrer Leo Kaiser in Berka verfaßt war, willkommen geheißen; Mitglieder der Berkaer Bismarckjugend in Landestracht führten dort einen Thüringer Bauerntanz vor. Im Kurhaus wurde Kaffee getrunken; Berkaer junge Mädchen hatten sich freundlich der Bedienung angenommen. Eine lustige Dialektposse von Prof. Paul Quensel: 'Das Kleeblatt', von der Berkaer Bismarckjugend dargestellt, weckte allgemeine Heiterkeit. Die Leitung des Ausfluges lag in den Händen des Herrn Sanitätsrates Vulpius, der überall Einleitung und Erläuterung gab. Zum Schlusse sprach Geheimrat Roethe dem Berkaer Festausschuß und allen denen, die zum würdig-fröhlichen Verlaufe des durch herrlichstes Wetter begünstigten Ausfluges beigetragen hatten, den Dank der Gesellschaft aus.

Festmahl.

Das Festmahl, verschönt durch Gesänge des Madrigalchors, fand am Sonnabend $8^1/_2$ Uhr in der Armbrust statt. Es sprachen Geheimrat Marcks auf das Vaterland, Geheimrat Roethe auf die Frauen. Justizrat Mummenhoff (Bochum) brachte einen Trinkspruch auf den Präsidenten Roethe aus. Zum Schluß rühmte Bankier Heinrich Emden (Frankfurt a. M.) den schönen Verlauf der Versammlung und dankte im Namen der Mitglieder den vorbereitenden Ausschüssen.

Roethe. Max Hecker.

Register

I. Personen- und Ortsnamen

Seite

Aarau 247
Aare, Die 115
Abbt, Thom. 57
Abderiten 288
Abeken, Bernh. Rud. . . . 323
Abraham 277
Achilles 314
Ackermann, Jakob Fidelis . 246
Adlung, Hans 360. 380
Äson 122
Ätna 3
Ahlefeld, Joh. Rud. v. 266. 267. 291
—, dessen Frau Charl. Soph. Luise Wilh., geb. v. Seebach 266. 267. 291
Ahriman 70
Aïssé, Fräulein 57
Akademie der Wissenschaften, Preußische 347
Alberti, Jul. Gust. . . . 236. 241
—, dessen Frau 197. 211. 236. 241. 248
—, dessen Sohn Karl, Kriegsrat in Berlin 211. 212. 241
— —, dessen Frau Minna, geb. Hensler 241
Albini, v. 145
Albis 254. 287
Alceste 294
Alembert, d' 249
Alexander der Große . . . 289
Algier 325
Allgemeine Literatur-Zeitung 47
Allgemeine Zeitung 298
Alpen 12. 119
Alsfeld 122
Alt, Karl 52
Altenburg 292. 303
Altenburg, O. 367
Altenstein, v. 75
Ambühl, Joh. Ludw. . 121. 135
Amor 266

Seite

Anakreon 14. 18
Anhalt-Dessau 336
—, Leop. Friedr. Franz, Fürst von 139. 140. 141. 142. 307. 309
Ansbach 249
Apolda 7
Apollo 202. 203. 238. 243. 256. 326
Apollonius 121. 122
Archiv für Philosophie . . . 38
Argonauten 121
Ariost . 118. 132. 251. 262. 289
Aristides der Milesier . . . 296
Aristophanes 290
Arnaud 225. 249
Arnhold 371
Arnim, Achim v. 98. 228. 229. 235. 241. 247. 250. 251
—, dessen Frau Bettina 231. 251
Arve 133
Aschersleben 339. 344
Aspern 252
Astrachan 277. 294
Athen 273
Atlas 255
Aufklärer, Die 3. 21
Augustus, römischer Kaiser 314. 331
Aurich 224. 249
Avenches (Avanche) 117

Baader 101
Bacchus 70
Bach, Joh. Seb. 309
Bachmann, Karl Friedr. 304. 308. 324. 326
Baden 140. 336
— Karl Friedrich, Markgraf von . . 127. 136. 137. 139
— —, dessen Gemahlin Karoline Luise 127. 137

Seite

[Baden]
— Karl Ludwig, Markgraf von 127. 137
—, dessen Gemahlin Amalie Friederike, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt 127. 137
Baham, Schah . 266. 290. 291
Baldinger, Ernst Gottfr. 220. 246
Bamberg 48. 61. 63
Barby 217
Barras, Mitglied des Pariser Direktoriums 267. 291
Basel . 114. 118. 119. 130. 255
Bauer, Karl 300
Bayern 274
— Karl Theodor, Kurfürst von 140
— Ludwig I., König von . 312
Bayreuth 249
Beatus, Heiliger 115
Beaulieu-Marconnay, Frhr. v. 143. 148
Beissel, v. 149
Below, v. 224
Belvedere bei Weimar 285. 305. 306. 307. 370. 378. 379
Bendemann, Eduard. . . . VI
Bender, österreich. Regiment 114
Benecke, H. 86
Benedictiner 181
Berend, Ed. 288. 368
Berendis 248
Bergstraße 113
Berka . . . 307. 309. 354. 383
Berlin 70. 72. 75. 81. 90. 104. 106. 107. 134. 140. 143. 173. 174. 176. 177. 178. 179. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 211. 212. 213. 217. 222. 224. 225. 226. 228. 229. 230. 235. 239. 240. 241. 242. 247. 248. 289. 321. 338. 356. 366. 373. 375. 381. 382
— Hof 205. 216. — Nationalgalerie 195. — Theater 173 bis 181. 204. 206. 207. 212. 235. 237. 238. 240. 241. 242. 243. — Universität 75. 108
Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spenersche Zeitung) 321
Bern . 114—117. 132. 257. 291
Bernstorff, Graf A. P. 197. 236
—, dessen Frau Auguste . . 236

Seite

Beroldingen, Jos. Ant. Sigismund v. 113. 131
Berthold, H. 368
Bertuch 34. 35. 36. 37. 226. 247. 299
Bettendorf, v. 149
Bezold, K. 368
Bibel 1. 133. 293. — Prediger Salomo 293. — Hohe Lied, Das 296. — Ev. Lucas 268. 291.
Biberach 257. 288. 295
Bibliographisches Institut. . 368
Bibra, v. 149
Biedermann, Wold. Frhr. v. 62. 87. 91. 135. 137
— Flodoard, Frhr. v. 367. 381. 382
Biester, Joh. Erich 222. 224. 248
Bismarck, Otto v. 3. 4. 5. 348. 353
Blocksberg 235
Blume, R. 367
Bode, Wilh. 299
Bodensee . 123. 124. 125. 136
—, Untersee 125
Bodmer, Hans 360
Bodmer, Joh. Jak. 120. 121. 135
Böheim, Schauspieler . . . 243
Böhlau, Hermann, Nachf. 365. 368
Böhmen . . . 90. 252. 302. 306
Böhmer, v. 144
Börne 4
Böttiger, K. A. 263. 266. 267. 270. 279. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 289. 292. 293. 295. 296
—, dessen Frau. 292
—, dessen Sohn K. W. . . 285
Boisserée, Sulp. 63. 64. 65. 66. 75. 76. 105. 106. 196. 301. 351
—, Melchior 75
Bonnet, Charles . . . 119. 133
—, dessen Frau. 133
Bonneville 119
Boos, v. 150
Borch, van der 133
—, dessen Frau . . . 133. 134
Borinski, Karl 51—53. 54. 63. 93. 94
Bornstein, Dr. 382
Bouillé 145
Bovy, Antoine 327
Boysen, C. 368
Bräuning-Oktavio, H. . . . 367
Brahm, Otto 100. 101

Seite
Brandt, H. F. . . . . VI. 325
Braun, Paul 367. 368
Braunschweig 86. 140. 142. 230
Braunschweig, Herzogtum 247. 336
—, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von . . 139. 142. 224
Braunschweig-Oels, Friedr. Aug., Herzog von . 222. 248
Breitenbauch, Heinr. Ferd. v. 266. 267. 291
—, dessen Frau Dorothea Elisab. Wilhelm., geb. v. Oldershausen . 266. 267. 291
Breitkopf und Härtel . . . 252
Brembach siehe Großbrembach
Brentano, Bettina, siehe Arnim
—, Clemens 235. 241. 247. 250. 251
—, Meline 251
Brienz 115
Brienzer See 115
Brinkman, C. G. v. . . 268. 292
Brion, Friederike . . . 16. 131
Briten 287
Brüggemann, Fritz . .151—172
Brüssel 163
Bucephalus 262. 289
Büchsenschütz 307
Bünau, Heinr. v. 286
Bürklin, Albert 361. 365. 376. 381
Buet, Mont (Savoyen) . . . 133
Burg, Paul 367
Burgund, Königreich 140
Burkhardt, K. A. H. 321
Busch, Margarethe, Exz. . . VI

Caesar 10
Calderon 323
Campo Formio 288
Carganico 104
Carlyle 28
Carnot, Mitglied des Pariser Direktoriums 267. 291
Castle, Ed. 85
Cenci, Beatrice 371
Cerberus 195
Ceres 279
Chamouny 113
Champagne 350
Chappuis, Bilderhändler 118. 132
Charbonnier, Schwager Mercks 118. 132
Chateauvieux 119. 134

Seite
Cheires (am Neuchateller See) 118.
Chiron 121. 135
Chouleх 134
Christus siehe Jesus von Nazareth
Cicero 296. 313
Cocytus 273
Collin, Georg 371
Collin, H. J. v. 231. 233. 251. 252
Cornelius, Peter . . .185—196
— dessen Eltern 185
— dessen Geschwister 185. 186. 191
Cornuel, Madame . . . 57. 58
Cotta 90. 98. 129. 175. 177. 219. 246. 296
Coudenhove, Sophie v. 144—150
—, deren Gatte Ludwig . . 144
—, deren Kinder 145
Coudray 320. 328
Cousin 107
Cramer, Karl Friedr. . 263. 290
Crayen, Charlotte v. 371
Crébillon 266. 290. 291
Creizenach 285
Crespel, Bernhard 30
—, Katharina 30. 31
Creuzer 70
Cromwell 28
Crossen 217
Cullafelsen 198. 236
Cyclopen 186. 192. 193

Dändliker, K. 291
Dänemark 132. 133. 236. 248. 325
Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Frhr. v. 127. 137. 142 bis 150
—, dessen Bruder Wolfgang Heribert, Theaterintendant 127. 137
Dante 2. 49
Danzig 251. 382
Darmstadt . . . 112. 128. 141
Decius, Nikolaus . . . 266. 291
Deetjen, Werner 287. 290. 360
Delphi 256
Deluc, Guillaume Antoine . 133
—, Jean André 133
Dent de Vaulion 118
Des Fours, Kuno Graf 142—150
Dessau 37. 134. 139. 141. 201. 364
Deutsche Revue 71

Seite

Deutsche Orden, Der . . . 144
Deutsche Rundschau . . VII. 48
Deutschland III. V. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 12. 17. 21. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 123. 139. 187. 191. 202. 207. 222. 251. 258. 266. 268. 273. 274. 278. 290. 294. 310. 315. 334. 336—340. 341. 342. 344. 355. 374. 376. 379. 380. 383. — Mitteldeutschland 3. 333. — Norddeutschland 3. 302. 333. 337. — Oberdeutschland (das Reich) 141. — Süddeutschland 3. 251. 288. 293. 337. — Westdeutschland . 337
Diderot 55. 249
Dieburg 128. 137
Diede, Wilh. Christoph v., und seine Frau 112. 130. 131. 137
Diels 78
Dienheim, Frhr. v. 143. 146. 148. 149. 150
Dilthey, W. 39. 45. 54
Dingelstedt 174
Dinglingen 113
Diodati, Joh. 119. 132. 133. 134. 135
Dionysos 70
Dittrich, Anton . . . . 302—309
Dobrauer, Jakob 303
Doebber VI
Döll 33
Döring, Friedr. Wilh. . . . 292
Dôle (Schweizer Jura) . . 118
Donndorf, Martin 360. 365. 366. 380
Dornburg 357. 371. 372. 377. 380
Dorpat 310
Dresden 200. 202. 211. 217. 237. 248
—, Landesbibliothek 285. 292. 323
Dreßler, M. 38
Drusenheim 113. 131
Dschelaleddin-Rumi 27
Dschinnistan 254. 287
Düntzer 30. 36. 94. 130. 237. 292. 296
Dürand, Schauspieler . . . 328
Düsseldorf 185—191. 192. 193. 194. 195
Duisburg 366
Dukmeyer, Friedr. 294
Dumont, Etienne . . 315. 321

Seite

Ebel, Joh. Gottfr. . . 220. 246
Eberwein, Karl 324
—, dessen Frau Henriette 324. 326
Eberstadt 113
Ebstein, E. 368
Eckermann 85. 88. 91. 92. 93. 94. 100. 104. 105. 237
Edelsheim, G. L. v.. . 127. 137
—, Wilhelm v. 139. 141. 142. 145
Egloffstein, Leopold Graf v. 296
—, dessen Frau Henriette, geb. Freiin v. Egloffstein 283. 296
—, dessen Tochter Julie . . VII
Egloffstein, Wolfg. Gottlob Christoph v. 269. 272. 283. 292. 296
—, dessen Frau Karoline, geb. v. Aufseß 283. 296
Ehlers . . 216. 219. 245. 246
Ehrenberg 77
Eichsfeld 216. 244
Eichstädt 95. 96. 247. 250. 305. 308
Eigensatz, Schauspielerin . . 243
Eiger (Eichert), Gletscher . . 115
Einsiedel, Friedr. Hildebr. v. 34. 35. 37. 259. 269. 278. 280. 283. 287. 288. 292. 294. 296. 320. 322
—, dessen Vater Friedrich Hildebr. 269. 292
Eisenach . . 122. 140. 238. 335
Eisendecher 212. 213
Eisenschmidt, H.. . . . 310—322
—, dessen Vater 310
—, dessen Stiefmutter 310. 317
Eisler 296
Elbe 202
Eltz, v.. 149
Elysium 254. 257. 259. 262. 278. 279. 294
Emden, Heinrich . 365. 367. 384
Emigranten 344
Emkendorf (Holstein) . . . 237
Emmendingen . . . . 112—114
Emmental 132
Empedokles 78
Enge bei Zürich 286
England, Engländer, Englisch V. 12. 25. 117. 136. 223. 248. 256. 266. 267. 288. 289. 291. 292. 325
—, Charlotte Sophie, Königin von 133
Englihorn (Schweiz) 115
Epiktet 270. 292

Seite

Epikur 288
Erdmannsdorf, F. W. v. . . 134
Erfurt 137. 142—150. 215. 216. 217. 220. 244. 245. 292. 306
—, Erfurter Kongreß . . . 251
Erinnyen 52
Erlach, Albrecht Friedrich v. 132
—, Hans Ludwig v. 132
—, Hieronymus v. . . 117. 132
Erlangen 296
Ermatinger, E. 286. 288
Ermer, Karl V
Ernestiner 334. 338
Errante, V. 367
Escher, Johannes . . . 121. 135
Essen 364. 366
Ettersberg 317. 319
Ettersburg 290. 317. 319. 322. 371
Euripides 242. 279. 294. 295. 378
—, Alkestis 378. — Helena 278. 279. 294
Europa 199. 201
Eutin 198
Eva 64

Faucigny 118. 119
Fechenbach, Frhr. v. 142. 143. 149
Ferney 119. 134
Fernow 44
Ferrara, Alfons Herzog von 331. 349.
Fichte 42. 43. 46. 58. 93. 94. 271. 272. 292. 293. 346
—, dessen Sohn 94
Fiebiger, Otto 253—297. 323 bis 328
Filistri 239. 240
Fischer, Eugen 302
Fischer, J. 38
Fischer, Kuno . . . 39. 53. 98
Fischer, Ludwig, Hegels natürlicher Sohn 107
Flandern 161
Fleck, Schauspielerin 243
Fleischmann 240
Flemming, Fritz 192
Förster, Ernst 192. 196
Foir, le, Madame, geb. Schmettau 135
Franken (Landschaft) . . 259. 288
Frankfurt a. M. 4. 6. 14. 16. 27. 30. 31. 32. 42. 56. 71. 112. 122. 127. 127—129. 130. 132. 141. 163. 246. 333. 351

Seite

[Frankfurt a. M.]
—, Goethemuseum 71. 360. 368. — Paulskirche 373. 374. — Rotes Haus 32
Frankfurt (Oder) . . . 217. 222
Frankfurter Verlagsanstalt . 368
Frankreich, Franzosen, Französisch 2. 6. 9. 17. 21. 22. 40. 48. 55. 82. 106. 107. 113. 139. 154. 172. 180. 201. 225. 226. 230. 235. 237. 247. 249. 250. 251. 252. 255. 256. 267. 287. 288. 290. 291. 293. 315. 340. 341. 344. 346. 351. 352
—, Ludwig XVII., König von 287
—, Ludwig XVIII., König von 287
— —, dessen Gemahlin Marie Josephine Louise 255. 287
— Direktorium 267
—, Napoleon I., Kaiser von 1. 22. 24. 25. 48. 223. 245. 247. 248. 251. 252. 274. 340. 341. 350
— —, dessen Gemahlin Josephine 245
Franz II., römisch-deutscher Kaiser 252. 257. 288
—, dessen 3. Gemahlin Maria Ludovica 345
Freiburg (Schweiz) 291
Freimaurer . . . 47. 320. 322
Freimütige, Der 299
Frey, Frau, in Zürich . . . 286
Friedlaender, Max 365. 367. 374. 383
Fritsch, Jakob Friedr. v. 35. 333
—, dessen Sohn Karl Wilh. 322. 324. 326. 341
— —, dessen Frau Henriette, geb. Freiin Wolfskeel v. Reichenberg 259. 269. 272. 278. 280. 283. 288. 294
Frommann, K. F. E. 225. 310. 317. 323. 325. 328
—, dessen Tochter Alwina 323 bis 328
Froriep, L. Fr. v. . . . 221. 247
Fuchs, Joh. Friedr. . . 182. 184
Füeßli 31
Fürstenberg (Oder) 217
Fürstenbund, Der 139—150. 336 bis 338. 340. 348

Seite
Fumagalli, G. 293
Funde und Forschungen, eine Festgabe für Julius Wahle 129. 130. 132. 246

Gabler, Joh. Phil.. 48
Gall 299. 301
Gallien. 344
„Gaudeamus igitur" . . 211. 241
Gebhardt, M.. 367
Geibel, Margarete. 370
Geiger, Ludw. 57
Geist, Joh. Jak. Ludw. 174. 176. 177. 178. 179. 180. 219. 245
Gellert. 152. 171
Genelli. 242
Genf. . . . 117—119. 130.138
Genfer See . . .124. 132. 135
Genthe, A. 72
Genua 255
Geoffroy Saint-Hilaire, Etienne 91
Gerber, Ernst Ludw. . 225. 249
Germanen 6. 278
Gernhard, Aug. Gotth. 313. 320
Gersdorff, Ernst Christ. Aug. v. 326. 341. 342
Geßner, Sal. . . 120. 135. 285
—, dessen Schwester. . . . 286
—, dessen Frau. 286
—, dessen Sohn Konrad . . 286
—, dessen Sohn Heinrich 257. 260. 267. 285. 286. 288
— —, dessen Frau Charl., geb. Wieland 257. 260. 267. 285. 286. 288. 368
— —, dessen Sohn 288
Giachery, L. 367
Gianini, Gräfin 112. 129. 131. 137
Gibbon. 269. 292
Giebichenstein 197. 198. 199. 200. 202. 203. 205. 206. 209. 210. 211. 213. 214. 215. 217. 218. 219. 221. 225. 227. 228. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 240. 241. 244. 245. 246. 250. 251. 252
Glasenapp, v.. . . . . 368. 371
Gleichen-Rußwurm, Alexander v. 360
Gleim 292. 296
Gluck .225. 226. 249. 250. 328
Goedeke 287
Göke, R.. 368
Goertz, Graf 33
Goeschel 38
Göschen 236. 274. 286. 293. 294. 295. 296. 299
Göttingen VII
Goldene Vließ, Das. . . . 161
Gore, Fräulein 309
Gotha 33. 123. 136. 270. 292. 306
Gotter 240
Gozzi 231
Gräf, H. G. . . 131. 246. 292
Graff, Anton 298
Graff, Schauspieler 327
Graz. 381
Greifswalde 53. 92
Grenzboten, Die 163
Griechen, Die alten 12. 21. 28. 40. 83. 84. 87. 88. 89. 156. 192. 271. 293. 297. 314
Griechenland 271. 278
Gries, Joh. Died. . . .323—328
Grimm, Jakob und Wilhelm 231. 251. 289. 290
—, Emil 231. 251
Grindel, Grindelwald . . . 115
Grisebach, Ed. 95
Groschlag, K. Fr. W. v.. . . 137
Grosheim, Georg Christ. . . 295
Groß, Siegfried v. 360
Großbrembach. 316. 321
Gruber, J. G. 285. 286. 288. 293. 294. 295
Grüner, Vinc. Raim. . . . 194
Gruner, Christian Gottfr. 182. 184
Güldenapfel 182. 184
Güntter, Otto v. 360
Gujer, Jakob, gen. Kleinjogg 120. 121. 135
Gundelfinger 63
Guttannen (an der Aare) . 115

Habsburger, Die 139
Hackert, Georg 134
Hadrianus, Publius Aelius, röm. Kaiser. 133
Haessel, H. 368
Hage, Karl Christ., Privatsekretär Karl Augusts 319. 321
Halberstadt 231
Halle 200. 206. 209. 210. 214. 218. 219. 220. 221. 222. 226. 231. 232. 238. 240. 244. 245. 246. 247. 248. 250. 292

Seite

Haller 65
Hamann 91. 92. 93
Hamburg III. 197. 198. 201. 202. 211. 222. 236. 239. 241. 248. 366. 372. 381
Hamilton, Maler 132
Hamm 249. 364
Handel-Mazetti, E. v. . . . 368
Hannover 364
Hannover, Kurfürstentum 139. 140
Hardenberg, Friedr. v. 263. 289. 290
Hartmann, Jean 132
Hartmann 215
Hartung, Fritz 332. 334
Harz 25. 141
Hase, Karl Georg 327
Hatzfeld, Franz Graf von 145. 147. 148. 149
—, dessen Bruder Hugo . . 145
Haugwitz, Kurt v. . . . 124. 136
Haupt, R. 367
Haym . . . 41. 42. 49. 289. 297
Hebbel 62
Hebe 195
Hechingen 126
Hecker, Joh. Heinr., Kammerdiener Karl Augusts 318. 319. 322
Hecker, Max III.—VII. 57. 69. 86. 87. 95. 96. 102. 174. 182—184. 185—196. 197—253. 360. 363. 369. 384
Hegel . . . . . . 38—111. 346
—, dessen Frau 106
—, dessen natürlicher Sohn siehe Fischer
Hegel, Karl 47. 72
Hegel-Archiv . . . 39. 63. 105
Heidelberg .. 63. 106. 113. 131
—, Schloß 113. 131
Heideloff, Karl V
Heidenhaus, Kammerdiener Karl Augusts 318. 321
Heilige Familie, Die 7
Heine, Paul 370
Heinrich, Christoph Gottlob . 184
Heinze, Max 89
Helena 278
Hellas, Hellenen 12. 21. 83. 87. 110
Helvetien 254. 267. 291
Helvetius 94
Henckel-Donnersmarck, gräfliche Familie 32

Seite

Henning, L. D. v. 75
Hennings, v. 263. 290
Herder 21. 44. 45. 46. 111. 112. 200. 237. 284. 285. 296. 306. 343. 346. 375.
— Gott . . . . 44—46
—, dessen Frau Karoline 200. 237. 296
—, dessen Sohn Gottfried . 237
—, dessen Familie 284
Herkules 10. 189. 190. 194. 195. 196. 206. 240. 242. 294
Herodot 289
Herrnhut 137. 294
Hertz, Wilh. 94. 95
Hertz, W. 367
Herzlieb, Minchen 310
Hessen 220
Hessen-Darmstadt 333
—, Ludwig IX., Landgraf von 113
—, dessen Gemahlin Karoline 137
—, dessen 1. Sohn Ludwig (X.) 113. 128. 129. 131. 132. 137. 141. 238
— —, dessen Gemahlin Luise 128. 137. 238
—, dessen 3. Sohn Christian Ludwig . . . 113. 132. 147
—, Georg, Landgraf von . 137
— —, dessen Gemahlin Marie Luise Albertine 128. 129. 137
— —, dessen Tochter Charlotte, spätere Erbprinzessin von Mecklenburg-Strelitz 128. 137
Hessen-Homburg
—, Friedrich V., Landgraf von 137
— —, dessen Gemahlin Karoline 129. 137
— —, dessen Sohn Friedrich 129. 137
Hettersdorf, v. 149
Heuer, Otto 360
Heyden, Marianne 364
Heygendorf, Karoline v. 208. 210. 216. 217. 240. 245. 250. 327. 344. 353
Hieronymus von Prag . . . 124
Hildburghausen siehe Sachsen-Hildburghausen
Hildesheim 216
Hindelbanck, Landgut bei Bern 117

Seite

Hinrichs, Herm. Friedr. Wilh. 88
Hirzel, Hans Kaspar 120. 121. 135
Hirzel, L. 290
Historische Zeitschrift 347
Hobbes. 258. 288
Hochburg, Schloß bei Emmendingen 114
Hock, de 150
Hölderlin. 40. 42
Hofenfels, v., pfalz-zweibrükkenscher Minister 140
Hoffmann, A.. 367
Hoffmann, B. G. 221. 247
Hoffmann, Joseph . . . 192. 196
Hohenzollern, Die . 24. 28. 333
Holborn, Engländer 117
Holland 133. 223. 339
Holstein 197. 198. 201. 237. 266. 291
Homburg . . 127. 128. 129. 137
Homer 87. 121. 192. 260. 294. 313. 314
Honegger, Rudolf . . . 38—111
Hopffgarten, Soph. Kar. v. 307. 308
Hoppe, Theod. 310
Horaz 257. 261. 287. 288. 289. 290
Horneck, v. 149
Horschlit 145
Hotho, G. 81. 83
Hottinger 294
Huber, Joh., Maler 134
Huch, Ricarda . . 360. 365. 381
Hütliberg (Ütliberg) . . 253. 287
Humboldt, Alexander v. . . 370
—, Wilh. v. 42. 109
Hummel, Joh. Nep. . . 326. 328
Hummel, Ludwig . . . 194. 195
Hunger, Henriette 310
Huschke, Wilh. Ernst Christ. 280. 295
Huß, Johann 124
Hutten, v. 149
Hyder 267
Hymen 266

Ibsen 163
Iffland 137. 174. 178. 179. 212. 213. 216. 227. 241. 242. 243. 245. 370
Ikarische Meer, Das 294
Illiger, Hans 362

Seite

Ilm IV. 259. 305. 307. 309. 316. 320. 324. 379
Ilmenau 7. 19. 331. 335. 348. 354. 356
Imthurn, Georg Friedr. 126. 136
Indien 27. 95. 290
Insel-Verlag 368. 369
Irland 292
Ischer, R. 295
Italien, die Italiener, Italienisch 2. 4. 5. 12. 19. 39. 132. 170. 206. 207. 225. 227. 237. 245. 259. 260. 288. 292. 348. 349. 350. 352. 363
Jacobi, Friedr. 41. 46. 202. 237. 294. 323. 343
—, dessen Sohn Max . . . 237
Jacobi, H. 368
Jagemann, Christ. Jos. 260. 261. 289
—, dessen Frau Marianne . 327
—, dessen Sohn Ferdinand 229. 250
—, dessen Tochter Karoline, siehe Heygendorf
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 90. 91
Jason 122
Jena 1. 38. 39. 42. 44. 47. 48. 51. 53. 55. 56. 61. 62. 63. 77. 78. 94. 107. 136. 202. 210. 237. 238. 239. 240. 245. 246. 247. 251. 252. 302. 303—305. 308. 310. 311. 315. 318. 323. 324. 326. 327. 335. 346. 350. 354
—, Botanischer Garten 305. — Freimaurerloge 47. — Mineralienkabinett 305. — Naturwissenschaftliche Institute 350. — Prinzessinnengarten 305. — Schloßbibliothek 182. 184. — Universität 5. 44. 77. 182—184. 246. 293. 304. 324. 342. 350. 354. — — Juristische Fakultät 324. — — Medizinische — 182. 184. 324. — — Philosophische — 324. — — Theologische — 324. — Universitätsbibliothek 182. 184. 304. 305. 308. 350
Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung 44. 189. 190. 192. 195. 221. 222. 226. 247. 248. 250. 252. 308

Seite
Jesus von Nazareth 40. 56. 268
Johann XXIII., Papst . . 124
Johannes, Evangelist . . . 294
John, Alois . . . . .302—309
John, Joh.. . . . . . . 183. 317
Jomelli 260. 289
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser 126. 139. 140. 336. 337
Jourdan 288
Journal des Luxus und der Moden 240. 242. 299. 300
Juden 24. 40. 41. 277
Juel, Jens. 132. 133. 134. 135
Jungdeutschen, Die 4
Jungfrau (Jungfernhorn). . 115
Jura (Schweizer Jura) . . 118

Kaiser, Leo 383
Kalb, Joh. Aug. v.. 36
—, dessen Schwester Sophie Friederike 288
—, dessen Schwester Augusta Eleonore siehe Luck.
Kant 3. 7. 13. 18. 40. 44. 46. 58. 61. 93. 95. 258. 288
Kantstudien 39
Kapellendorf 305
Karlsbad 252. 302. 303
Karlsruhe 126. 127. 136
—, Hof 126. 137
Karpe, L. 367
Kassel 117. 132. 210. 230. 232. 251
Kattegat 236
Kaufmann, Christoph 124. 133. 136
Kehl 113
Kehrsatz, Landgut des Herrn v. Tscharner . . 115. 116. 132
Keil, R. 36. 286. 287. 289. 294
Kepler 64. 65
Kern, O.. 367
Kerpen, v. 149
Kiel 198. 290
Kieser, Dietr. Georg . . 324. 326
Kinckel (in Mannheim) . . . 141
Kippenberg, Anton 360. 365. 371. 377
Kirms, Franz 173. 174. 178—181
Klauer, Martin 298. 299. 300. 301. 309
—, Ludwig . . . . . .298—301
Klein-Kochberg 291
Kleist, Heinrich v. 158. 159. 160. 308

Seite
Klinkhardt u. Biermann . . 368
Klopstock 14. 15. 171. 294. 383
Kluckhohn, P. 367
Knebel, v. 32. 35. 37. 48. 49. 107. 117. 130. 138. 251. 252. 259. 267. 288. 291. 304. 305. 308. 327. 343. 351
—, dessen Schwester Henriette 251. 252
—, dessen Frau Emilie, geb. Rudorff 260. 267. 288. 291
Knesenbeck, G. v. d. 367
Kneuper, Otto 381
Knobelsdorff, v.. 223
Koch, Karl Friedr., Wildmeister 319. 322
Köditz, Joh. Christ.. 272
Köhler, Alfred 364. 365
Köln 192
Königsberg 251. 373
Körner, Christ. Gottfr. . . . 296
Köster, Albert 370
Köster, G. (J. H. Eckardt) . 368
Kohlhammer, W. 298
Kohlrausch 242
Kolbe, Heinr. 192
Kommerstädt, G. H. v. . . . 371
Komotau 302. 303
Konopak, Chr. Gottl. . . 324. 326
Konstanz 123. 124. 125. 126. 130. 136
Kopenhagen 197. 248
Kotzebue 57. 221. 239. 247. 320. 322
Kräuter 183. 301
Krakau 249
Kriesche, E.. . . . . . . 360. 365
Kritisches Journal der Philosophie 43. 46
Kritzler 371
Krüger-Westend, H. . . 367. 368
Krümmer 310
Kühnemann, Eug.. 381
Kuhn, Alfred 192. 195
Kurland, Anna Herzogin von 308
—, Luise Herzogin von 118. 132

La Borde, J. B. de . . 225. 249
Lac de Joux 118
Lampedo 128
Langhans, Frau, Pfarrerin 116. 132
Langnau im Emmental 116. 132

Seite
Langer, Joh. Pet. 187. 192. 193
—, Robert . . . 192. 193. 194
Larevcillière-Lepaux, Mitglied des Pariser Direktoriums 267. 291
La Roche, Karl 327
Lasson, Georg . . .39. 63. 105
Lauchstedt 174. 209. 213. 215. 218. 219. 220. 221. 232. 240. 241. 244. 245. 246. 247. 248. 250. 252
Lauffen bei Schaffhausen . 125
Laugier, Marc Antoine . 82. 83
Lausanne 118
Lauterbrunnen 114. 115
Lavater 32. 120. 121. 122. 123. 126. 130. 132. 135. 136. 343. 370
Lazarus 277
Lederer, H. 367
Leibniz 23. 45
Leipzig 11. 16. 18. 37. 217. 218. 219. 226. 245. 252. 370
Leitmeritz 302
Leitzmann, Albert 292
Lentulus Spinther, Publius 284. 296
Lenz, A. 368
Lenz, Jak. Mich. Reinh. . . 90
Lessing 3. 5
—, Emilia Galotti 152. 161. 162. — Minna von Barnhelm 169. — Miß Sara Sampson . 171
Letourneur, Mitglied des Pariser Direktoriums 267. 291
Levetzow, Ulrike v. . . . 9. 356
Leyen, von der, Domprobst 149
Lichtenberg, F. E. v. 112. 131. 147
—, dessen Frau Karoline, geb. v. Ilten 112. 131
Lichtenberg, Georg Christoph 55
Lieber V
Liebeskind, Aug. Jak. 285. 287
—, dessen Frau Amalie, geb. Wieland 285
Lienhard, Friedrich . . 360. 362
Limmat 258. 259
Link 77
Lips 33
Lobe, Eduard V
Lobe, G. 367. 368
Loder . 219. 220. 225. 246. 247
—, dessen Frau 221. 247
Löbel VII
Löbichau 303. 308

Seite
Lommel, E. v. 71
London 321
Lortzing, Schauspieler . . . 328
Lothringen 114
Lucanus, M. Annäus . 304. 308
Lucchesini, v. 145
Lucian 268. 292
Luck, Georg Lebr. v. 288
—, dessen Frau Augusta Eleonore, geb v. Kalb . . 259. 288
Luckenbach, H. 367
Lucretius Carus, Titus. 304. 308
Ludecus, Hofrätin 324
Luden, Heinr. 304. 308
Ludwig, K. 368
Lütschine, Fluß 114. 115
Lütschine-Gletscher 115
Lully 225 227
Lumpzig 292
Lunéville 244
Luther . . . 1. 2. 5. 21. 28. 342
Luther-Gesellschaft 2
Luzern 130

Madrigalchor der Akademie für Kirchen- und Schulmusik, Charlottenburg 382. 383. 384
Mäcenas 196. 331
Magdeburg 224. 245
Mahler, A. 297
Mahnke, D. 367
Mailand 255. 271
Main 3. 140
Mainz 33. 127. 137. 148. 235
Mainz, Kurfürstentum 137. 139. 142—150. 244. 336
— —, Friedrich Karl Joseph v. Erthal, Kurfürst von 142. 143. 144. 145. 149. 150. 337. 338
Majer, Joh. Christ. . . 126. 136
Malik, Gebr. 307
Malus 65. 66
Mannheim 127. 131. 137. 141. 216. 364
Mara, Gertr. Elisab. . . 281. 295
Marbacher Schillerbuch . . . 300
Marburg 220. 247
Marcks, Erich 329—357. 383. 384
Marezoll 47
Marmontel 226. 249. 250. 265. 290
Marschall, Aug. Dietr. Reichsgraf v. 320. 322
Martinach 119

Seite
Mattausch, Schauspieler . . 243
Mattei, Saverio. . . . 260. 289
Maupertuis 222
May, Osw.. 298
Mayer, K. O.. 290
Meckel, Phil. Friedr. Theod. 246
Mecklenburg 221
Mecklenburg-Schwerin, Helene Paulowna, Erbprinzessin von. 239
Mecklenburg-Strelitz, Karl (II.) Ludwig Friedrich, Herzog von 137
— —, dessen Gemahlin Charlotte 128. 137
Medea 122
Medusa 190. 195. 196
Meiner, Arthur 371
Meiringen 115
Melchisedek 97
Meleager. . . . 190. 195. 196
Melpomene. 284
Memel. 251
Mendelssohn, Franz v.. . . 371
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. 87. 383
Mercier 288
Merck 113. 118. 131. 290. 293. 343
Merkur. 195. 196
Merlin. 254. 259. 287
Merope 242
Metastasio 260. 289
Mettenberg (Schweiz) . . . 115
Metzler, B.. 367
Meyer, Helmut 371
Meyer, Joh. Heinr. 192. 193. 194. 195. 196. 198. 200. 202. 203. 231. 236. 237. 244. 259. 288. 309. 328. 363
Meyer, Joh. Rud.. . . .220. 247
Meyer-Händel-Schütz, Johanna Henriette Rosine 212. 242. 243
—, deren Mann (Meyer) . 243
Meyer, Nikolaus 250
Michalitschke, W. 368
Michelet 48. 72. 76
Michels, Viktor 360. 381
Milet 283. 296
Minde-Pouet, G. 367
Minor, Jakob 54. 56. 163. 290
Mirabeau. 321
Mittell, Margarethe 372
Mittler u. Sohn. 368

Seite
Mnemosyne 190
Mohamed 10. 291
Molière, George Dandin 278. 294
Molo, Walter v. 381
Moltke, Sänger 326
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 90
Montblanc 134
Moreau 288. 293
Morellet, André . . . 226. 250
Morgenland 88
Moritz, Karl Phil.. 238
—, Joh. Christ. Konr. 203. 238
Moritz, Rod. 360. 361
Morris, Max 31
Moser, Friedr. Karl Ludw. v. 113. 131
Moses 120
Moudon 118
Mozart 326
—, Titus. 326
Mühlhausen (Thür.) 217
Mülheim (Ruhr) 366
Müller, Arno 365
Müller, Friedrich v. 30. 104. 107. 108. 109. 323. 325. 326. 328. 346. 356
Müller, Johannes v.. . 143. 145
Mueller-Schlenkhoff, Walther, Oberbürgermeister 362
München . . 101. 105. 106. 251
Münster 249
Muld (in Oßmannstedt) 282. 283
Mummenhoff 384
Murten, Murten See . . . 117
Musen 190. 261. 265. 271. 272. 281. 284. 287. 289. 307
Muthesius, K.. 367
Muzell-Stosch 248

Nagel, H. 369
Nahl, Joh. Aug.. . . . 117. 132
Neapel. 271
Neefe 383
Nephelokokkygia 264. 290
Nerrlich, Paul 288
Neuchateller See 118
Newton 64. 65. 66. 74
Niederlande 140. 154—172. 247
Niedersächsischer Kreis . . . 223
Niethammer 44. 48
Noah 1. 40

Seite
Nohl, H. 40. 56. 61
Nordhausen. 217
Norwegen 248
Nouvelle Bibliothèque des Romans 280. 295
Nürnberg. . . . 63. 66. 67. 72

Oberaufsicht über alle unmittelb. Anstalten für Wiss. und Kunst 182. 350
Oberhasli, Tal der Aare . 115
Oberholzheim. 288
Oberon 235
Oberroßla 263. 290
Oberweimar 307
Oder. 217
Odysseus 186. 192. 193
Oehlke, W. 369
Oels siehe Braunschweig-Oels
Oels, Karl Ludw.. . . . 326. 327
Oesterreich 114. 125. 139. 142. 150. 216. 252. 302. 336. 337. 339. 340. 341. 342
Oettingen, Wolfgang v. 360. 370
Offenberg, Baron 136
Olymp 194. 289
Omura, G.. 368
Oranien, Friedrich, Erbprinz von 239
—, dessen Gemahlin Wilhelmine, geb. Prinzessin von Preußen 204. 239
—, Prinzessin von. 133
Orient 19. 27. 84. 88. 89. 303
Ormuzd 70
Orpheus . . 118. 121. 135. 271
Osnabrück 323
Ossa 289
Ossegg (Böhmen) 302
Oßmannstedt 260—284. 286. 287. 294
Ostfriesland. 249
Ovid. 314

Paër. 308. 309
Paisiello 131
Paracelsus 101
Paris, Sohn des Priamus . 64
Paris (Stadt) 25. 33. 106. 201. 207. 217. 218. 219. 221. 223. 226. 227. 230. 237. 240. 245. 247. 249. 250. 251. 255. 267. 288. 290. 291. 292. 295. 309. 321

Seite
[Paris (Stadt)]
— Große Oper (Académie royale de musique) . 227. 250
Parthey, G. 93. 94
Passendorf 210
Pasteur, Bankherr in Genf 118. 119. 132
Patmos 277. 294
Pauly-Wissowa 296
Payerne (Peterlingen). . . 118
Pechmann, Wilhelm v.. . . 360
Peneios 289
Peterson, J. 367
Petrarca 206
Peucer. 326
Pfalz, Friedrich V. von der 339
Pfalz-Zweibrücken 113. 140. 141. 336
—, Karl Herzog von 139. 140. 141
Pfannmüller, G. 367
Piccini. 226. 249. 250
Pigalle. 131
Pirithous. 195
Plato 95. 97. 283. 296
Plinius 295
Plön. 198
Plutarch 313
Pniower, Otto 377
Pogwisch, Ulrike v. . . 307. 309
Polykletos 284. 297
Polyphem . . . 186. 192. 193
Pomona 279. 295
Pontus 314
Potsdam. . 141. 204. 207. 208
Prag 231. 302. 309
Preller, Fr. 354
Preußen 6. 24. 90. 114. 139. 140. 144. 150. 216. 217. 244. 245. 248. 249. 251. 335. 337. 338. 339. 340. 341. 342
—, Friedrich II. 3. 5. 24. 28. 33. 139. 140. 145. 222. 248. 282. 295. 336. 337
—, Friedrich Wilhelm II. 139. 140. 141. 142. 143. 228. 239. 337. 338. 339
— —, dessen Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt 240
—, Friedrich Wilhelm III. 223. 227. 239
— —, dessen Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Mecklen-

Seite

[Preußen]
burg-Strelitz 204. 205. 207. 208. 223. 239. 249
— —, dessen Sohn Ferdinand 249
—, Friedrich Wilhelm IV. 105. 373
—, Karl, Prinz von . 316. 321
— —, dessen Gemahlin Maria, die Enkelin Karl Augusts 307. 308. 316. 321
Prometheus 11. 61
Properz 304
Propyläenverlag 368
Pückler-Muskau, Herm. Ludwig Heinr., Fürst von . 90. 91
Purkinje 91

Quensel, Paul 383

Rabel, Gabriele 367
Raiffeisen-Genossenschaften . 368
Rameau 225
Ranke, v.. 142
Ratjen 290
Rauch 84
Recke, Elise v. d. 308
Reclam jun., Phil. 368
Reden, Friedr. Wilh., Graf v. 223. 227. 249
Redlich, Meta 372
Redteln, v. 211. 212. 241. 242. 243
Redwitz, v. 149. 150
Regensburg 216
Rehbein, Wilh. 328
Rehm 38
Reichard, Ottokar 136
Reichardt, Joh. Friedr. 22. 197 bis 252. 383
—, dessen Frau Johanna, verw. Hensler, geb. Alberti 200. 205. 211. 212. 213. 214. 215. 236. 241. 244
—, dessen Tochter Luise 205. 239. 244. 246
— dessen Tochter Johanna siehe Steffens
—, dessen Töchter 205. 206. 212. 214. 244
—, dessen Sohn Friedrich 213 (?). 244
—, dessen Söhne 199
—, dessen Familie 197. 209. 210. 213. 214. 216. 217. 218. 221. 222. 226. 227. 231. 232. 233. 244

Seite

Reichenbach (Zufluß der Aare) 115
Reinhard, K. F. v. 69. 246
Reinhold, Heinr. 244
Reinhold, Karl Leonh. 286. 289. 293. 294
—, dessen Frau Sophie, geb. Wieland 294
Reinsch, F. H.. 367
Rembrandt 133
Reni, Guido 371
Rethwisch. 198
Reuß, Heinrich XLIII., Fürst von 282. 295
—, dessen Vater Heinrich VI. 295
—, dessen Gattin und Kinder 295
Reventlow, Graf Christian 197. 236
—, Graf Friedr. 237
Rewbell, Mitglied des Pariser Direktoriums 267. 291
Reynier, Joh. Pet. de . . 31. 32
Rhein III. 3. 113. 123. 125. 140. 141. 256. 370
Rheinbaben, v. 375. 376
Rheinbund 143. 341
Rheinfall . . 125. 126. 130. 136
Rheinfranken 3
Rheinisch-Westfälische Zeitung 368
Rheinland 256. 274
Rheinzabern 113. 131
Rhone 134
Richter, Jean Paul Friedrich 254. 259. 287. 288
Riemer 30. 36. 195. 252. 311. 314. 321. 325. 326. 328. 365
—, dessen Frau Karoline, geb. Ulrich 233. 252
—, dessen Sohn . 311. 314. 321
Riese, Joh. Jak. 30
Rist, Joh. 325
Ritter 101
Ritter, v., Domherr von Mainz 149. 150
Robertson, J. G. 367
Rochlitz, Joh. Friedr.. . . . 252
Römer, Die alten 117. 133. 290. 295. 314
Roethe, Gustav 1—29. 53. 360. 362. 372—380. 381. 383. 384
Rohr. 31
Rolle (am Genfer See) . . 118
Rom 46. 143. 236. 271. 306. 348. 349. 350. 351. 371

Seite

Romantische Schule 3. 4. 5. 17. 20. 21. 42. 81. 110. 111. 171. 263. 289. 290. 297. 305
Rosenkranz, Karl 41. 42. 44. 45. 54. 63. 64. 77
Rosenlauigletscher 115
Rosenzweig, Franz . 43. 48. 56
Rothe, Karl Gottlob, Justizamtmann 209. 240
—, dessen Bruder 241
Rousseau 11. 55. 249
Rubens 306
Rudorff siehe Knebel
Rüchel 223
Ruland, Wilh. 374. 375
Rumbold, Sir George Berriman 223. 248
Runge, Ph. Otto 370
Rußland 27. 137. 140. 294. 341
—, Paul I., Kaiser von . . 239
— —, dessen Gemahlin Maria Feodorowna 113
—, Alexander I., Kaiser von 341

Sabinum 286
Sachs, Hans 14
Sachsen, Kurfürstentum 139. 140. 217. 337. 338. 341
—, Friedrich der Weise, Kurfürst von 342
Sachsen, Moritz von . . 113. 131
Sachsen-Coburg, Louis von . 132
Sachsen-Gotha und Altenburg 336
—, Ernst II. Ludwig, Herzog von 139
— —, dessen Sohn (gest. 1779) 136
— —, dessen Bruder August, Prinz von 142
Sachsen-Hildburghausen, Friedrich, Herzog von 239
—, dessen Gemahlin Charlotte 205. 239
Sachsen-Weimar 7. 12. 24. 35. 36. 129. 131. 311. 323. 332. 334. 335. 336. 338. 339. 340. 341. 342. 346. 354. 355
—, Bernhard der Große 117. 132
—, Anna Amalia, Herzogin von III. 33. 119. 124. 127. 130. 147. 248. 253—257. 259. 260. 262. 264. 265. 268. 269. 272. 273. 274. 275. 276. 278. 279. 280. 282. 283. 284. 285. 287. 288.

[Sachsen-Weimar] 289. 290. 292. 293. 294. 322. 326. 333. 334. 346. 354. 371
—, Karl August, Herzog-Großherzog von III—V. 11. 24. 30—37. 112—138. 139—150. 201. 204. 210. 231. 239. 240. 241. 249. 250. 257. 268. 269. 273. 292. 309. 311—314. 318 bis 320. 321. 322. 325. 326. 327. 329—357. 368. 369. 372. 383
— —, Briefe an die Herzogin Luise 112—138. — Darstellungen: Büste von Döll 33. — Zeichnung von Goethe 30—33. — Gemälde von Juel 133. 134. — Zeichnung von Lips 33. — Journal von der Schweizerreise 129. 130. 132—136. — Testament 34—37.
— —, dessen Hund Bostan 129. 138
— —, dessen Bruder Constantin 113. 117. 119. 308
— —, dessen Gemahlin Luise 112 bis 138. 142. 147. 231. 251. 259. 269. 311. 325. 333. 345. 347
— —, dessen Tochter Luise Aug. Am.. . . . . . . 122. 136
—, Karl Friedrich, Großherzog von 47. 239. 248. 308. 357
— —, dessen Gemahlin Maria Paulowna 47. 222. 225. 239. 248. 308
— —, dessen Tochter Maria siehe Preußen, Prinz Karl von
— —, dessen Tochter Augusta 307. 308
—, Karl Alexander, Großherzog von . . . 315. 321. 374
—, dessen Gemahlin Sophie 373. 374
—, Wilhelm Ernst, Großherzog von 377
— —, dessen Sohn Wilhelm Ernst, Erbgroßherzog . . . 365
Sallanches (Valenche) . . . 119
Salm 127. 137
Salomo 283. 293. 296
Salomon, R. 367
Salzburg 274
Sander 241

Seite
Sanders 293
Sankt Gotthard . .118. 129. 130
Sankt Petersburg 223
Sansculotten 262. 263
Sansoni 368
Sarauw, Chr. 367
Sarepta (Astrachan) . . 277. 294
Sauer, August 302. 308
Saussure 119. 135
—, dessen Tochter 135
Savigny, Friedr. Karl v., und seine Frau Gunda, geb. Brentano 251
Savoyen 118. 134
Schadow . . . . VI. 299
Schaffhausen 123. 125. 126. 130
Schede, Kriminalrat in Berlin, und Sohn 200
Scheidegg (Schindeckberg) . 115
Scheidemantel, Eduard 298—301. 360
Schelling 42. 43. 44. 47. 62. 93. 101. 105. 248
Schelver, Franz Jos. . . . 77
Scherer, Wilhelm . . . 373. 375
Scheschian 290
Schick, Schauspielerin . . . 243
Schiller IV. 4. 5. 13. 15. 17. 22. 24. 26. 39. 42. 43. 44. 52. 55. 67. 69. 78. 79. 80. 81. 90. 136. 157. 158. 169. 173. 174. 184. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 249. 252. 272. 290. 292. 296. 299. 300. 303. 306. 323. 344. 346. 351. 374. 375
—, Anmut und Würde 55. 56. — Balladen 17. — Braut von Messina 284. 297. — Briefe: an Goethe 67. 238. — an Körner 296. — an Charlotte v. Lengefeld 184. — an Reichardt 237. — Bühnenbearbeitung des 'Egmont' 238. — Fiesco 157. — Gedichte 233. 234. 252. — Horen 90. 129. 290. — Jungfrau von Orleans 170. 332. — Maria Stuart 219. 246. — Musen-Almanach (1797) 238. — Wallenstein 157.
—, dessen Frau Charlotte 184. 233
—, dessen Söhne 323
—, Büste von Klauer . 299. 300
—, Totenmaske 299. 300

Seite
Schimmelmann, Graf Ernst Heinr. 197. 236
Schirach, v.. 361
Schlabrendorf, Graf 247
Schlegel, August Wilhelm 53. 212. 240. 242. 243. 263. 289. 306
—, Jon 207. 208. 211. 212. 240. 241. 242. 243
— —, dessen Frau Karoline 263. 289
—, Friedrich . . 263. 289. 296
— —, Alarcos 284. 296
Schleicher, Walther . .139—142
Schleiermacher . 109. 227. 250
Schlesien 124. 231. 249
Schleswig-Holstein-Augustenburg, Herzog Friedr. Christian 236
Schletterer 249
Schlosser, Joh. Georg 114. 140. 141
Schmeller, J. J. 326
Schmidt, Erich 289. 290. 310. 374. 375. 377
Schmidt, Joh. Georg . . . 292
Schmidt, L. 368
Schmidt, Marie, Sängerin . 326
Schmidt, Rud. 285
Schmidt-Bonn, Wilhelm . . 381
Schnapp, Friedrich . .173—181
Schöll, A. 321
Schönborn 325
Schönbrunn 252
Schönebeck 227. 238
Schönemann, Lili 9
Schönkopf, Anna Katharina . 9
Schopenhauer, Adele 91. 324. 325
—, Arthur . . . 94. 95. 99.100
—, Johanna 251. 324
Schorcht, Karoline, geb. Wieland 285
Schottland 292
Schrautenbach, Ludwig Karl v. 128. 129. 137
Schröder, Edward VII
Schröter, Corona 34. 35. 36. 37
Schubarth 75. 104. 105
Schubert, Franz 374
Schuchardt 85. 321. 370
Schuckmann, v. 223. 249
Schütz, J. H. F. . . . 307. 309
Schütze, Steph. 326
Schulenburg, Graf v. . . . 216
Schulte-Strathaus 301

Seite
Schultz, Christ. Friedr. Ludw. 75
Schulz, Domherr in Mainz . 149
Schulze, Gottlob Ernst (Aenesidemus) 43
Schuppach, Mich., Wunderdoktor 116. 132
Schuster, Julius 20
Schwaben 42. 124. 258. 259. 274. 280. 288
Schwalbach 141
Schwarzhorn (Schwartzwald) 115
Schweden . 171. 198. 236. 292
Schweiz 31. 32. 95. 114—124. 220. 247. 253—260. 267. 274. 285. 286. 291
—, Urkantone 254
Schwerdgeburth V
Schwerin, v. 224
Schwetzingen 113
Schwyz 130
Sckell, Garteninspektor. . . 307
Sebbers 86
Seckendorf, Karl Siegmund Frhr. v. 129. 138
Seebach, Alex. Christoph v. . 291
—, dessen Sohn Friedrich 319. 322
—, dessen Sohn Ludwig 266. 267. 291
— —, dessen Frau Karoline Christiane Auguste, geb. v. Beulwitz . . . 266. 267. 291
Seebeck, Thomas 66. 67. 72. 74. 96. 97
—, Moritz 98
Seine 249
Selz 113
Sesenheim 16. 131
Seuffert, Bernh. 132. 291. 299. 381
Seyler, Abel 112. 131
Shaftesbury . . . 12. 39. 45
Shakespeare 2. 10. 16. 17. 151. 306. 308 — Romeo und Julia 306. 308. — Sturm 240.
Siebeck 41
Siebenschläfer, Die heiligen. 278
Sieben Weisen, Die 156
Siegel 39
Siegmund, J. G., Kammerdiener 35. 36. 37
Sierstorpff, Kasp. Heinr. v. 221. 247
Sieveking 94

Seite
Sigismund, Kaiser 124
Sihl 253. 259. 286
Simmei 42. 110. 111
Simson, Eduard v. . . . 373. 374
Sinner, Friedrich v. 115. 116. 132
—, dessen Sohn Karl Ferdinand 115. 116. 132
Sömmerring . . 219. 220. 246
Soeurs bleues 179. 181
Solf, Erz. 371
Solger 92. 93
Solothurn 291
Sondershausen 249
Sophokles 41. 55. 60. 240. — Antigone 88. 89
Soret . . . 311. 314. 315. 321
Spanien 140. 154. 155. 161. 162. 164. 171
—, Philipp II., König von 155. 161. 162. 171
Speck, W. A. 367
Spengler, Oswald 6. 21
Speyer 113
Spinoza 39. 44. 45. 46. 97. 343
Spinther siehe Lentulus
Sprüngli, Pfarrer . . .116. 132
Stadion, de 150
Stäfa 288
Staff, Aug. Wilh. Ferd. v. . 147
Stark, Joh. Christian 184
Starke, Pächter in Oßmannstedt 271. 287
Staubbach bei Lauterbrunnen 114
Stedten 291
Steenske forlag 368
Steffens, Henrich 221. 227. 236. 248. 250
—, dessen Frau Johanna, geb. Reichardt 211 (?). 221. 222. 241. 248
Steig, Reinh. 241. 247. 250. 251
Stein (am Rhein) . . .123. 125
Stein, Gottlob Ernst Josias Friedrich v. . . 112. 118. 119
—, dessen Frau Charlotte v. 5. 9. 12. 118. 119. 131. 132. 136. 137. 159. 291. 343. 348. 363
—, dessen Sohn Karl 266. 267. 291
— —, dessen Frau Amalie, geb. v. Seebach . . .266. 267
Stein, Heinr. Friedr. Karl Frhr. vom und zum 144. 145. 146. 170. 223. 224. 227. 249

Seite

[Stein]
—, dessen Bruder Joh. Friedr. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150
Steinberg bei Lauterbrunnen 114
Steinberg, v., hannöverscher Gesandter in Mainz 145. 146. 147. 150
—, dessen Frau Marie Charlotte 146. 147
Steiner, Rud.. 109
Steinla 370
Sternberg, Graf 356
Sterne 282. 295
Stettin 213
Stichling, Karl Wilh. Const. 273. 275. 293
—, dessen Frau Juliane, geb. Wieland . . . 273. 275. 293
Stieler 357
Strada 165
Straßburg . 24. 113. 324. 373
Stromeyer, Karl . 326. 327. 370
Strube, August 371
Struensee, Karl Aug. v. 222. 223. 248
—, dessen Bruder Joh. Friedrich Graf v. 248
Strunk, Senator 382
Stürmer und Dränger 4. 9. 10. 12. 20. 164. 170. 333
Stuttgart 124—127. 213. 247. 323
—, Militärakademie . . 126. 136
Styx 273
Suard, J. B. A.. . . . . 225. 249
Sudetendeutscher Verlag . . 368
Sulamith 283. 296
Suphan, Bernh. 290
Swift 261. 289
Sylvestre, Fräulein 307

Tänarische Vorgebirge (Tainaron, jetzt Kap Matapan) . 195
Talleyrand 223
Talma 230. 251
Tannroda . . . . . .144—148
Tarnowitz 249
Tartarus 195. 196
Teichmann 174
Tempe 262. 289
Teplitz 302. 307
Textor, Familie 6
Thaer 29
Thaulow 59

Seite

Theaterwissenschaftliche Blätter 368
Theseus 195
Thiel 382
Thieme, Georg 371
Thorwaldsen 354
Thüringen 7. 272. 294. 302. 322. 341. 342. 344. 345. 365
Thun 114. 115
Thuner See 114. 115
Tiburtinum 286
Tieck, Ludw. 208. 238. 241. 248
—, dessen Frau Amalie, geb. Alberti 202. 238. 248
Tiefurt 253. 257. 259. 262. 277. 278. 279. 283. 287. 288. 293. 294. 375
Tirol 124
Tischbein 298
Titania 235
Titze, H. 53. 92
Tivoli, Villa des Mäcenas . 196
Tizian 118. 132
Tobler, Georg Christoph . . 133
—, Johannes 133
Tomaschek, Wenz. Joh. . 307. 309
Tote Meer, Das . . . 278. 294
Traumann 324
Trauttmansdorff, Ferdinand Graf v. 145. 150
Trendelenburg, A. 368. 369. 378. 381
Trippel, Alexander 326
Triptolemos 268
Troxler, J. P. V. . . . . 95—100
Tronchin 99
Trophonius 242
Tscharner, v., Landvogt 115. 116. 132
Tschingelhorn 115
Tübingen 126. 247

Überweg 89
Ütliberg 253. 287
Ulrich, A. 368
Umpferstedt 305. 308
Ungarn 339
Unger 202. 237. 245
Unruh, Fritz v. 381
Unterseen (Untersewen) . . 114
Unzelmann, Friederike 212. 238. 242. 243
Usingen, Fürst von . . 140. 141

Seite
Vacha 140
Varnhagen v. Ense 72. 90. 108
Vatke, W. 86
Vaugirard (an der Seine) 226. 249
Veden, Die. 95
Velhagen u. Klasing 368
Venedig 271
Verny 134
Verona 288
Vevey 118
Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 291
Vierwaldstättersee 254
Vieweg, Friedr. 221. 247. 289. 295
Vignau, H. v. 360
Villette, Marquis de. . . . 134
Vincke, Ludw. Frhr. v. 223. 249
Viol, Karl 371
Virgil V
Vogel, Karl 184
Vogel, Theaterdichter . . . 245
Voigt, Chr. G. v. 182—184. 246. 341
Vollert, W.. 369
Voltaire 119. 134. 222. 244. 308
Vorberg, Gaston 295
Voß, Joh. Heinr. . . . 70. 225
Vossische Zeitung 48
Vulpius, Walther 360. 383

Waagen, Christian Friedrich Heinrich, u. Familie. 211. 241
Wachtel, E.. 368
Wagner, Joh. Konrad, Kammerdiener . . 35. 36. 37. 133
Wagner, Rud. 246
Wagram 252
Wahl, Hans 30—37. 112—138. 241. 310—322. 332. 360. 380. 382
Wahle, Julius 130. 132. 246. 251. 360. 363. 380
Waldeck 307
Walderdorf, v. 149
Waldner v. Freundstein, Luise Adelaide 117. 118. 119. 123. 124. 127. 129
Wallis 118. 129
Walther, der Archipoet. . . 241
Wartburgstimmen 38
Wartensleben, Leop. Alex. Graf v. . 215. 216. 244. 245
Weber, J. J. 368
Weckbecker, Wilhelm v.. . . . 381

Seite
Wedel, Moritz v., Oberforstmeister 34. 35. 36. 37. 112—119. 116. 121. 123. 124. 127. 129. 147
Weichardt 327
Weimar III.—VII. 3. 4. 5. 6. 11. 12. 30. 32. 35. 38. 47. 48. 101. 106. 108. 123. 127. 139. 144. 153. 154. 192. 196. 197. 200. 207. 210. 211. 212. 213. 217. 218. 221. 227. 229. 230. 231. 233. 241. 242. 244. 245. 246. 247. 248. 250. 251. 252. 253. 255. 257. 260. 261. 264. 268. 269. 270. 273. 280. 281. 282. 285. 286. 287. 288. 290. 292. 293. 295. 296. 299. 302. 303. 305—308. 309. 310—322. 323 bis 328. 331. 334. 335. 346. 348. 349. 350. 357. 372. 373. 375. 378. 379. 380. 382
—, Armbrust 372. 384. — Bibliothek (Landesbibliothek) 133. 135. 182. 298. 301. 325. 350. 366. — Bürgerschule 311. 320. — Elefant 275. 293. — Erbprinz 305. — Frauenplan V. 106. 236. 328. 362. 373. — Fürstenhof 362. — Gymnasium 285. 306. 310. 311. 313. 314. 316. 320. 327. — Hof 35. 112. 116. 117. 118. 119. 123. 124. 127. 129. 233. 259. 295. 313. 317. 320. 325. — Kunstausstellungen 185—196. — Markt 293. — Park 305. 307. 308. 309. 313. 320. 346. 350. 379. — — „Francisco Dessaviae principi“ 307. 309. — — „Genio hujus loci“ 305. 308. — — „Remember Leo“ 307. 309. — — Römisches Haus 307. 308. 313. 318. 331. 350. — — Tempelherrnhaus 307. 309. — Schillerhaus 298. — Schloß 196. 313. 315. 321. 334. 350. 374. — Schloßmuseum 194. 299. — Staatsarchiv 34. 130. 138. — Stadthaus 326. 372. 382. — Stadtrat 324. — Stern 253. 320. — Theater 174. 177. 179. 180. 181. 199. 203. 207. 208. 209. 215. 216. 217. 219. 223. 224. 229. 230. 231. 237. 238. 239. 240. 242. 245. 251. 284. 296. 305. 306. 308. 313. 317.

Seite

[Weimar]
320. 325. 327. 328. 344. 350. 353. 382. — Theaterplatz 324. 371. — Webicht 316. 374. — Wittumspalais 33. 371. — Zeichenschule IV. V. 350
Weimarbund deutscher Mädchen und Frauen 368
Weimarer Kunst-Freunde 185 bis 196
Weißer, Karl Gottl. 301
Weitsch. 370
Weizsäcker, P.. . . . . . 298. 299
Welfen. 333
Weller, C. E. F. 184. 303. 304. 305. 308
Wellhorn (Schweiz) 115
Wendriner, K. G. 368
Werner, Zacharias. . . 251. 370
—, Wanda 231. 251
Werthern, Jeanette Louise Gräfin v.. 146
Westphalen, Jerome, König von 230. 231
Wetterhorn 115
Wettin. 332. 333
Weyland, Phil. Christ. 261. 289
Wichmann 84
Wiedemann, H.. 369
Wiederhold VII
Wiedertäufer 114
Wieland V. 32. 34. 37. 145. 246. 253—297. 298—301. 306. 308. 320. 323. 326. 333. 344. 368. 375
—, Abderiten 291. — Aristipp 274. 279. 293. — Attisches Museum 286. — Neues Attisches Museum 294. — Briefe an Luise v. Goechhausen 258—297. — Daphnidion 296. — Dschinnistan 287. — Freundschaft und Liebe auf der Probe 295. — Gedanken über eine alte Aufschrift 291. — Gespräche unter vier Augen 268. 291. — Goldene Spiegel, Der 290. — Hexameron von Rosenhain 296. — Liebe ohne Leidenschaft, Die 295. — Menander und Glycerion 283. 296. — Narcissus und Narcissa 295. — Novelle ohne Titel, Die 295. — Pentameron von Rosenhain 280. 283. 295. 296. — Rosalie und Hulderich

Seite

[Wieland]
295. — Teutsche Merkur, Der 298. — Neuer Teutscher Merkur 268. 286. 291. — Taschenbuch auf das Jahr 1804 (mit Goethe) 219. 246. 295. 296. — Übersetzung der 'Helena' des Euripides 278. 279. 294.
—, dessen Frau Anna Dorothea . . . 280. 285. 293. 294
—, dessen Tochter Amalie siehe Liebeskind
—, dessen Tochter Charlotte siehe Geßner
—, dessen Tochter Juliane siehe Stichling
—, dessen Tochter Karoline siehe Schorcht
—, dessen Tochter Luise 285. 368
—, dessen Tochter Sophie siehe Reinhold
—, dessen Sohn Ludwig 293. 305. 308
—, dessen Sohn Wilhelm . 285
—, dessen Familie 257. 270. 286. 287. 299
—, Büste von Ludw. Klauer 298 bis 301
Wieliczka 249
Wien 127. 139. 140. 142. 231. 232. 233. 250. 251. 252. 310. 327. 341. 342. 350. 373. 381
—, Wiener Kongreß . 342. 350
Willemer, Marianne v. . . 9
Wilmans, Friedr. 295
Winckelmann 21. 222. 224. 248. 249
Winterthur 123
Witkowski, Georg 101
Wittichsche Hofbuchdruckerei. 368
Wittmer, F. 369
Wörlitz. 309
Wolf, Friedr. Aug. 214. 225. 241. 244
Wolff, Kurt . . 131. 293. 371
Wolfskeel v. Reichenberg, Henriette Freiin siehe Fritsch
Wolga 294
Württemberg 126. 298
—, Karl Eugen, Herzog von 126. 136
—, Friedrich, Herzog (König) von 213

Seite
Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 298
Wuttig, E. 360

Yamagischi, M. 368

Zaniboni, E. 368
Zeitschrift für deutsches Altertum 101
Zeitung für die elegante Welt 244
Zelter 71. 72. 75. 84. 85. 86. 87. 103. 106. 107. 108. 109. 174. 219. 225. 226. 227. 228. 235. 239. 240. 241. 242. 245. 246. 250. 251. 252. 351. 373. 379. 383
[Zelter]
—, dessen Stiefsohn Karl Floericke 246
Zeyß, E. 368
Zimmermann, Joh. Georg 282. 295
Zink, G. 369
Zisterzienserorden 302
Zollverein 342
Zona torrida 277. 294
Zürich 118. 119. 120—123. 126. 130. 133. 136. 253—260. 267. 285. 286. 287. 288. 291. 308
—, Sihlhölzli 253. 286
Züricher See . . 254. 259. 288
Zweibrücken (siehe auch Pfalz-Zweibrücken) 113. 138. 140. 141. 142

II. Goethe

Seite
Bildnisse: Büste von Rauch 84. — von Trippel 326. — von Weißer 301. — Gemälde von Stieler 357. — Medaille 1825 (von Brandt) VI. 325. — Medaille 1824 (von Bovy) 327. — Zeichnung von Juel 134. 135.

Goethes Vater 3. 7. 36. 325. 351
— Mutter 3. 6. 8. 36. 112. 130. 325
— Schwester 18
— Gattin 5. 9. 233. 234. 244. 246. 247. 250. 252. 350. 351
— Sohn VII. 47. 48. 103. 214. 215. 244. 245. 307. 326. 327. 370. 378
— Schwiegertochter 91. 307. 325
— Enkel:
Walther 314. 373
Wolfgang. 32. 373
— Familie 306. 326

Goethes Wohnungen: in Frankfurt 32. 112. — Gartenhaus am Parke VI. 316. 362. 370. 379. — am Frauenplan V. 236.
[Goethes Wohnungen] 312. 328. 373. — — Hausgarten 306. 308. 316.

Bibliothek 237. 369
Kunstausstellungen 82. 185—196
Sammlungen . 85. 369. 370. 373
Zeichnungen 31. 113. 131. 198. 200. 236. 237. 370. — Zeichnung, erste, Karl Augusts 30—33

Achilleis 13. 27
Adler und Taube 14
Alexis und Dora . . . 204. 239
Allerdings. Dem Physiker („Ins Innre . . .") . . . 65
„Allerlieblichste Trochäen" . 14
„Als kleinen Knaben . . ." 107
An die Erwählte („Hand in Hand! . . .") 29
An Lida („Den Einzigen, Lida . . .") 131
Annette 18
An Schwager Kronos . . . 10
Antiker Form sich nähernd . 14
„Auf diesen Trümmern . . ." VII
Balladen 17. 239. 252

Seite

Besprechung der 'Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang' 90
Besprechung der Sammlung 'Des Knaben Wunderhorn' 250
Besprechung der Schrift 'Napoleon Bonaparte und das franz. Volk' von Schlabrendorf 247
Besprechung der 'Vertrauten Briefe aus Paris' von Reichardt 247
Besprechung des 'Regulus' von Collin 252
Briefe 16. 65. — an Boisserée 65. 66. 76. 106. 301. 351. — an Christiane 247. 250. 351. — an Cornelius 187. 193. — an Cotta 246. — an Eichstädt 96. 247. 250. — an K. W. v. Fritsch 321. — an Güldenapfel 182. — an Hegel 44. 67. 70. 72. 91. 104. 108. — an Hetzler jun. 39. — an Jacobi 41. 237. — an Kirms 178—181. — an Knebel 48. 49. 106. 107. 351. — an Rob. Langer 193. — an Heinr. Meyer 363. — an Reichardt 198. 204. 236. 237. 238. 239. 240. 244. 245. 249. 250. 251. — an v. Reinhard 69. 246. — an Rochlitz 252. — an Sachsen-Weimar, Karl August von 129. 130. 292. 332. 347. 348. 349. 351. 352. 353. 354. 355. 356. — an Schiller 43. 237. 249. 292. 351. — an Cornelie Schlosser 18. — an Adele Schopenhauer 91. — an Schubarth 105. — an Seebeck 96. 97. — an Steffens 248. — an Charl. v. Stein 25. 131. 132. 136. 137. 348. 363. — an Unger 237. 245. — an Friederike Unzelmann 238. — an Varnhagen 72. 108. — an Chr. G. v. Voigt 182—184. 246. — an Weller 303. — an Zelter 75. 85. 86. 102. 107. 108. 250. 251. 351. 379
Briefe an Goethe: von Boisserée 66. 105. — von Christiane 246. 252. — von Cornelius 185 bis 196. — von Hegel 66. 67. 68.

Seite

[Briefe]
70. 71. 72. 73. 78. 81. 82. 90. 101. 102. 103. 104. — von Reichardt 197—253. — von Rochlitz 252. — von Sachsen-Weimar, Karl August von 129. 130. 139—142. 240. 241. 332. 340. 347. 352. 353. 354. 355. 356. 368. — von Schiller 67. 238. — von A. W. Schlegel 240. — von Seebeck 97. — von Steffens 248. — von Friederike Unzelmann 238. — von Zelter 71. 85. 87. 107. 108. 174. 239. 240. 241. 242. 245. 250. 252.
Briefe aus der Schweiz. Zweite Abteilung 128
'Briefe eines Verstorbenen'. 90
Buch Annette siehe Annette
Bürgerpflicht („Ein jeder kehre vor seiner Tür") . . . 7. 22
Bundeslied („In allen guten Stunden") 326
Caesar 10
Campagne in Frankreich . . 144
Claudine von Villabella 199. 203. 223. 237. 238. 248
Clavigo 127. 137
'Das Wesen der antiken Tragödie, in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt von Hinrichs' 88
„Daß zu Ulrichs . . ." . . VII
Dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben 20
Den Originalen („Ein Quidam sagt . . .") 98
Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt . 49
Des Epimenides Erwachen 13. 29. 365
Dichtung und Wahrheit 16. 21. 92
„Die Deutschen sind recht gute Leut'" 25
Die Freimaurerei in Jena betreffend 47
„Die ihr Felsen und Bäume . . ." siehe Einsamkeit
„Die Jahre nahmen dir" . . 13
Distichen 5
Egmont 9. 10. 15. 17. 151—172. 204. 205. 238. 239. 246. 349

Seite

[Egmont]
—, „Die Trommel gerühret" 246. — „Freudvoll und leidvoll" siehe „Freudvoll . . ."
Einsamkeit („Die ihr Felsen und Bäume bewohnt") 14. 379
Eins und Alles („Im Grenzenlosen sich zu finden") . 27
Elegie (Marienbader) . 18. 363
Elemente der entoptischen Farben 66
Elpenor 12
Entoptische Farben 66. 67. 69. 74. 102
Epigramme (Venetianische) 331. 346
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie . 78
Erwin und Elmire 197. 235. 238
Euphrosyne 204. 239
Ewige Jude, Der 11. 14
Farbenlehre 47. 58. 63. 68. 71. 75. 76. 84. 86. 110. 111. — Didaktischer Teil 62. — Materialien zur Geschichte der Farbenlehre 16. 21.
Faust 6. 9. 10. 13. 15. 17. 38. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 63. 79. 88. 92. 93. 101. 104. 166. 167. 196. 292. — Urfaust 5. 27. 374. — Fragment (1790) 51. 52. 54. — Erster Teil 1. 7. 9. 14. 56. 99. 100. — Vorspiel auf dem Theater 17. 20. — Prolog im Himmel 6. — Spaziergang 7. — Hexenküche 51. — Wald und Höhle 54. — Walpurgisnachtstraum 235. — Zweiter Teil 4. 5. 9. 13. 14. 27. 29. 53. 92—103. — Klassische Walpurgisnacht 102. 103. — Helena 382.
„Fehlt der Gabe gleich das Neue" 356
„Feiger Gedanken Bängliches Schwanken" . 28. 357. 383
'Freudvoll und leidvoll' 205. 239. 246
Frühzeitiger Frühling („Tage der Wonne") . 212. 241. 383
Fünf andere („Was verkürzt mir die Zeit") 28
Ganymed 11

Seite

Gedichte 199. 232. 233. 236. 237. 244. 246. 252. 303. 307. 308. 348. 374
— Gedichte an Frau v. Stein 363
Geheimnisse. . . . 15. 27. 85
Generalbeichte („Lasset heut im edeln Kreis") . . 211. 241
Geschichte Gottfriedens von Berlichingen 79
Gesellige Lieder. 246
Gespräche 62. 87. 91. 135. 137. 292. — mit Dittrich 302—309. — mit Eckermann 85. 88. 92. 93. 94. 100. 104. 184. 237. — mit Kräuter 301. — mit Luden 24. 25. — mit v. Müller 104. 107. 346. — mit Parthey 93. 94. — mit Schopenhauer 95. — mit Soret 321.
„Gleich zu sein unter Gleichen" 26
Götter, Helden und Wieland 10
Göttliche, Das („Edel sei der Mensch") 11
Götz von Berlichingen III. 4. 7. 10. 17. 20. 154. 159. 160
—, Bühnenbearbeitung (1803) 179
Gott, Gemüt und Welt . . 23
Grenzen der Menschheit („Wenn der uralte") . . . 11
Groß ist die Diana der Epheser 98
Guten Weiber, Die 16
„Halte das Bild der Würdigen fest! . . ." 26
Hatem („Locken, haltet mich gefangen") 3. 9
Hermann und Dorothea 7. 8. 9. 13. 17. 261. 289. 374
„Höchstes hast du vollbracht, mein Volk . . ." 25
„Ihr sucht die Menschen zu benennen" 99
Ilmenau 331. 348
„Im Vaterlande Schreibe, was dir gefällt" 25
In das Stammbuch Joh. Pet. de Reyniers 31
Iphigenie 9. 12. 14. 88. 159. 170. 197. 236. 325. 327
—, Jubiläumsausgabe (1825) 325
„Ist denn das klug und wohlgetan?" 3
Italienische Reise 40

Seite
Jägers Abendlied („Im Felde schleich . . .") 246
Jery und Bätely 203. 204. 207. 208. 216. 217. 237. 238. 239. 240
Keins von allen („Wenn du dich selber machst zum Knecht") 25
„Klein ist unter den Fürsten Germaniens . . ." IV. 331. 346
Künstlers Abendlied („Ach, daß die innre . . ."). . 11. 32
Ländlich VI
Laßt fahren hin das allzu Flüchtige . . . 331. 357. 383
Leben Bernhards des Großen 132
Leiden des jungen Werther III. 4. 7. 10. 15. 23. 153. 158. 159. 171
Lieder 18. 19
Lied des physiognomischen Zeichners siehe Künstlers Abendl.
Literarischer Sansculottismus 290
Mädchen von Oberkirch, Das. 9
Märchen 15. 17
Mahomet (Voltaire) . . 215. 244
Mahomet. Dramatisches Fragment. 10
„Manches ward indes erfahren" 378
Mann von fünfzig Jahren . 7
Maximen und Reflexionen 3. 5. 19. 22. 25. 26. 28. 57. 58. 69. 96. 110. 363
Metamorphose der Pflanzen 76. 96. 97
Metamorphose der Pflanzen (Gedicht) 5. 7. 20
Metamorphose der Tiere (Gedicht) 5. 20. 78. 111
Mignon („Kennst du das Land . . .") 202. 203. 238
Mineralogische Studien . . 47
Morphologische Studien . . 47
Mut („Sorglos über die Fläche weg") 11. 29
Nachtgesang („O gieb vom weichen . . .") . 219. 245. 246
Natürliche Tochter, Die 7. 9. 15. 60. 61. 79. 173—181. 284. 296
Natur [1783] 39. 40. 45
„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen" 22
Naturwissenschaftliche Schriften 16. 20. 39
„Nein, das ist doch zu arg! . ." 22

Seite
Neue Melusine, Die 7. 8
Neujahrsgedichte 1779 . . . 138
„Nichts vom Vergänglichen" 26
Novelle 15
„Nun auf und laßt verlauten" 357
„Nur wer die Sehnsucht kennt" 202. 203. 238
Optische Studien 16. 20
Pandora 5. 13. 15. 27. 29. 61
Preisausschreiben siehe Weimarische Kunstausstellungen
'Principes de Philosophie Zoologique' 91
Prometheus. Dramatisches Fragment 10. 382
Prometheus („Bedecke deinen Himmel"). 11
Propyläen 192
Proserpina . . . 204. 205. 239
Rameaus Neffe 55. 225. 226. 227. 249. 250
Rastlose Liebe („Dem Schnee, dem Regen") 9
Rattenfänger 211. 241
Reineke Fuchs 199. 237
Römische Elegien 12
Romeo und Julia . . . 306. 308
Sänger, Der („Was hör' ich draußen . . .") 202. 203. 237
Satyros 10
Schillers Totenfeier 24
Schlußgesang siehe „Nun auf und laßt verlauten"
Schlußpoetik („Sage, Muse, sag' dem Dichter"). . . . 19
Seefahrt („Lange Tag' und Nächte") 11
Sehnsucht („Was zieht mir das Herz so") 246
Selige Sehnsucht 2. 27
Shakespeare und kein Ende! 16
Sokrates 10
'Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Zwei Bände' 92
Sprichwörtlich 1. 5. 25. 26. 27. 99
Stella 8. 10
Studien („Nachahmung der Natur") 40
Tagebuch, Das („Wir hören's oft . . .") 7. 18
Tagebücher 43. 66. 72. 77. 84. 104. 183. 193. 244. 245. 246. 247. 248.

Seite

[Tagebücher]
250. 251. 252. 292. 302. 309. 321. 348
Tag- und Jahreshefte 44. 69. 184. 244
Tancred 244. 305. 308
Taschenbuch auf das Jahr 1804 ('Natürl. Tochter') . . 175. 177
Taschenbuch auf das Jahr 1804 (mit Wieland) 219. 246. 295. 296
Tischlied („Mich ergreift . . .") 1. 211. 241
Tonlehre 86
Torquato Tasso 9. 10. 12. 15. 88. 197. 236. 314. 331. 349
Über das Lehrgedicht . . . 308
Über die Spiraltendenz der Vegetation 20. 77
Über Kunst und Altertum 90. 106
„Übermüthig sieht's nicht aus" VI
Ungedruckte Winckelmannische Briefe 248
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 16. 17. 235. 290
„Ursprünglich eignen Sinn" 26
Urworte. Orphisch . 5. 15. 28
Vermächtnis („Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen") . . 26. 29
Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung 77
Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der obern Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemein sei 20
„Volk und Knecht und Überwinder" 26
Von deutscher Baukunst 82. 83
„Warum gabst du uns die tiefen Blicke" 9
Wahlverwandtschaften, Die 8. 16. 18. 47. 57. 58. 59. 100. 101. 232. 252
— Ottiliens Tagebuch . . 57.58
Wandrers Sturmlied . . 10. 11
„Warum ich Royaliste bin" . 22
„Was die Weiber lieben und hassen" 8
„Was in der Zeiten Bildersaal" 1
Was wir bringen (Lauchstedt) 214. 244

Seite

[Was wir bringen]
— „Warum doch erschallen" 213. 214. 244
Weimarische Kunstausstellungen und Preisaufgaben 82. 185 bis 196
Weissagungen des Bakis . . 14
„Weite Welt und breites Leben" 28
„Wem wohl das Glück die schönste Palme beut" . . 27
„Wenn im Unendlichen dasselbe" 6. 27
„Wenn mit jugendlichen Scharen" 356
„Wer mit dem Leben spielt" 27
„Wer nie sein Brot mit Thränen aß" . . . 202. 203. 237
„Wer sich der Einsamkeit ergibt" 202. 203. 238
West-östlicher Divan 5. 19. 27. 88. 303
„Wie es dir nicht im Leben ziemt" 1
„Wilde Stürme, Kriegeswogen" VII
Wilhelm Meister 16. 17. 27. — Theatralische Sendung 5. 6. 12. 15. — Lehrjahre 7. 8. 9. 12. 15. 23. 24. 25. 55. 56. 146. 202. 203. 237. 238. — Lieder Mignons, des Harfners 18. 202. 203. 237. 238. — Wanderjahre 7. 9. 13. 15/16. 17. 18. 79. 101. — Novellen 16. — Pädagogische Provinz 18. 59
„Willst du dich am Ganzen erquicken" 23
Winckelmann und sein Jahrhundert . 21. 222. 224. 248
— Voranzeige siehe Ungedruckte Winckelmannische Briefe
Xenien 14. 22. 234. 235. 237. 238. 290
Zahme Xenien 1. 3. 5. 6. 14. 24. 26. 27
Zwischengesang siehe „Laßt fahren hin . . ."
Zueignung („Der Morgen kam . . .") 19
Zum Shakespearestag . . . 10
Zur Morphologie Ersten Bandes 2. Heft 98

Seite

Zur Naturwissenschaft 66. 75. 90. — Ersten Bandes 1. Heft 66. — Ersten Bandes 3. Heft 66. 71. 74. — Ersten Bandes 4. Heft 67.

Zu Thaers Jubelfest („Wer müht sich wohl im Garten dort") 29

Ausgaben: Schriften (Göschen), 197. 236. — Neue Schriften 237. — Ausgabe A 129. — Ausgabe B 98. — Ausgabe C[1] VI. 356. — Quartausgabe 32. — Weimarer Ausgabe 173. 381. — Volksgoethe 365. 375. 377. 378. — 'Der junge Goethe'. . 31. 33

Seite

'Goethes goldener Jubeltag' 30

Goethe-Handbuch 89

Goethe-Wörterbuch . . 377. 378

Goethe-Nationalmuseum 86. 366 369. 370. 380

Goethe- und Schiller-Archiv 3. 130. 182. 185. 197. 234. 323. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 373. 374. 377. 380

Goethe-Gesellschaft 2. 4. 29. 359 bis 384. — Bibliothek 366. 367. 368. — Goldene Medaille 365. — 'Jahrbuch' 376. 377. — Ortsgruppen 364. 366. 376. 381. 382. — Werbeschrift 363.

Wiener Goethe-Verein . . . 381

Inhalt

Seite

Vorwort III

Roethe, Gustav: Goethe. Zum 28. August 1924 1

Wahl, Hans: Aus der Frühzeit der Freundschaft Goethes und Karl Augusts 30

I. Das Bild des Erbprinzen Karl August von Goethe . . 30

II. Das Testament des achtzehnjährigen Herzogs 34

Honegger, Rudolf: Goethe und Hegel 38

Wahl, Hans: Briefe des Herzogs Karl August an die Herzogin Luise von der Schweizerreise 112

Schleicher, Walther: Ein unbekannter Brief Karl Augusts an Goethe 139

Des Fours, Kuno: Karl August und die Erfurter Coadjutorwahl 1787 142

Brüggemann, Fritz: Goethes 'Egmont', die Tragödie des versagenden Bürgertums 151

Schnapp, Friedrich: Die Berliner Handschrift der 'Natürlichen Tochter'. Mit einem Briefe Goethes an Kirms vom 27. Juni 1803 173

Hecker, Max: Ein Brief Goethes an Christian Gottlob v. Voigt 182

Hecker, Max: Vier unbekannte Briefe des Malers Peter Cornelius an Goethe 185

Hecker, Max: Die Briefe Johann Friedrich Reichardts an Goethe 197

Fiebiger, Otto: Dreizehn Briefe Wielands, zumeist an Luise von Goechhausen 253

Scheidemantel, Eduard: Eine wiederaufgefundene Wielandbüste Ludwig Klauers 298

John, Alois: Eines Deutsch-Böhmen Besuch in Jena und Weimar 302

Wahl, Hans: Aus den Erinnerungen eines weimarischen Gymnasiasten (1825—1830) 310

Seite
Fiebiger, Otto: Ein zeitgenössischer Bericht über die Weimarer Goethe-Feier des 7. November 1825 323
Marcks, Erich: Karl August (Festvortrag 1925) 329
40. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft (Berichtsjahr 1924/25) 359
Roethe, Gustav: Ansprache am 5. Juni 1925 372

Register

I. Personen- und Ortsnamen 385
II. Goethe 404

Tafeln

1. Albumblatt Goethes, März 1826 („Übermütig sieht's nicht aus").
2. Goethe, Bildnis Karl Augusts, Dezember 1774.
3. Ludw. Sebbers, Georg Friedrich Wilhelm Hegel.
4. Peter Cornelius, Strandendes Schiff.
5. Ludw. Klauer, Christoph Martin Wieland.

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar.



